Dresdner Album.

Zweite Abtheilung.

An Ihro Maj. die Königin Maria von Sachsen,

am 12. August 1854.

O Königin! Maria! Schmerzensreiche!
Dich sucht mein Herz in Deinem bittern Leid
Und weilt bei Dir in banger Einsamkeit; —
Ich schau im Geist das müde, thränenbleiche,
Das edle Haupt, gebeugt vom tiefsten Gram,
Und sink' in Wehmuth Dir zu Füßen nieder
Und bete heiß: O Gott, der ihn Ihr nahm,
O sende Tröstung Ihrem Herzen wieder!

Du edle treue Mutter Deines Landes,
Wie war Sein großes Herz zu aller Zeit
Nur Dir und seines Volkes Wohl geweiht!
Zu innig war Dein Glück! Zu schnell entschwand es!
Wir blicken bange fragend himmelwärts:
Warum, o Gott, hast Du Ihn uns entrissen
Den edlen König? — ach, wir Alle missen
Ihn schmerzdurchdrungen — doch Ihr brach das Herz.

Wie oft, um Trost und Hülfe auszuspenden,
Stiegst Du hernieder von des Thrones Höh;
Und jetzt, in Deines Kummers tiefem Weh,
Ach, da vermag kein Herz Dir Trost zu senden!

Denn Alle — Alle sind wir ja zu arm,
Nur einen Tropfen Balsam Deinen Wunden
Zu bieten in den schweren Prüfungsstunden;
Ach, keinen Tropfen Lind'rung Deinem Harm!

Wir fühlen's schmerzlich, trauernd, tieferschüttert!
Doch, theure Fürstin, blicke hin auf Sie,
Die Heilige, die Dir den Namen lieh;
Sieh, wie das Schwert durch ihre Seele zittert,
Und hoffend doch sie nach dem Kreuze schaut.
O, blick' empor, wie sie, zu jenen Höhen,
Und lausche still dem Worte: Wiedersehen!
Das Himmelsbalsam in die Seele thaut.

Dresden. Charlotte Krug,
geb. Schnorr v. Carlsfeld.

Arabische Verse

aus

Dschelaleddin's persischem Gedicht „Mesnewi"

اقتلونی اقتلونی لانّما
ان فی قتلی حیاتی دائما
فرقتی لو لم تکن فی ذا السکون
لم یقل انّا الیه راجعون

Tödtet mich, o tödtet mich und wär's mit Schmach,
Erst im Tode werd' ich ja lebendig wach.
Wär im Tode nicht mein' Ruh und Glück,
Warum spräch' Gott: „Menschen, kehrt zu mir zurück!?"

Halle. A. Tholuck.

Schiller an den Maler Graß in Rom*).

Wie sehr fürchte ich, mein werther theurer Freund, daß mein langes Stillschweigen auf Ihre lieben Briefe die von einem so werthen Andenken begleitet waren, Ihnen eine seltsame Meinung von mir möchte beigebracht haben. Aber da ich Ihr Paquet mit der Zeichnung erhielt, war ich gefährlich krank und meine Frau lag eben in Wochen, so daß ich für alles andere unfähig war. Und so war es leider auch den größten Theil des Winters, unter dessen Strengigkeit meine schwache Natur bald erlegen wäre. Jetzt mit eintretendem Frühjahr kömmt die Heiterkeit und der Lebensmuth zurück und so wie die Erde der Sonne, öffnet sich auch die Seele der Freundschaft wieder.

Ich fange also damit an, Ihnen auf's herzlichste für Ihr Andenken an mich, für Ihr fortdauerndes Vertrauen zu mir zu danken. Wahrlich, Ihr Andenken ist immer frisch und lebendig unter uns, und innig rührt es uns, daß auch Sie unserer denken. In dieser Zeit hat sich freilich viel bei uns verändert, mein Haus ist lebendig geworden und Sie würden sich wundern, wenn Sie meine Söhne sähen, davon der älteste jetzt bald zwölf Jahr alt ist.

Viel Freude habe ich in diesen 12 Jahren erlebt, wiewohl auch viel durch Krankheit gelitten, aber der Geist ist doch immer frisch geblieben.

Ihre Zeichnung hat uns einen sehr angenehmen Beweis Ihrer Fortschritte in der Kunst gegeben, und gewiß würde es nur von Ihrem beharrlichen Willen und von der Entschiedenheit Ihres Entschlußes abhängen (der jezt noch zwischen Poesie und Malerei hin und her zu schwanken scheint) es in der Kunst zur Meisterschaft zu bringen. Eine schöne Phantasie belebt Ihr Werk, es hat Geist und Anmuth, und vielleicht mangelt es ihm weniger an den höheren Eigenschaften, welche die Natur allein giebt und der Fleiß nie erwirbt, als an

*) Als Manuscript gedruckt.

gewißen mechanischen, die sich durch anhaltende Uebung erwerben laßen. Ich kann von Ihrem Gedichte ohngefähr das nämliche in Absicht auf die poetischen Forderungen sagen, Seele und Gefühl athmet darin, wie es in allem der Fall sein wird, was Sie machen. Aber der Sprache fehlt es an Bestimmtheit, Sicherheit und Correctheit und dem Ganzen noch die letzte Hand. Ihr Aufenthalt in Italien, der Ihren malerischen Fortschritten günstig ist, wird Ihren poetischen Arbeiten nachtheilig sein, weil Sie in dieser Entfernung mit unserer Dichtersprache nicht wohl gleichen Schritt halten können, die in beständiger Gestaltung und Umstaltung begriffen ist. Ich würde also, wenn ich mich in Ihre Seele versetzte, rathen, Ihre Parthie zu ergreifen, und entweder wenn Sie in Italien bleiben, ganz und ausschließend der Landschaftsmalerei sich hinzugeben, oder wenn zu der Poesie die Neigung stärker ist, Italien zu verlassen, und in Deutschland deutsche Poesie zu treiben. Zwischen beiden aber, glaube ich müßen Sie eine Wahl treffen, weil sowohl die Malerei als die Poesie ihren Mann ganz fordert, und hier keine Theilung möglich ist. Faßen Sie bald Ihren Entschluß und unwiederruflich, denn das Leben hat einen kurzen Lenz und die Kunst ist unendlich.

Laßen Sie mich wissen, ob ich Ihren „Fels von Felsenstein" etwa zum Druck in den Cottaischen Calender geben darf, an dem auch ich arbeite. Ich denke, daß man gern ein annehmliches Honorar dafür bezahlen wird.

Wie gern mein lieber Freund versetzte ich mich zu Ihnen unter Ihren schönen Himmel, in Ihre herrliche Natur, und an Ihr eigenes liebendes Herz, wenn der Körper so leicht den Wünschen folgen könnte. Aber ein unermeßlicher Raum liegt zwischen uns und ich kann mit meiner Gesundheit keine solche Probe machen.

Ich umarme Sie mit der herzlichsten Liebe, und sehe einem Worte des Andenkens von Ihnen mit Sehnsucht entgegen. Ewig der Ihrige

Weimar, den 2. April 1805. Schiller.

Die beiden letzten Briefe von Regis*)
an den Rhetor Julius Schramm in Berlin.

I.

Diese Treue Eurer ehrlichen Brust, lieber Alter! auf die man — zwar nimmer — aber mündlich wenigstens „in jedem jungen Jahr sobald die ersten Lerchen schwirrten" sicher rechnen kann, rührt mich innerlich und auch diesmal danke ich vom Grund des Herzens dafür! Denn wer bin ich? Was habt Ihr von mir, daß Ihr mein gedenken solltet? Mit welchen Poesien kann ich Euch verjüngen, neu aufregen, das fade Leben schmackhaft machend von Zeit zu Zeit an mich erinnern? Ich muß mich blos vollends so ausstagniren lassen, wie ein alter stevriler Sumpf — (freilich auch nur äußerlich mitstagnirt durch die Schurzfelle von 48; denn in mir stagnir ich nie, so lang ich Tag für Tag an meinen 2 Werkchen fortarbeite) — und dennoch erinnert Ihr Euch des Sumpfes. — Fast ein Problem — und jedenfalls ein Beweis echter Gesinnung, wie nur die alten Acker-Freunde ihrer fähig sind. Wenn Euer April-Brief einmal ausblieb, würde ich an Euch schreiben, weil ich dächte, Ihr wäret krank geworden. Nun, Gott lohn' es Euch, so lang Ihr mich's wollt genießen lassen! —

Auch ich bin aber dies Jahr zum ersten Mal wirklich verjüngter und fühle mich gegen mein voriges Leben — so warm, unbesorgt und geborgen, wie noch nie: weil ich meine Gustel (und deren Mutter) nach ihres Vaters plötzlichem Tode, der sie, ohne Testament, in höchster Noth zurückließ, seit Neujahr zu mir ins Haus genommen, und nun vorläufig ihr einziger Trost bin: (denn etwas muß sie wohl später noch, wenn auch als uneheliches Kind, aus dem Hausverkaufe ihres Vaters, der ein hiesiger Seilermeister war, und eine alte rechtmäßige Hexe von Weib hinterläßt,

*) Berühmt durch seine Uebersetzungen des Rabelais, Bojardo, Swift, Machiavelli, Cid u. s. w.

Als Manuscript gedruckt.

noch herauskriegen). Gott erhalte mir aber aus Erbarmen dies Kind! denn wenn ich nun dieß je wieder, (aus Mangel) von mir entlassen müßte, fühl' ich mich gar nicht weiter lebensfähig. Das Kind an sich schon bleibt doch ewig noch ein Wunder, das uns mitverjüngt; während an den meisten Erwachsenen, weil eben alles an ihnen sogar natürlich zuzugehen scheint, wenn wir sie nur ansehen und blos unter denen lebten, wir gähnend vor der Zeit altern müßten.

NB. Meine schon im vorigen Sommer — bis auf wenige Bände ganz an Gosohorsky verkaufte Bibliothek hatte mir glücklicher Weise zunächst einige wenige Mittel mehr extra in die Hand gegeben, als worüber ich sonst verfügen kann.

Nun gleichwohl, blicken wir Beide fröhlich in die Zukunft, mit dem Vertrauen auf beide Könige, den höchsten, und seinen Statthalter. Denn wäre nicht der noch, so würden mich allerdings Eure Berichte um Euch etwas besorgt machen. Ganz unerwartet kam zwar auch eine solche Gegenparthei nicht; und es ist merkwürdig wie nun diese Reagenten in ihrem Eifer selbst auf die Mitreagenten gegen die damaligen Agenten loshacken! Gott bessers! Euch aber, auch wenn alle Stränge rissen, könnt' es am Ende doch nicht fehlen; denn Ihr besteigt ja nur wieder Euren alten Bühnenhippogryphen. Aber was soll Einer in solchem Falle thun, der weiter gar nichts Andres gelernt hat?

Sehr lieb und interessant war mir auch die Nachricht von Below's Sohn, und daß sein Nachlaß veröffentlicht werden soll! Danke Euch auch nachdrücklich für Eure Sorge um mich; denn wohl hatten mir die „Gnomen," die ich nur Einmal besaß, und von denen ich gar nichts weiter hörte, einige Sorge gemacht — bis ich endlich nach Ostern darum an die Wittwe schrieb, die sie mir, selbst unpaß, denn auch bald durch die Tochter (Lydia) sandte und — was mir ebenso wichtig war — mit einem Briefe dieser Tochter an mich, worin ich die ersten Aufklärungen über den Verlauf und Fortgang dieser schon vom vorigen Jahr datirenden Krankheit fand. — Doch nun wenigstens einen Anhalt! Auch seine letzten kleinen Aufsätze lagen bei, die er mir noch auf dem Krankenbette selbst bestimmt hatte. — Die Tochter muß ein sehr gebildetes Mädchen sein. Ein

trefflicher Brief! Ich kann sagen, daß meine Trauer um ihn von da an eigentlich recht wieder von vorn angefangen hat. — Nun, wohl ihm wenigstens in so fern, als er aus dieser Partheien-Zeit abgefordert wurde!

Der Scherenberg muß doch auch von Character ein seltener Mensch sein. Einigermaßen frappirte mich in der Vossischen Zeitung Euer Vorhaben „Katte und Friedrich" zu lesen. Wie mag das behandelt sein, daß es der Hof erlaubt? Denn der Papa kann doch unmöglich gut dabei wegkommen. (NB. Ueber diesen Papa) vorzüglich Voltaire in seiner Selbstbiographie.

Gestern hab' einen Stegreifgedanken-Versuch auf der Stelle ausgeführt, wovon aber noch nicht reden will. — Glück übrigens Euch zu Eurem jetzigen Quasi Familienleben, und zu den Geschichtsstudien! Ich lese nebenher mit vielem Genuß Adissons alten 1½hundertjährigen Spektator, und neulich desgleichen Devrients deutsche Theatergeschichte, wie auch die Devrientnovellen von Eurem dicken Freunde Smidt. Nun also, mein Glas für Euch immerfort geleert auf Gott und König. Lieber Treuer, Ihr wünscht mir einen 84sten Geburtstag — soll ich mich darnach sehnen, mit meinen Fußschmerzen? Gleichwohl nicht abgeneigt, wenn Er will; denn ohne Leben Nichts.

Breslau, den 28. April 1853. **Regis.**

II.

Mein alter Freund!

Gerührt auch diesmal danke ich für diese Erinnerung! Es giebt so viele weit schöner als ich eingekleidete und durchwürzte Psychen und sind seitdem jung geworden, daß ich Alter, dürftiger — zumal in jetziger Zeit — zugleich dankbar erfreut und beschämt bin, wenn noch dann und wann ein Andenken an mich verlautet, weil es mir Bürge ist, doch auch in der Welt etwas nütze gewesen zu sein. Es ist immer der Menschheit größtes Glück, nach meiner von jeherigen Schätzung, so lang er einstweilen nur noch seinen Geburtstag weiß, und über den Todestag völlig im Unklaren bleibt, weil der von selbst kommt, so wie freilich auch jener kam,

und (vielleicht) sein ganzes Selbst ohnehin mit wegschwemmt. Ich ehre gewiß den edlen Spruch: „das Leben ist der Güter Höchstes nicht.“ Nur daß mir bisher, diesseit des Grabes, noch niemand ein noch höheres Gut zugleich bei Leblosigkeit (i. e. Bewußtlosigkeit) hat nachweisen können. Denn das ist nicht schwer, in die Hosentasche zu greifen und thun, als hätte man da noch unermeßliche Güter, so lange man sie nicht vorzuzeigen braucht. — Die Herren Offenbarungslehrer mögen sagen, was sie wollen. Wenn gleich bei Gott allerdings Alles sein kann.

Nun wir sind also in sofern Beide Leidensgenossen, daß wir unsre Gönner verloren haben, Sie Stolberg und Radowitz, ich Below, den nie zu Verschmerzenden. Aber meine Beruhigung ist, daß die Ressourcen, die Sie in sich haben und schon vorher hatten, Sie über jede zeitige Stimmung der Minister hinwegsetzen können.

Ich selbst habe auch den nun verflossenen Winter als den fürchterlichsten zu nennen, den ich, nach Gottes Rathe je erleben müssen. Denn außer dreiwöchentlicher Krankheit an Bluthusten und Krampfschlucken im December, traf mich auch bald darauf noch das Unglück, durch einen einzigen Taschenfehlgriff auf Einmal Abends meine ganze Baarschaft (einige 50 Reichsthaler) zugleich mit der Brieftasche unwiederbringlich zu verlieren; Baarschaft, wovon ich gerade diesmal so sorgenlos wie lange nicht, bis zum nächsten Termin hätte leben können, da ich eben kurz zuvor meine letzten werthvollen Bücher verkauft hatte. Nun, denken Sie sich, wenn möglich, diese Weihnachten. Und dennoch war Gustel, noch Gottlob bei mir! mein einziger Trost. Es gab Einen Abend, an dem ich mich schon, ohne Eßgroschen um 7 Uhr aufs Bette gelegt hatte, um mich vollends sanft auszuhungern, weil auch meine einmalige tägliche Mahlzeit vereitelt war — wenn nicht Gustels Mutter hinter meinem Rücken bei fremden Leuten schnell 1 Rthlr. geborgt und mir gebracht hätte. Ohne augenblickliche baare Hülfe der Freunde (Eitner, Haase, Schultze in Liegnitz) war ich absolut verloren — und dennoch hängen noch immer ein Paar Bärchen an ihren Stricken; denn plötzlich aus heiterer Luft einschlagender Blitzstrahl verwindet sich nicht mit einem Mal. Es war wahrlich, wie wenn Einem das Häuschen über Nacht im Schlaf vom Kopfe weggebrannt ist, und er

steht nun im freien Felde. — Doch nun fort mit dem Grausigen, da es hinten liegt, und mit Gottes Willen auch überlebt ist — aber nach welchen Nachtwachen! welchen palpiti! (denn erst den Morgen darauf hatte ich die Brieftasche vermißt. Nun geht's ja schon besser! Schon komme ich wieder aus! Schon habe ich auch, zu künftiger Verbesserung meiner Umstände, eine geistig-productive Buchhändlerarbeit unter der Feder, nämlich die tägliche Redaction meines großen Epigrammen-Manuscripts aus der griechischen Anthologie (schon in den vorigen Sommern früh im Grünen und Freien entstanden) — contrahirt mit Hoffmann in Stuttgardt für die neueröffnete Griechenübersetzungsbibliothek, die so gut eindrücklich mit Donners Aeschylus begonnen hat, und 12 Thlr. Honorar pro Druckbogen zahlt. — Gleichwohl bin ich darauf gefaßt, daß auch dies Unternehmen im Material-Kothe der Jetztzeit wieder (erstickt) zerschellt, ehe ich noch einen Groschen davon einernte. Denn die Hauptsache ist (wie immer bei mir) das Seelenglück der Arbeit.

Nun Seelenglück wünsch' ich auch Euch und soviel vom andern als zur Behaglichkeit nothwendig ist. Und dazu helfe uns zunächst der Frühling, den wir mit vollen Nüstern und allen Blumendüften (wer's noch kann) einschnaufen wollen — sobald nur die Luft endlich wirklich einmal, was man nennt warm geworden sein wird.

Euer

Breslau, den 28 April 1854. Regis.

In Andersens Stammbuch.

Meine Sonne ist im Scheiden,
Meine Nacht ist da;
Bringe all' die Frucht Dir Freuden,
Die ich blühen sah.

Wien. Caroline Pichler.

Baskisch.

Nabussi lehenec lan berri gusietan
Anhiz elhesari iardiresten dute
Hatsarrea seren emaiten baitutė
Sein erdia baita gausa guehienetan
Ban' are dutenee beleguinsarretan.
Esarten lan hura guehiago bute,
Esenes escasic vziten balute,
Ed' vrhent-peituric sembait erezetan.

Aus einem Sonnett an Herrn von Sauguis.
S. Uskazazeo Zuhur-Hitzac Aillande Oihanartec Bildiac etc. Bordelen 1847. S. 247.

Deutsch.

Die ersten Meister jedes neuen Werkes
Verdienen großen Lobspruch, denn sie legen
Den ersten Grund dazu und dieses heißt,
Die Hälfte schon von aller Arbeit machen.
Die aber, so das Werk zu Ende bringen
Verdienen nicht geringer Lob: sie thun
Noch mehr als jene, die ihr Unternehmen
Voll Lücken oder unvollendet lassen.

Aus den Baskischen Sprüchwörtern und Gedichten von Arnauld Oiseaunt (um 1650). Zweite Ausgabe. Bordeaux 1847.

Jena. O. L. B. Wolff.

An Sr. Maj. den König von Preußen*).

Du hast, o Fürst! mit hohen Ehren
Der Frauen Werk voll Huld geschmückt,
Hast Deiner Gnade köstlich Siegel
Der Demuth Streben aufgedrückt.
Wir stehn beschämt und tief gerühret,
Nicht solch' ein Lobspruch uns gebühret,
Was wir gethan war uns're Pflicht.
Wohl hat die Selbstsucht uns getadelt,
Doch Du hast unser Werk geadelt
Und gingst mit uns nie zu Gericht.

Du, König! hast es wohl verstanden,
Daß Gott uns selbst dies Werk gebot.
Sein Ruf erklang beim Sternenlichte,
Sein Ruf erklang beim Morgenroth:
„Ich will mit meinem Schild euch decken,
„Will Seegensfülle euch erwecken,
„Doch seid getrost und unverzagt!
„Ich liebe gläubigstarke Herzen,
„Und tröste Den in Noth und Schmerzen,
„Der mir zu Ehren Alles wagt."

---

*) Se. Maj. der König hatte geruht, bei der von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen=Admiral am 25. August 1855 zu Wolgast in Neu=Vorpommern vollzogenen Taufe des von den Frauenvereinen Berlins und Potsdams erbauten Kriegsschooners, den vorgeschlagenen Namen „Frauengabe" in den Namen „Frauenlob" umzuändern, damit bleibend schon durch diesen Namen Seine und des Vaterlandes Anerkennung ausgesprochen sei.

Gott hat auch Frauen auserkohren
Als Werkzeug in der Prüfungsnacht,
Hat manches Frauenherz gestählet,
Und Hochsinn in ihm angefacht.
Schon oft in schwerumwölkten Tagen,
So künden Lieder es und Sagen,
Hat Heldensinn die Frau'n geziert.
Und selbst die Schrift giebt uns die Kunde
Von Frauen, die, mit Gott im Bunde,
In Demuth Herrliches vollführt.

Vor unserm Geiste ward enthüllet
Ein köstlich Bild, erhaben, hehr!
Den Riesenfittig ausgebreitet
Steigt Preußens Adler aus dem Meer;
Und freudig Flaggen ihn umwehen
Mit Lorbeer wir geschmückt ihn sehen
Und eine neue Aera tagt:
Borussia's Flotte neu erwecket
Die deutschen Küsten schirmend decket,
Den kühnsten Flug ihr Adler wagt!

Prophetisch Bild von Gott gesendet,
Schon einst von Deinem Ahn erblickt,
Als er zu Afrika's Gestaden
Die erste Flotte ausgeschickt.
Da sah man junge Colonieen
Am Oceane rasch erblühen
Und Preußens Flagge war geehrt.
Von Dir, o König! jetzt geleitet
Sich uns're Seemacht neu bereitet
Wofür Dein Volk Dich segnend ehrt.

Du hast, o Fürst! mit hohen Ehren
Der Frauen Werk voll Huld geschmückt,

Hast Deiner Gnade köstlich Siegel
Der Demuth Streben aufgedrückt.
Wir stehn beschämt und tief gerühret,
Nicht solch' ein Lobspruch uns gebühret,
Was wir gethan war uns're Pflicht.
Wohl hat die Selbstsucht uns getadelt,
Doch Du hast unser Werk geadelt
Und gingst mit uns nie zu Gericht.

Heringsdorf, am Strande der Ostsee.
Am 25 August 1855.

Elfriede von Mühlenfels,
Vorstands-Mitglied des Frauenvereins
zur Erwerbung eines Kriegsfahrzeugs.

Frauenstimme

bei der Ruhestätte

des Hochseligen Königs von Preußen,

Friedrich Wilhelm III.

im Garten zu Charlottenburg.

Sonne, steige herauf über das stille Mahl!
Gieß' verklärenden Glanz auf das geweihte Grab,
Das dem Herrscher sich aufschloß,
Als erlöschend sein Auge brach.

Als die Stunde genaht, wo sich der letzte Kampf
Zwischen Leben und Tod bald ja entscheiden muß,
Da, ach, sah'st Du die Deinen
Dicht gedrängt um Dein Lager steh'n.

Wie mit Zaubergewalt trug sie die Liebe rasch
Fernher, weit aus dem Nord, über die Meeresfluth
An des Sterbenden Busen,
Dessen lächelnder Blick noch sprach.

Und das seufzende Herz hob sich im tiefen Leid,
Heiß im leisen Gebet, Rettung erflehend noch,
Zu dem Vater des Lichtes;
Nicht vermocht' es, zu trennen sich

Von so süßer Gewalt, welche die Liebe übt,
Die mit festestem Band Kinder und Enkel hält,
Und am Herzen des Vaters
Reich bevölkerte Länder trägt.

Doch es rief Dich der Gott, der Dich zum Herrscher schuf,
Der mit flammender Schrift tief in die Brust Dir grub
Seines Willens Gebote,
Die Du gläubig als Christ verehrt.

Und es seufzet Dein Haus, seufzet die weite Stadt.
Von den Ufern des Rheins dringt's bis zur Weichsel hin,
Wie dumpfhallende Echo,
Daß Borussia's Herrscher schied! —

Schwerer seufzet Dein Volk, seufzet Dein weites Reich;
Wie vom Sturme gebeugt, starrt es in stummem Schmerz,
Denn das Bild des Geschied'nen
Tritt verklärt vor die Seele hin.

Was Du liebend gedacht, was Dir die Pflicht gebot,
Was zum Heil und zum Glück Du für Dein Volk gethan,
Das strahlt reiner im Lichte,
Da der trennende Tod Dich rief.

Doch er lächelt Dir sanft aus der Verklärten Blick,
Die voran Dir geeilt höheren Sphären zu,
Dich hienieden umschwebte,
Und Dir sterbend die Palme reicht.

Und so rang sich Dein Geist sanft von der Erde los,
Auf zu höherem Licht, seliger Geister Chor;
Aus den Armen der Liebe
Trug die Liebe Dich sanft hinauf.

Ob den Augen entrückt, bleibt uns Dein frommer Geist,
Der im Ahnengeschlecht gleich sich dem Phönix zeigt:
Geht der Herrscher zu Grabe,
Neu der Herrscher im Sohn ersteht.

Laßt die Hülle denn ruh'n in der geweihten Gruft!
Hain, streu' Schatten herab; säusele Frieden ihm,
Ihm, der Frieden so gerne,
Weil er lebte, den Völkern gab.

Sonne, Thränen geweint sahest Du viele hier,
Liebes-Zähren ja sind's, zartester Liebe Zoll,
Der dem trauernden Herzen
Sanft in Wehmuth verklärt den Schmerz.

Greifswald. Julie Erichson, geb. Gesterding.

Numquam retrorsum.

Das Bächlein, das über Felsen im Schatten des Waldes dahinrauscht, der Strom der ruhig aber unaufhaltsam durch die Lande zieht, sie schreiten vorwärts. Blicke aufwärts in die Wolken, in die Sterne, sie rasten nie, sie schreiten vorwärts nach dem Ziele. Und willst du sehen wie auch die Menschheit vorwärts schreitet, so stelle dich auf die Höhen der Geschichte und du siehst auch sie im ewigen Fortschritt begriffen.

Dresden. Gustav Klemm.

Lied (für ein künftiges Gesangbuch),
nach Aug. H. v. Weyrauch
von Dr. Otto Friedr. Rosenberg in Dresden
in's Lettische übertragen.

Mihlais Kungs! ak luhdsams dsirdi,
Ko es deen' in naktî suhdsu:
Wiss, kas mihlsch irr mannâ sirdî,
Ko es teiktu, luhdsu, darru,
Irr, preeksch Tawas gaismas, leeks,
Irr, ka rihtas rassa, neeks.

Bet pahr kattras wainu sinnas
Paschu atsiht pirms man mahzi,
Kungs, pehz mihlestibas winnas,
Kurru labbaht mirt Tu nahzi.
Weltibas ne tihka, sirds;
Muhschigi tahds uppur's mirds.

Tumsihbâ, kad mannas kahjas
Maldahs, Tawa gaisma klahtu
Atspihd man no winnas mahjas,
Walda mannu tumschu prahtu.
Suhti spehku, augstais Deews,
Manneem darbeem, schehligs Tehws!

Kad jau pasaul' sahktu greestees
Tuwaks, brahlis, wainas krahtu —
Swehtais! dohd no sirds man zeestees,

*) Um nichts von der rührenden Einfachheit und Thautropfenklarheit dieses trefflichen Liedes der strengnachgebildeten äußern Form zu opfern, hat der Uebersetzer, durch die Armuth der lettischen Sprache veranlaßt, sich genöthigt gesehen, in wenig von dem Versmaaße des Originals abzuweichen. Kr.

Ka Tu pats, ar mihlu prahtu,
Schehlastib', prett teesu, leez,
Prettineekam rohku sneeds.

Tawu zeklu, Tehws, man rahdi!
Rembeht, mahzi, mannas behdas,
Atrast man, ka behrni schahdi,
Tawu behrnu-meera pehdas!
Eesim abbi, eenaidneeks,
Abbeem mums buhs Debbespreeks!

Weyrauchа, zeeniga Knagu,
Dseesma.

Lied.

Lieber Herr, ich bin betrübt,
Denn ich merk' es alle Tage:
Alles, was ich je geliebt,
Was ich thue, was ich sage,
Wird vor Deines Mittags Licht
Gleich dem Morgenthau zunicht.

Eines thut vor Allem Noth:
Laß mich meinen Fehl erkennen,
Schauend hin auf Deinen Tod
Mich von eitlem Wesen trennen,
Daß ich für das ew'ge Heil
Opfre freudiglich mein Theil.

Wenn ich oft in Zweifeln bin —
Wolle mich zum Lichte leiten!
Lehre mich den tiefen Sinn
Deiner hohen Bilder deuten!
Deine große Wissenschaft
Fülle mich mit Muth und Kraft!

Gieb mir, Heiliger, Geduld
In dem dunkeln Weltgetriebe,
Und bei meiner Brüder Schuld
Laß mich denken Deiner Liebe,
Die dem tiefgefall'nen Knecht
Milde Gnade gab für Recht.

Führe lieber Christ, mich so,
Wie Du selber mir's beschieden,
Daß ich einmal, kinderfroh,
Finde Deinen Kinderfrieden
Und mit meinem Feind zugleich
Trete in Dein himmlisch Reich.

Dresden. August Heinrich von Weyrauch.

Die Dresdener Schillerstiftung.

(An den Director **Kraukling**.)

Sie wünschten von mir für die zweite Auflage des Album nähere Mittheilungen über Ursprung, Zweck, Wesen und Organisation der hier begründeten Schillerstiftung, und wie könnte ich anders als mit herzlicher Freude Ihrem freundlichen Wunsche entsprechen? Er bietet mir willkommene Gelegenheit, zu einem voraussichtlich großen und ohne Zweifel höchst achtbaren Kreise von Lesern und Leserinnen über eine Sache zu sprechen, die des Besprechens so werth ist und ich darf dies in einem Buche, das Zwecken der Mildthätigkeit zu dienen bestimmt ist und dessen Herausgeberin, auf diesem Gebiete überhaupt so auch insbesondere durch Förderung einer, dem neuen Unternehmen verwandten ältern Stiftung, der „Tiedgestiftung," dankenswürdige Verdienste sich erworben hat. Lassen Sie mich nach den mir vorliegenden Akten eine getreue Darstellung der Entwickelung und des bisherigen Fortgangs eines in reinster Absicht unter-

nommenen Werkes geben, das hoffentlich Bestand haben und fort und fort zum Segen, auch noch in der fernsten Zukunft, wenn die Begründer längst dahin gegangen sind, gedeihen wird.

Als im vorigen Frühling die fünfzigjährige Wiederkehr des Schiller'schen Todestages, des neunten Mai, bevorstand, erschien in einer hiesigen Zeitschrift*) ein Aufsatz des Unterzeichneten, in dem derselbe an die Zeit erinnerte „während welcher sich der edle Dichter in dem uns nahgelegenen Loschwitz auf dem Weinbergsgrundstücke seines Freundes Körner aufgehalten." Der Verfasser fügte hinzu: „Kaum daselbst angelangt schrieb Schiller folgendes in einem Briefe vom 13. September 1785, also vor nun beinahe 70 Jahren: „„Was meine heißesten Wünsche erzielten, habe ich nun endlich erlangt; ich bin hier wie im Himmel aufgehoben, und in der jetzigen Fassung meines Gemüthes kenne ich keine andere Besorgniß mehr, als die Sorge vor dem allgemeinen Loose der zerstörenden Zeit. Ich schreibe auf meinem Zimmerchen in Weinberg. Die Herreise (von Leipzig) war glücklich. Als auf einmal, mir zum erstenmale, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie ich laut auf. Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her und eine schwesterliche Aehnlichkeit dieser Grenzen mit dem Tummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit macht sie mir dreifach theuer."" Wer möchte diese Worte ohne Rührung lesen, wem wäre bei dem Andenken an Den, der sie schrieb, das freundliche Loschwitz nicht doppelt theuer?

Die Stätte die ein guter Mensch betrat
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Wie viel geweihter ist eine Stätte, wo ein großer Mensch gewandelt, dem gut und schön Eins war und der dies in Wort und That so glorreich bewährt hat? Aber die Stätte in Loschwitz hat noch kein äußeres Zeichen, wie z. B. das Häuschen, wo der Dichter in Gohlis bei Leipzig gewohnt, ein solches besitzt. Keine Gedenktafel sagt dem Wanderer: „Steh still, hier wohnte Schiller;" in diesem Hause schrieb er die Worte, daß er sich hier „wie im

*) Sächsische Constitutionelle Zeitung vom 21. April.

Himmel" fühle, in diesem Hause dichtete er an seinem Don Karlos! Und doch wäre eine Erinnerungstafel mit seinem Namen mit so geringen Mitteln hergestellt! Sollte nicht jetzt, da der Tag, an welchem Schiller aus dem Kreise der Lebenden geschieden, zum fünfzigsten Male wiederkehrt, die würdigste Veranlassung zu einem solchen Akte der Pietät sein? Sollte auf diese Frage nicht von allen Seiten eine bejahende Antwort gegeben werden?

Sie ward sofort in der erwünschtesten Weise gegeben; während Beiträge zur Errichtung der vorgeschlagenen Gedenktafel eingingen, erbot sich in einem Briefe an den Unterzeichneten ein ehrbarer hiesiger Steinmetzmeister, „als Verehrer des Verewigten eine Marmorplatte mit Schrift unentgeldlich anzufertigen und an Ort und Stelle schaffen zu lassen." Leider ist es mir nicht vergönnt seinen Namen zu nennen, da er dessen Verschweignng als Bedingung an sein liebevolles Anerbieten geknüpft. Durch dasselbe war mit einemmale die Ausführung des Vorschlages gesichert, und die Gedenktafel würde in der Stille, wie der Verfasser jenes Aufsatzes anfänglich gewünscht, nur von einigen Freunden eingeweiht worden sein, wenn sich nicht eine viel allgemeinere Theilnahme kundgegeben, um noch eine stille Feier zu gestatten; vielmehr legte sie dem Festcomité, das sich unterdessen gebildet hatte, die Verpflichtung auf, der vollen Oeffentlichkeit ihr Recht zu lassen. Die Einweihung des schönen Erinnerungszeichens, mit der auf den Vorschlag des Unterzeichneten die Pflanzung zweier Bäume, einer Eiche und einer Linde, als Symbol der Freundschaft zwischen Schiller und Körner, verbunden wurde*), geschah in Gegenwart von Tausenden, die zum großen Theil auf mehreren, von der Dampfschiffahrtscompagnie uneigennützig zu Gebote gestellten Dampfbooten — das eine war höchst reich geschmückt worden — nach Loschwitz hin und zurück befördert wurden. Draußen wurden drei, nachher durch den Druck mitgetheilte Festreden, welche lebhaften Anklang fanden, von Dr. Wilhelm Wolfsohn, Dr. Karl Gutzkow und Dr. Berthold Auerbach, gehalten und mehrere, zum Theil für die Feier componirte Gesänge von der

---

*) Die sinnbildliche Pflanzung der Schillereiche und Körnerlinde hatten Hofrath Damm und Kreisdirector Müller übernommen.

Dreißig'schen Singakademie, welche mit unter den Ersten gewesen, die sich zur thätigen Theilnahme bereit erklärt, ausgeführt. Nach der Feier fand eine Einzeichnung in das von Adv. Ludwig Siegel geschenkte Gedenkbuch statt, wobei eine ansehnliche Summe für die inzwischen angeregte „Schillerstiftung" einging.

Bereits am 25. April nämlich war in demselben obengenannten Blatte ein zweiter Aufsatz des Unterzeichneten erschienen, der zuvörderst die Begründung eines „Fonds zur Unterstützung der Hinterbliebenen armer Schriftsteller" welcher dem Andenken an Schiller gewidmet sein solle, vorschlug und daran folgende Bemerkungen knüpfte: „Eine solche Stiftung würde ein Denkmal in Schillers Geiste und zugleich ein Wahrzeichen der Nation sein, das tiefere, nachhaltigere und ächtere Wirkungen haben würde, als vorüberrauschende Erinnerungsfestlichkeiten. Man vergegenwärtige sich nur die äußeren Verhältnisse, in welchen Schiller, der gefeierte Schiller, starb. Seine Freunde mußten zusammentreten, um die Kosten seines Begräbnisses zu bestreiten. Ist diese Thatsache nicht eine ernste und dringende Mahnung? Fast alle Genossenschafteu besitzen Wittwen- und Waisenkassen. Nur die deutschen Schriftsteller müssen in der Regel — denn wie wenige sind vermögend und können durch ihre Feder vermögend werden! — vor dem Gedanken zittern, ihre Hinterbliebenen in Sorge und Mangel zurückzulassen. Große Geister sind selten, aber an ehrenwerth strebenden Autoren, die Liebe und Wahrheit im Herzen tragen, ist Deutschland reich. Soll es arm sein an Mitteln ihre Nachkommen vor Noth zu bewahren? Die Gewißheit des lebenden und wirkenden Schriftstellers: daß, wenn er die Augen schließt für die Seinen gesorgt sei, ist diese Aussicht nicht ein immer erwärmender und erleuchtender Lichtblick in sein Herz, seinem Geist in die Quelle seiner Kraft, die er seinen Zeitgenossen, oft unter herben Entbehrungen und aufreibenden Anstrengungen, widmet? Aber was sind Entbehrungen und Anstrengungen gegen das Gefühl, sich in schöner, edler Weise auszuleben? Unser Schiller hegte dieses Gefühl in wahrhaft großem Sinne. „„Wie äußerlich arm er in Leipzig lebte,"" heißt es in einem Briefe, „„aber auch wie innerlich reich und glücklich in Liebe geben und Empfangen, darüber hat mir Huber gar Manches erzählt. Während man den Dichter im Herzen trug und

ihm auf dem Papier einen Triumpfbogen nach dem andern erbaute, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer und späterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialste Weise nicht blos zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie."" Und die Freundschaft, wie männlich schön und zart reichte sie ihm die Hand. „„Ich weiß,"" mit diesen Worten lud ihn Körner zu sich nach Loschwitz ein, „„daß Du im Stande bist Dir alle Bedürfnisse zu verschaffen, sobald Du nach Brot arbeiten willst; ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brodverdienens zu versetzen."" — Die Freundschaft blieb dem edlen Dichter treu, während seines ganzen Lebens, aber sie konnte ihn vor materiellen Sorgen nicht gänzlich schützen, und er starb wie gesagt in Armuth. Auch die starke Hand der Nation kann zur Hand der Freundschaft werden. An diesem schönen, viel umfassenden Worte laßt uns festhalten und ein Werk stiften, das Schillers Geist fort und fort beseelen wird, weil dieser segnend fortlebt in Allen. England hat sein Shakspeare-Asyl, möge Deutschland bald seine Schillerstiftung in dem angedeuteten Sinne haben! Wenn der Ueberschuß der Beiträge, die bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Todestages Schillers eingehen, als Fond angelegt und dieser nach und nach zu einem Kapital vermehrt würde, so könnte dasselbe an Schillers hundertjährigem Geburtstage am 11. November 1859 bereits so weit angewachsen sein, daß es hinreichte schon mehr als einer hinterbliebenen Familie würdiger Schriftsteller, insbesondere Dichter, materielle Sicherstellung und Förderung, z. B. auch hinsichtlich der Erziehung, zu bieten."

Sofort nach Veröffentlichung dieser Anregung wendete sich eine zufällig in Dresden anwesende Dame aus Hamburg, Frau Johanna Helmeke, an den Verfasser, um Näheres über das Project der Stiftung zu erfahren, und stellte, als darüber Auskunft ertheilt worden, einen größern Beitrag in Aussicht. Einen solchen gewährte sie auch hierauf noch vor dem Feste in Loschwitz, dem sie beiwohnte durch eine Schenkung von tausend Thalern, welche natürlich mit dem größten Danke von dem zur Erzielung eines Comités der Stiftung vorläufig Zusammengetretenen angenommen ward. Diese

waren Geh. Medicinalrath Dr. Carus, Oberbibliothekar Hofrath Dr. Klemm und Vicedirector Hofrath Winkler und der Unterzeichnete, welcher die Genannten ersucht hatte, mit ihm an eine größere Anzahl von Notabilitäten der Literatur, der Wissenschaft, der Kunst, des Staats und der Gesellschaft eine Einladung zur Berathung über das Vorhaben zu erlassen, eine Bitte, welcher sogleich mit wohlwollender und freundlicher Bereitwilligkeit entsprochen wurde.

In Folge der unverzüglich ergangenen Einladung versammelten sich am 30. April etwa sechzig Personen, und der Unterzeichnete eröffnete die Verhandlung mit einem ausführlichen, aktenmäßigen Bericht über die Sachlage, worauf er die Grundlinie des, vorher in engerem Kreise besprochenen, Planes der künftigen Gestaltung des Unternehmens vorlegte, als dessen — erweiterter — Zweck die „Unterstützung hilfsbedürftiger Poeten, welche anerkanntermaßen durch ein selbstständiges Werk der Dichtung zur Hebung der Bildung und Gesittung beigetragen, so wie ihrer Hinterlassenen" bezeichnet ward. Da nun aber, wurde weiter ausgeführt, nach dem eingebrachten Vorschlage derartige Unterstützungen erst mit der Feier des hundertjährigen Geburtstages Schillers, also erst nach vier Jahren, beginnen sollten, so handele es sich vor der Hand nur darum, ein dem Zwecke entsprechendes Kapital zusammen zu bringen, wofür ein hiesiges Comité als Centralverwaltungsrath in Verbindung mit, in allen andern bedeutenden Städten Deutschlands zu begründenden Filialausschüssen, Sorge zu tragen haben würde.

In einer lebhaften Discussion, welche dieser Darlegung folgte, sprach sich die wärmste Theilnahme für die Sache aus, wie dann die Versammelten ohne Ausnahme darin einverstanden waren, daß eine Stiftung, wie die in Angriff genommene, in hohem Grade wünschenswerth sei, und da die bisher gethanen Schritte gebilligt wurden, so ward den Vorgenannten, welche sich der Einleitung des Unternehmens unterzogen hatten, die Ermächtigung ertheilt: die Geschäfte als Comité der Dresdener Schiller-Stiftung weiter fortzuführen und zu diesem Zwecke noch andere geeignete Persönlichkeiten nach eigenem Ermessen herbeizuziehen.

Von dem ehrenvollen Vertrauen eines so bedeutenden Kreises

gehoben, ging das Comité doppelt muthig und freudig an's Werk, fest entschlossen, „einfach und offen" — ich entlehne diese Worte den Protocollen — „seinen reinen, nur vom Geiste der Humanität bezeichneten Weg zu wandeln." Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser! In dieser Mahnung, an welche ein zu den Vorberathungen eingeladener warmer Freund des Unternehmens, Sr. Excellenz, Geheime Rath von Langenn, sinnig erinnerte, empfing das Princip der Stiftung einen eben so schönen, als treffenden Ausdruck und gewiß wird sie niemals ein würdigeres und bezeichnenderes Motto tragen können.

Das Nächste, was das Comité nach seiner Vervollständigung durch drei neue Mitglieder, welche die auf sie gefallene Wahl bereitwillig angenommen, der Oeffentlichkeit gegenüber unternahm, war eine von Dr. Gutzkow — dieser war schon in der Versammlung vom 30. April zum Mitgliede des Comité's empfohlen worden — im Auftrage des letzteren verfaßte, bereits durch alle größeren Zeitungen bekannt gewordene „Aufforderung an die Deutschen," welche vom 10. Mai d. J. datirt und von sämmtlichen den „provisorischen Vorstand der Schillerstiftung" bildenden Mitgliedern, nämlich Dr. L. G. Carus, Geh. Medizinalrath, Dr. Karl Gutzkow, Dr. Julius Hammer, Dr. Gustav Klemm, Königl. Sächs. Hofrath und Oberbibliothekar, Major Serre auf Maxen, v. Wintersheim, Königl. Sächs. Staatsminister a. D. und Hofrath, Vicedirector Karl Winkler, unterzeichnet war. Die Benennung eines blos provisorischen Vorstandes der Schillerstiftung hatte das Comité im Hinblick auf das erst im Jahre 1859 definitiv zu bildende angenommen, auf welches in den sogleich aufzuführenden Statuten näher hingewiesen ist. Diese, auf den von der Versammlung des 30. April genehmigten Grundzügen beruhenden Bestimmungen, mit deren Redaction der Unterzeichnete in seiner Eigenschaft als derzeitiger Schriftführer des Comité's betraut worden war, lauten folgendermaßen:

Provisorische Statuten der Schillerstiftung.

§. 1.

Einziger und alleiniger Zweck der Schillerstiftung ist: Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche

sich dichterischer Formen bedient und zur Bildung der geistigen Erhebnng der deutschen Nation beigetragen baben, so wie ihrer Hinterbliebenen.

§. 2.

Die zur Erreichung dieser Absicht durch allmähliges Ansammeln von Beiträgen zu beschaffenden, verzinslichen Fonds werden sicher niedergelegt. Alljährlich erfolgt öffentliche Rechnungsablage.

§. 3.

Der aus sieben Personen bestehende provisorische Vorstand der Stiftung führt bis zum 11. Nov. 1859, als bis zum hundertjährigen Geburtstag Schillers, alle vorläufig erforderlichen, das Gedeihen und die Erhaltung der Stiftung fördernden Geschäfte. Bei Abgang einzelner Mitglieder wird er sich durch Neuwahl wieder vervollständigen.

§. 4.

Für jetzt ist beschlossen worden, daß bis zu dem im vorstehhenden § angeführten Zeitpunkte noch keine Unterstützung aus den Mitteln der Stiftung gewährt werde. Dagegen werden von ihnen die etwa auflaufenden Spesen bestritten.

§. 5.

Der Dresdener Vorstand betrachtet sich als provisorischer Centralvorstand, an welchen die Einnahmen der zu dem im §. 1. festgestellten Zweck zu begründenden Filialstiftungen zur Verwaltung abgeliefert werden.

§. 6.

Der provisorische Centralvorstand trägt dafür Sorge, daß bis zum 11. Nov. 1859 von ihm und den, von den Vorständen der inzwischen in's Leben getretene Filialstiftungen ernannten Bevollmächtigten ein definitiver Beschluß über die nähere Organisation und Verwaltung der Stiftung gefaßt werde.

§. 7.

Eine Abänderung oder Erweiterung dieser Statuten kann nur durch die Stimmeneinheit aller Mitglieder des provisorischen Vorstandes vorgenommen werden; doch darf kein Beschluß den Zweck und das Wesen der Stiftung alteriren.

Mit den vorstehenden Statuten wurde zugleich nach allen größern Städten ein, ebenfalls durch den Druck vervielfältigtes Rund-

schreiben an einzelne bedeutende Persönlichkeiten, in deren Theilnahme für die Sache, Einfluß und praktische Begabung man vorzugsweise Vertrauen zu setzen berechtigt war, mit der besondern, auf Mitwirkung an der Begründung von Filialstiftungen gerichteten Bitte gesendet, einer Bitte, welcher freundliches Gehör gegeben wurde.

Inzwischen kam von auswärts, wie natürlich von Dresden selbst, theils von Privatpersonen, theils von Genossenschaften, manche förderliche Spende ein. Was die letztere betrifft, so machte damit eine wohlbekannte literarische Gesellschaft in Berlin, in welcher der Schriftsteller Theodor Fontane eine Sammlung veranstaltete, den Anfang, und der rüstig wirkende literarische Verein in Nürnberg, als dessen Sekretair der verdienstliche Aesthetiker Professor J. L. Hoffmann fungirt, faßte den Beschluß, der Dresdener Stiftung alljährig die Summe von 12 Gulden zuzuweisen, welche für dies Jahr bereits ausgezahlt wurde. Von eben dorther wurde zugleich die Versicherung gegeben, man werde dahin zu wirken suchen, daß die Direction des Theaters eine Vorstellung zu gleichem Zweck bewillige, und man darf sich dieser Hoffnung um so mehr hingeben, als schon ein städtisches Theater, das Hamburger, dessen Direction (Herr Sachse) den Ertrag einer Festvorstellung, 200 Thaler nach Abzug der Kosten, einsendete, mit dankeswerthem Beispiele vorangegangen ist. Hamburg hat sich also in doppelter Beziehung, sowohl durch Raschheit (bis dat qui cito dat), als durch Ansehnlichkeit seiner Gaben, ausgezeichnet. Daß andere Bühnen in der Folge gleichfalls nach Kräften zur Förderung und Unterstützung der Stiftung mitwirken werden, ist nicht zu bezweifeln.

Während so nach dem splendiden Beitrag von weiblicher Hand, der verzinslich niedergelegte Fond trotz der Ungunst der Zeit verhältnißmäßig rasch dem zweiten tausend Thalern entgegenwuchs, das er in diesem Augenblicke bereits überschritten hat, hatte das Dresdener Comité die Freude, daß sich, wie angedeutet, in mehreren Städten bedeutende und wohlwollende Männer zu dem von ihm verfolgten Ziele vereinigten, welche entweder bereits zu Comité's zusammengetreten oder die Bildung solcher im Angriff genommen haben. So folgte sehr bald München dem Beispiele Dresdens mit schöner Energie und Begeisterung, wie von den dortigen Kräften der Wis-

senschaft, Literatur und Kunst vorauszusetzen war. Männer, wie Geheimrath von Thiersch, der hochberühmte Gelehrte, der dem dortigen Ausschusse vorsteht, Obermedizinalrath von Pfeuffer, Professor Förster, Professor Emanuel Geibel, Theaterintendant Franz Dingelstedt, die Professoren Fallmayer, Riehl, F. von Kobell, Moritz Carrière und Andere geben die sicherste Bürgschaft für eine fruchtbringende gemeinsame Thätigkeit im Interesse der Sache, zu deren Besten in den Wintermonaten unter Anderem ein Cyklus von wissenschaftlichen Vorträgen gehalten werden soll. Fast zu gleicher Zeit wie in München ging man in Darmstadt ans Werk und erließ unterm 9. August eine gedruckte Aufforderung, die überall, wohin sie gedrungen, innige Theilnahme erregt hat. Sie verdient dieselbe in hohem Grade, denn nicht allein, daß sie in einem eben so herzlichen und ächt populären, als würdigen und überzeugenden Tone abgefaßt ist, so war sie auch von einer größeren Anzahl von Persönlichkeiten unterzeichnet, welche theils ihrer Stellungen, theils ihrer geistigen Bedeutung wegen ebenfalls volles Vertrauen beanspruchen dürfen, nämlich von Hofrath Th. Becker, Oberstudiendirektor Dr. Breidenbach, Generalstaatsprocurator A. Emmerling, Beigeordnetem Grodhaus, Hofbuchhändler Jonghaus, Bürgermeister Kahlert, Lehrer an der höhern Gewerbeschule Dr. Kunzel, Oberrechnungskammerpräsident Dr. Ludwig, Hoftheaterregisseur Pirscher, Oberconsistorialrath Rink, Professor Dr. Wagner und Hof- und Cabinets-Bibliothekar Dr. Walther. Praktisch auf das Ziel losgehend veranstaltete man nach Constituirung der dortigen Filialstiftung sofort ein Festconcert, das im großherzoglichen Orangeriehause in Bessungen unter der Direction des Kapellmeisters Schindelmeisser stattfand, und welches so zahlreich besucht war, daß eine beträchtliche Summe einging, von welcher der nach Bestreitung der Kosten übrig gebliebene Ertrag für den Fond des Dresdener Comité's niedergelegt wurde. Unterdessen war man auch anderwärts nicht unthätig gewesen, und vorzüglich wurde die Kunde, daß auch Berlin in die Reihe der Städte getreten, wo ein Anschluß an das Dresdener Unternehmen erfolgt ist, mit lebhaftester Befriedigung aufgenommen. Der wärmste Dank dafür gebührte zunächst dem Schriftsteller Dr. Julius

Pabst, der übrigens seine Theilnahme von vornherein durch einen Geldbeitrag rasch bethätigt und dem Redacteur des deutschen Kunstblattes Dr. Eggers, der in dem zum letztern gehörenden Literaturblatte die Sache auf das Wärmste empfohlen hatte. Nachdem beide mit schönem Gemüthe und taktvollem Eifer unermüdlich bestrebt gewesen, eine die Angelegenheit fördernde Vereinignng zu Stande zu bringen, gelang ihnen dies in der erwünschtesten Weise. Nach den an das Dresdener Comité zur Ansicht eingesendeten Akten war von einer, unter dem Vorsitz des Provinzialschulrathes Dr. Bornemann stattgefundenen Versammlung, an welcher außer diesem und den genannten Dr. Eggers und Pabst noch Kammergerichtsrath von Merckel, Historienmaler Menzel und Schriftsteller Theodor Fontane (Geh. Regierungsrath Dr. Kugler war verhindert gewesen zu erscheinen, hatte aber seine Mitwirkung im Voraus erklärt) Antheil nahmen, beschlossen worden, „sich als provisorisches Comité zur Bildung einer Berliner Filialstiftung der zu Dresden begründeten Schillerstiftung zu constituiren.“ In Folge dieses Beschlusses wurden statutarische Grundzüge entworfen, deren erster Paragraph lautete: „das laut Verhandlung vom 21. Juli d. J. zusammengetretene Comité hat sich die Aufgabe gestellt, einen möglichst zahlreichen Verein gleichgesinnter Männer hervorzurufen, dessen Wirksamkeit auf Förderung der Dresdener Central-Stiftung vermittelst einer Berliner Filialstiftung gerichtet sein soll. Nachdem so in Berlin ein, jedenfalls sehr ergiebiger Boden für die Schillerstiftung gewonnen ist, läßt sich mit doppelter Zuversicht erwarten, daß andere Städte der preußischen Monarchie, wie Breslau und Königsberg, wo bereits ein guter Grund dazu gelegt worden, in gleichen Bestrebungen nachfolgen werden. Von den übrigen bisherigen Erfolgen in dieser Richtung (auch in Frankfurt a. M. haben Verhandlungen zur Constituirung eines Comité's stattgehabt) ist der neueste der in unserer Schwesterstadt Leipzig gewonnen, wo bekanntlich seit länger als einem Jahrzehend ein „Schillerverein“ besteht, wo schon vor einer Reihe von Jahren die Errichtung einer Pensions- und Unterstützungskasse für nothleidende Schriftsteller und ihre Wittwen und Waisen, insbesondere von den Schriftstellern Herrmann Marggraff, nicht ganz ohne Erfolg — denn der jetzige „Schriftsteller-

verein" besitzt, dem Vernehmen nach einen kleinen Fond zu Unterstützungszwecken und hat daraus schon Manchem im Stillen Hilfe geleistet — angeregt worden. Um so mehr durfte das Dresdener Comité sich der Hoffnung hingeben, daß ihm von Leipzig aus willfährig die Hand geboten werden würde, und diese schöne Hoffnung hat nicht getäuscht. Am 19. Oktober erschien im dortigen „Tageblatte" ebenfalls ein öffentlicher Aufruf, welcher „Leipzigs edle Bewohner bittet, nach Kräften beizutragen zur Erleichterung des Looses, das so manche unter den geistigen Arbeitern der Nation niederbeugt" ein Aufruf, in dessen Bedeutung die unterzeichneten Namen: Kreisdirektor von Burgsdorff, Dr. O. L. Erdmann, der zeitige Rektor an der Universität Vice-Bürgermeister Berger, Advokat Karl Klein, Albert Dufour-Feronce, Stadtrath Friedrich Fleischer und der, zugleich den Schriftstellerverein vertretende, Redacteur der Zeitschrift „Europa" Dr. F. Gustav Kühne, laut sprechend zeugte.

Ohne Zweifel wird im Verlaufe des bevorstehenden Winters noch viel zur Förderung des Werkes geschehen, noch manches Concert zu diesem Zwecke u. dergl. veranstaltet werden, noch mancher Beitrag eingehen, und als ein glückverheißendes Auspicium darf ich es begrüßen, daß, ehe ich diese Zeilen schließe, dem Dresdener Comité so eben ein Geschenk von Sr. Majestät unserem König Johann von Sachsen zu Theil geworden, das natürlich mit den dankbarsten Gefühlen der Freude empfangen worden ist. Den schönen Erfahrungen gegenüber, welche die Mitglieder des Central-Comité's seit ihrer vor kaum fünf Monaten begonnenen Wirksamkeit bereits gemacht haben, darf sich dasselbe übrigens das Zeugniß geben, daß es in der Erfüllung der übernommenen Pflichten nach Kräften thätig gewesen ist, um der würdigen Sache eine möglichst allgemeine Geltung verschaffen zu helfen. Hunderte von Briefen, meist voll weitläufiger Auseinandersetzungen, sind geschrieben, mündliche Anregungen, sowohl vom Orte aus, als auf Reisen, nicht geschont und außerdem mannigfache Berichte durch die Presse geliefert und veranlaßt worden. Mit derselben Pflichttreue wird das Comité in Dresden, dessen kann man versichert sein, auch fernerhin wirken und von Zeit zu Zeit über die weitere Entwickelung der Angelegen-

heit öffentlich referiren, die, wenn ihr Fortgang in den nächsten Jahren auch nur ihrem bisherigen Gedeihen entspricht, im Jahre 1859 zur Nationalfeier des hundertjährigen Geburtstages Schiller's ein Resultat erzielt haben wird, mit welchem die Erfüllung des segensreichen Zweckes der Schillerstiftung für die fernste Zukunft gesichert ist. Wenn beim Beginn des Unternehmens in der Versammlung am 30. April von dem sie eröffnenden Sprecher fast schüchtern auf die Worte des alten Philosophen hingewiesen wurde: „Fac magna, nihil magni promittens,“ so dürfen wir jetzt mit erhöhtem Muthe der weiteren Fortführung eines Gebäudes entgegenblicken, das auf festem Grunde ruhend, seine, für Alle ohne Ausnahme gültige, oben angeführte Inschrift, die wir schließlich wiederholen, wird zeigen können:

„Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.“

Dresden, im Oktober 1855. Julius Hammer.

Glashen-glora, ein Bergstrom.

Irisches Volkslied.

Um Mitternacht, wie süß ist's nicht,
Wenn keine Menschenstimme spricht,
Nur deine wilde Bergstimm' bricht
das Schweigen, Glashen-glora.

Ich seh' so gern des Stromes Schaum,
Der funkelnd sprüht im Mondscheinsaum —
Da kommt mir froherer Tage Traum,
verlebt hier, Glashen-glora.

Ich seh' den Busch, wie damals, dicht
Umschattend dein lieb Angesicht, —
Ein Wesen nur, das seh' ich nicht,
wie damals, Glashen-glora.

Du funkelst froh und lustig drein,
Umhalsest küssend jeden Stein,
Doch eines Aeugleins heller Schein
erlosch dir, Glashen-glora.

So rausche fort, du Brausesee,
Ob sonst wo stolze Flüß' ich seh,
Dein lauschig Plätzchen — nie, o weh!
vergeß ich's, Glashen-glora.

Wenn längst ich still im Grabe ruh,
Du funkelst rauschend fort ohn' Ruh
Zum Meer, bis eine Welle du
des Meeres, Glashen-glora.

Dein Lauf und meiner flossen gleich,
Sie beide rastlos, klippenreich,
Doch wogt für mich in jenem Reich
ein Meer auch, Glashen-glora.

Doch wenn mein Lebenssand verrann,
Zurück die Seele fliegen kann,
Mit Nachtwinds Seufzern flieg ich dann
umflüsternd Glashen-glora.

Wie glücklich einst.

Nach Th. Moore.

Wie glücklich einst, mit Seufzern zwar
geflügelt, mir die Zeit verging,
Da noch an deinem Aug' so klar,
an deinem Mund' ich lauschend hing!

Ein kurzer Sommertraum — 's ist hin,
die Zeit, nie mehr zu lächeln, schied,
Der Augen Glanz — für mich dahin,
dahin für mich das süße Lied!
Die kalte Stirn, ja die ist mein,
Die redet von der Treue dein,
Und Andrer ist dein Sonnenschein.

Ja, liebt' ich nur wie du so wahr,
die Hoffnung mir wol grünen blieb',
Ich fänd' ein ander Aug' so klar,
hört' eine andre Stimm so lieb.
Doch nichts fortan in meiner Brust
das Herz zum Leben wecken kann,
Mit dir verlor's die Lebenslust,
verwittert dann.
Sein Puls sich kalt und langsam hebt,
Ein stummer Seufzer ihm entschwebt,
Vor keinem Leid und Wehs mehr bebt.

Greifswald. Albert Hoefer.

Oisin's lied von der jagd.

Ein altes irländisches gedicht.

Einen blick zu thun in die geistigen zustände unserer nordischen heidenländer in der zeit, als eben die alte religion vor dem neuen licht des christenthums zusammenbrach; als nun (woran die erste generation der bekehrten gar nicht gedacht haben mochte) alle alten heldensitten, an denen diese nationen hiengen, ihren sittlichen grund und boden almälig verloren, und man zu dem ersten schritte auch den zweiten thun, nämlich auf alles verzichten sollte, was bisher für herrlich und löblich gegolten; — als in folge davon sich die, deren

herz an diesen alten sitten hieng, aufrafften und nun auch den alten geistigen grund und boden dafür gern wieder gewonnen hätten und doch dabei nur wie die sittlichen zwerge gegen eine riesenmacht ankämpften — diesen zwiespalt zwischen einem sich empörenden heidenherzen und dem ruhig auf dieses wildfeuer schauenden christengeiste zu beobachten, muß für jedermann höchst interessant sein. Dennoch ist es hinsichtlich der bekehrten kreise der deutschen welt nur in sehr spärlichem maaße möglich. Unter diesen umständen dürfte ein irisches gedicht, was zwar in seinen einzelnen wörtern durch die vielfach mündliche fortpflanzung manche erneuerung erlitten haben mag, aber in seiner ganzen anlage, in seinem ganzen gefuge treu das alte geblieben ist, manchem nicht unwillkommen sein; und um so mehr dürfte dies der fall sein, als es zugleich ein sinniges stück heidnischer religion, eine mythe enthält, welche darstellt, wie das unglück eine tochter des zeitlaufes (der zauberin oder göttinn Guilean nämlich, der frau von der grotte) durch seinen zauberspruch einen helden erfaßt, und ihn zu thaten nöthigt, nach deren vollbringung er nicht nur seine kraft erschöpft hat, sondern sich auch die gesamtheit der unedlen, früher von ihm verletzten interessen, mit einem worte: die seelengemeinheit, gegen ihn wendet, so daß er nicht bloß gebrochen, sondern auch geschmäht erscheint; — wie dann aber die gemeinheit vor den folgen ihrer eignen that erschrickt, und wie des helden gefolge (die weiterwirkung seiner that in der geschichte), gerade durch jene gemeinheit gefördert, bis in die tiefsten gründe wühlt, und am ende die zeit zwingt, den helden in seiner ursprünglichen schönheit wieder zur anerkennung zu bringen.

Das alter dieses gedichtes ist nicht genau zu bestimmen. Jedenfalles muß es nicht nur nach der bekehrung Irlands, sondern auch nach der entfernung des königssitzes von Teawhar (sprich Thawar) d. h. nach 540 n. chr. gedichtet sein — und es kann nicht nach der festsetzung der Engländer im 12ten jahrhundert gesetzt werden. Allein es muß auch eine geraume zeit nach dem tode des heil. Patricius gedichtet sein, denn dieser steht schon als sagenhafte, die christliche bildung Irlands repräsentirende persönlichkeit den repräsentanten des heidnischen heldenthumes Irlands: Finn und Osgar, und dem repräsentanten der durch das christenthum in die zucht genom-

menen und doch nach dem heidenthum sehnenden dichtkunst Irlands, dem sohne Finns und Vater Osgars, dem Oisin gegenüber, ohngeachtet diese nicht des Patricius zeitgenossen waren [1]. Andrerseits kann es auch nicht kurz vor der englischen occupation gedichtet sein, denn noch ist keine spur der mächtig in den küstengegenden angesiedelten normannischen einwohner Irlands, noch ist von der wüstheit und dem verfall der irischen kirche in dieser späteren zeit nichts zu bemerken. Außerdem ist die form des gedichtes uralt, wenn auch nicht die form der einzelnen wörter: — das gedicht ist in halbversen von je vier accentsylben gebaut; in halbversen, deren immer zweie eine ganze verszeile bilden; von welchen ganzen verszeilen wieder je zwei auf einander reimen. Der reim besteht indessen nur in der gleichheit des vocales der ausgangssylbe, welche in jeder vershälfte eine accentsylbe ist. Weder an vollen endreim, noch an allitteration, noch an sogenannte innere reime, wie dies alles die spätere kunstdichtung Irlands kennt, ist zu denken. Innerhalb der halbverse ist, was ohnehin bei der menge einsylbiger wörter schwer zu beschaffen gewesen wäre, von cäsuren nicht die rede.

Aus allen diesen gründen, glaube ich, ist das gedicht seinen grundelementen nach in das siebente jahrhundert (höchstens etwa auch in den ausgang des sechsten oder in die erste hälfte des achten) mit bestimmtheit zu verweisen (zwischen 570 und 750), und ich bedaure nur, daß eine in aller dichterischen form so völlig ungeübte hand, wie die meinige, die übersetzung herzustellen hatte, die eine möglichst wörtliche, nur hie und da durch die verhältnißmäßig längere form unserer wörter zu abkürzungen und änderungen genöthigte ist, sonst aber auch die wildheit und derbheit des ausdrucks nach kräften zu wahren strebt.

Oisin [2].

1\. O Patrik! kennst du schon die jagd? du psalmensinger! sohn Calpurns!
Die jagd, die Finn allein bestund, ohn' irgend wen des heldenzugs?

---

1) Finn ward im jahre 273 n. chr. enthauptet an der Brea-Furth am Boyne-Fluß. Patricius ward um 372 in Schottland geboren.

2) Oisin, Finns sohn. Sprich den namen: Oschin aus.

Patrik.

Nicht hört ich das, du königssohn! o kluger Oisin, groß an that!
Erzähl' es uns! doch ohne falsch, damit ich kenne Finnes jagd.

Oisin.

Wir Finnierstamm, wir logen nie! nie haben falsch geschworen wir!
Mit treu' und mit der kraft der faust ward uns in jedem kampf der sieg;
Obwohl noch kirchen nicht gebaut der pfaffen psalmensingerschaar,
Doch redeten die wahrheit wir — wir strahlenden in wilder schlacht.
Obwohl kein heil'ger herrschaft hatt', o frommer Patrik! oder ruhm,
Doch übte treu' der edle Finn, der reich belohnt' der sänger kunst.
Ja! lebte noch der tapf're Goll, der goldverächter, Morni's sohn [3]);
Ja! oder Dobhans [4]) schöner sproß, ein held der hundert männern trotzt';
Und Osgar [5]), und der lock'ge bursch', der sohn Ronans [6]), dem chorlied feind;
Ja! lebte Feargus [7]) noch bei Finn, der unsren stamm im sange preist,
Und Daire [8]), thätig ohne rast — dann hört' ich keinen glokkenklang!

---

3) Goll Mac Morna, der in den irischen, Oisin zugeschriebenen, liedern zumeist neben Finn gefeierte Held.

4) Diarmad Mac O'Dhuibhne wegen seiner schönheit von allen frauen geliebt. Wörtlich heißt er in dem gedicht nicht „der schöne," sondern: „Dobhan's (sprich: Dowan's) sohn der frauen".

5) Osgar, Oisins sohn.

6) Caoilte Mac Ronain, einer der lieblingshelden irischer sänger. Caoilte (sprich: Költsche) ist besonders wegen seines schnellen laufs gerühmt.

7) Feargus, Finns sohn Oisins bruder, der vorzüglichste dichter des Finnierstammes.

8) Daire wird nur wegen großer musikalischer fertigkeit sonst genannt.

Ja! lebte Aodh [9]), Finn's kleiner sohn, mit wildrem haar als irgend wer,
Ja! lebt' der kahle Conan [10]) nur, oh'n' alles haar, der mich verletzt',
Und Finn's gezwerg so wörterreich, daß sanften schlaf er allen schafft',
Mir tönt' aus ihrem mund ein laut viel süßer als dein pfaffenschwatz!

Patrik.

Vergiß, o königssohn, das nun! wär' einer auch berühmter noch,
Die gräber schlöß' er doch nicht auf! beug' nur dein haupt dem sanften joch!
Straf' deine lüst'! mit reueschmerz blick auf zu dem, der droben ist,
Und der, was du auch sagen magst, dem Finn erst hat den sieg verlieh'n.

Oisin.

Weh! daß ich also klagen muß um das, was ruhmlos du da sprichst!
Vor deinem gotte sollt' ich heul'n, und um gefall'ne helden nicht?
Schon viel zu viel gewährt' ich ihm, daß ich mit diesen pfaffen leb'
So ohne schmaus, oh'n' heldenschmuck, oh'n' spiel, oh'n' dichtergabenehr',
Oh'n' hundebellen, hörnerklang, oh'n' wache auf der küstenburg, —
In steter armuth, eitel noth — ich dank' für deines gottes gunst!

Patrik.

Laß diesen streit, o Oisin! doch, du tapfrer kämpfer in gefahr!

---

9) Aodh (sprich Öhj), Finns jüngster sohn.

10) Der kahlköpfige Conan spielt in allen irischen heldenliedern die Rolle des homerischen Thersites. Es ist der gaminartige Philister dieser Heldendichtung.

Dem herrn des himmels gleicht er nicht, wie groß auch Finn bei fürsten war;
Dem gott, der erd' und himmel schuf, der erst den helden kraft verleiht,
Dem bildner jeder segensflur, den jede beere schöpfer heißt,
Ihm, der den mond gab, auch die sonn', der mit dem fisch belebt die fluth,
Der wachsthum schuf und jede frucht, ihm ist auch Finn nur wie ein wurm.

Oisin.

Auf wachsthum oder frucht zu schau'n, war viel zu klein dem könig Finn!
Der helden leiber fällt' er nur; dies land zu schützen war ihm pflicht;
Mit nix und elben, auf der jagd, im aufruf zum beginn der schlacht,
Im schachspielsieg, im schwimmwettkampf, hat er sein leben hingebracht.
O Patrik, sag, wo war dein gott, als jenes edle paar erschien
Mit Lochlinns kön'ginn auf dem schiff, für die der tapfre haufe fiel [11]?
Wo war dein gott, als Trean's sohn [12] kam, der uns das land verwüstet hat?
Dein himmelskönig schlug ihn nicht, wohl aber Osgar's tapfre hand!

---

11) Diese sage erinnert an die Kämpfe der Gudrunsage. Ainlé und dessen freund Mac Chonachair schifften zu den Normannen und entführten des könig Airgean weib. Airgean schiffte ihnen nach, und Finn, um nicht durch den frevel einzelner das ganze volk leiden zu laßen, bot dem Airgean die auslieferung der frauenräuber für den frieden und andere vortheile dazu. Airgean aber verwarf trotzig allen friedensvertrag (wie Högni) und es kam zur schlacht, in der sich die Irländer zuletzt den sieg beimaßen, aber Ainlé war in derselben gefallen.

12) Talc Mac Trein, Talc der sohn Trean's (sprich: Tran's). Er war tapfer aber häßlich. Seine frau flieht von ihm und sucht bei Finn hilfe, die sie auch findet; aber nun überzieht Talc Irland mit Krieg und erst nach schweren kämpfen wird er von Osgar erschlagen.

Wo war dein gott, als Magnus [13]) kam, auf macht und siegsruhm überstolz?
Wenn da dein gott lebendig war, was half er nicht der Finnier volk?
Des großen Naoinfhear sohn Ailleann [14]), der Teamhar wüstend niederwarf,
Nicht deines gottes faust ihn schlug, nein! Finn allein bestand den kampf.
Es rühmt' sich in der Finnier schaar gar mancher kraftthat könig Finn;
Nie hört ich, daß dein himmelsfürst hatt' rothe händ' von einem Sieg.

Patrik.

Den streit nicht führ' ich weiter fort, du alter kahlkopf wuthentbrannt!
Im himmel lebt mit heil'gen gott, die Finnier sind zur höll' gebannt!

Oisin.

Dein schlaffer gott kann nimmermehr den Finn verbannen in die höll',
Der, wäre selbst ein gott in noth, zu helfen ihm sich gern erböt.
Nie ließ der fürst, wen er gekannt, in noth ohn' beistand, ohne hilf':
Mit silber oder auch mit gold befreit' er ihn, wenn nicht mit sieg;
O Patrik! wär' ich wuthentbrannt, die pfaffen trieb' ich in die flucht,
Nicht glock' [15]), nicht kirchsang bliebe mehr, kein krumstab und kein weißes buch.

---

13) Dies kann nicht könig Magnus aus dem eilften jahrhundert sein, sondern muß sich auf frühere, der sage verlorene dinge beziehen. Magnus sprich: Manus.

14) Auch dieser held: Aillean Mac Naoinfhear (sprich: Allanj mak Nöncr) ist sonst unbekannt.

15) In diesem gedichte sind unter glocken nicht große kirchenglocken, sondern nur die kleinen von den priestern beim meßopfer gebrauchten zu verstehen.

Patrik.

Ich hör' ja eure schnurren gern, o königssohn, sei wieder gut!
Und halt' nicht länger nun zurück, wie ihm die jagd gebeugt den muth.

Oisin.

O Patrik! ob der schmerz auch nagt und schweres leid am herzen mir,
Doch sing' ich traurend dir die mähr', wie's Finn auf jener jagd ergieng:
Wir waren einst, wir Finnierstamm, in Almhuin's [16]) speer-durchtönter hall
Beim spiel des bretts, bei edlem trank, und bei der harfe wonneklang.
Da gieng der tapfre Finn zu sehn die Flur Almhuin's in ihrem glanz,
Die au' in herbstschönheit zu schaun, die junge hinde rasches sprungs:
Mit seiner pfeife hellem ton den Bran und Sgeolan [17]) auch er ruft. —
Die edlen Trinker wusten nicht, daß er allein die hinde jagt,
Die er gesehn; nur Luins sohn [18]) war mit ihm und der bracken paar.
So eilt er ihren Spuren nach zur händezarten Guilean [19]) berg;

---

16) Almhuin (sprich: Alwin) ist Finns königsburg in der Grafschaft Kildare, wo sie auf dem berg Allen lag.

17) Bran und Sgeolan (sprich: Sgaulan oder Sglåan) sind Finns berühmte jagdhunde.

18) Luin's sohn heißt das schwert Finn's, weil ein normannischer waffenschmidt Lon (Welund oder Weland? Irländer konnten leicht Welund für Ua Luin oder Ua Lain nehmen) es geschmiedet. Luin sowohl als Lain ist genitiv von Lon.

19) Guilean (sprich: Gilen; d. i. die wehklagerin) ist eine mythische gestalt, der große zauberkraft und zwei töchter zugeschrieben werden. Diese töchter heißen: Aine (d. i. harmonie, glückliche entwickelung) und Mioluachra (d. i. trübheit, glanzlosigkeit). Diese beiden töchter stellen das schicksal nach seinen bei-

Doch als die höh' er nun erreicht, erlischt die spur nach ost und west,
Da wandte Finn nach osten sich; nach west eilt fort der bracken paar.
O Patrik! wohl hätt' er gethan, bei gott! gieng er nur diesen nach!
Am ufer eines wilden see's hört laute klagen er ganz nah,
Hört schrei'n er eine fremde frau, die schönste die er jemals sah;
Die wange glänzt ihr wie 'ne ros', wie beeren ihrer lippen paar;
Ihr antlitz alabaster gleich, wie weiße blüht' ihr körper war;
Wie farb' des goldes strahlt ihr haar, ihr auge wie des himmels stern.
O Patrik! wenn du sie geseh'n, umgarnt hätt' dich der liebe netz!
Nach kundschaft Finn, ihr nahend, fragt die goldgelockte zarte frau
Und sprach: o kön'gin wangenschön! sahst meine bracken du im lauf?
„Was kümmert mich denn deine jagd! nicht sah ich deine bracken hier,
Du tadelloser Finnierfürst! in leid versunken bin ich schier."
Sag' fand dein gatte wohl den tod? dein sohn vielleicht? du blühend weib!
Was ist's, was dich in leid versenkt? du zarte frau des schönsten leib's!
Was ist's, was dich zur klag' bewegt? du junge frau mit zarter hand!

---

den seiten, als glückliche und unglückliche entwickelung dar. Von beiden erzählt ein irisches mährchen, daß sie den herrlichen helden Finn geliebt hätten; da aber Aine sehr schön war und Miolnachra minder schön, ward letztere von eifersucht erfaßt, und als Aine eines tages unbesonnen sich verschwor, sie werde nie einen mann mit grauem Haare heirathen, verwandelte sich Miolnachra in eine hirschkuh und lockte Finn zur jagd von Almhuin in Leinster bis nach Sclabh Guillin (Guileansberg) in Ulster, wo Guilean früher durch ihren zauber einen kleinen see geschaffen hatte, dessen wasser den, welcher darin badete, zum altersschwachen greise machte.

Wenn Finn dir hilfe leisten kann, wird deine trüb zum silberglanz.
„Der goldne ring in meiner hand," so sprach die händeschöne frau,
„Fiel mir heraus in diese fluth; das ist's, was ich beklage laut;
Und dich besprech' ich, Finnierfürst! daß du ihn holst, bei ritterpflicht [20])!
Daß du aus mächt'ger wasserfluth zurück nun bringst mir meinen ring!"
Besprochen ist bei ritterpflicht der fürst. Er wirft die kleider ab,
Daß leichter er durchschwimmen könn' den see der frau mit zarter hand.
Wie sie's gebot, sucht er im see, in jedem winkel, überall,
Damit er fänd' den schönen ring der kön'gin mit der rothen wang.
Als er ihn fand, kaum kam er dann zum ufer mit dem schönen ring,
So ward an farbe er ein greis; elend am leibe er erschien.

Indessen harrten wir auf Finn, der Finnierstamm in Almhuins hall',
Beim spiel der vögel [21]), beim gelag und bei der harfe wonneklang.
Da stund vor allen Caoilte auf und fragte laut bei jedermann:

---

20) Es war religiöse pflicht des irischen helden, frauen, in welcher noth sie auch die hilfe anriefen, und welche gefahr dabei sein mochte, zu helfen — wer solcher mahnung bei ritterpflicht nicht folge gab, ward ehrlos. Deshalb wirkt die mahnung wie das besprechen mit einem zauberworte.

21) Das schachspiel heißt entweder: rabenspiel (imirt fithchill — von fithcheall, der rabe; auch: der philosoph = eigentlich: pfeilwitz, schnelles wahrnehmen) oder das spiel der vögel (imirt air eánlaidh), oder vielmehr: das spiel in der weise, nach der art der vögel. Das tertium comparationis liegt wohl in der den raben zugeschriebenen schnellen und scharfen wahrnehmung, der genauen übersicht nach allen seiten, wie sie beim schachspiel erfordert wird, so daß der spieler mit seinen sinnen über dem brett wie ein rabe über dem lande schwebt.

Saht ihr den edlen sohn Cubhall's? den fürst der edlen krieger-schaar?
Und Conan sprach, des Morni sohn: „Nie hört ich schönren laut zuvor!
Wenn Finn vermißt wird, wünsche ich, o Caoilte! daß es bleibe so!
Wenn Finn dir fehlt, der sohn Cubhall's, o Caailte! held mit dürrem bein!
Fällt deine hand mir als dem herrn, dem könig über alle, heim."
Und trauernd harrt der stamm mit klag', denn der das haupt war, ward gesucht,
Indeß sich frechheit laut erhebt, und jammer füllt 'nes jeden muth.
Die tapfre schaar der harten schlacht, sie zieht mit uns von Almhuin fort,
Den bracken nach und unsrem Finn. Für lange fahrt führt speis der troß.
Ich war voran mit Caailt' zugleich, und rasch folgt dicht der ganze stamm;
Nach Guileans berg, der grottenfrau, gelangten glücklich wir hinan.
Da schauten wir die höh' hinab, wer Finn etwa erblicken möcht',
Doch hörten wir am ufer nur 'nes alten welken mann's gestöhn.
Wir gingen alle rasches laufs zu ihm, ob schaudert auch die brust;
Die dürren knochen waren welk, obwohl noch zart und schön gefugt.
Wir hielten ihn für gänzlich fremd; und sie war fort, die ihn geknickt.
Uns schien er nun ein fischer nur, den wir vor uns am see erblickt.
Ich fragt' den welken mann um kund': „Sahst du 'nen tapfren helden nicht?

Zwei bracken nicht? 'ne junge hind'? sind vor uns auf dem wege sie?"
Da gab uns Finn das grausenwort, daß er verwelkt, der könig, sei;
Dem Caoilt' erzählt er sein geschick, der mann der schnell und tapfer einst.
Als wir's erkannten, als wir's sahn, daß er, daß Finn es selber war,
Entsandten wir drei schreie laut, daß floh das wild des ganzen thals;
Und jener graunmensch Conan höhnt'; mit unverholner bosheit flamm
Flucht deutlich er dem König Finn, flucht eben so dem Finnierstamm:
Wüßt sicher ich, daß Finn du seist, das greise haupt ich ab dir hieb,
Denn weder früher noch zuletzt ehrt Finn mich tapfern, wie sich's ziemt'.
Ich finde eins nur tadelnswerth: daß nicht eu'r ganzer stamm so welk;
Dann würde roth von eurem blut, durch euren tod mein speer, mein schwert!
Seit Cubhall schlug, den sängerfürst, der goldschildschwinger, Morni's sproß [22]),
Verachtet ihr als ächter mich, und wünschtet mich am liebsten todt."
„„Wie's deiner bosheit ziemend wär, erscheint nun Finn zu meinem schmerz,
Kahlköpf'ger narr! doch deinen mund ich bis zum knochenmark dir brech!""
So rief ein mann der heldenkraft, Osgar: „„Laß dein geschwätz fortan!

---

22) Der stamm der Mac Morna hatte in einer schlacht Finn's vater Cubhall (sprich: Cuwal) erschlagen; schloß aber später nicht nur frieden mit den Finniern, sondern ordnete sich Finn unter, der ihn immer mit auszeichnung behandelte.

Kahlköpf'ger narr! wer sah dich wohl als tapfren jemals in 'nem kampf?""
Trotz deines hochmuths, Oisins sohn! acht ich gering nur deine kraft.
Finn selbst vermöchte ja gar nichts, wenn er den daumen nicht benagt'[23]).
Doch hat nur Finn als held gelebt, nicht ihr des Boisgne[24]) schwächlich volk;
Den sohn des Oisin sehn wir noch mit weißem buch und meßnerglock'!
Laß nur, du dessen ruhm so schwach, dein prahlen! lieber zeig' ne that!
Du kannst vor aller angesicht an mir bewähren deine kraft."

Sofort sprang Osgar auf ihn an; doch Conan wandte sich zur flucht,
Und nur der stamm wehrt' seinem tod', dazwischen tretend ihm zum schutz;
Des stammes aufregung allein ließ Osgar's edle waffe ruhn,
Und frieden zwischen Conan baun und meinem sohn, zu jenes schutz.
Da fragte Caoilte noch einmal, den edlen sohn Cubhall's, den Finn:
„Durch welches stammes unbill kam dir dieses leibes jammerbild?"
„„Die tochter Guileans, sagte Finn, durch ihr besprechen macht' mich so.
Ich gieng zum schwimmen in dem see; den ring ich sucht' den sie verlor.""
Da milderte sich Conans sinn, er sprach (wir war'n noch auf der höh'):

23) Eine wunderbare sage berichtet, Finn habe nur darum überall gesiegt und glück gehabt, weil er die gabe hatte in die zukunft zu schauen, und diese gabe hatte er, indem er an seinem daumen saugte.

24) Finns familie und clan wird als Boisgnes oder Baisgnes stamm bezeichnet.

Soll'n Guilean nicht bedrohen wir, bis Finn wir schauen wieder schön?"
Und auf sprang rasch der ganze stamm, und fügt' geschickt die schild' zurecht,
Daß zu der frau der grotte hin wir trügen Finn den ganzen weg.
Fünf nächte lang, fünf tage lang ohn' unterbrechung gruben wir
In ihren berg, bis sie erschien, aus ihrer grotte, Guilean, wild;
Den glückesbecher, wohl gefüllt, trug Guilean auf der zarten hand,
Dem sohn' Cubhalls der scharfen kling', credenzt sie ihn und neue kraft.
Nach zweien trünken aus dem horn ertönte unser jubelruf,
Denn stärk' und schöne kehrt' zurück; was klein geworden, neu erwuchs.
Da sandten wir drei schreie aus, daß floh das wild des ganzen thals.
O Patrik! hörtest du jemals, du magrer faster! diese jagd?

Halle. Heinr. Leo.

Schottisch.

O gin my love were yon red rose
That grows upon the castle wa',
An' J mysel' a drap o' dew
Into its bonnie breast to fa'!

Oh, there beyond expression blest
I'd feast in beauty a' the night
Seal'd on its silk saft faulds to rest
Till fley'd awa by Phoebus' light.

Wollt', Liebchen wär' das Röslein, schau,
Das oben blüht im grünen Moos,
Und ich dann selbst ein Tröpflein Thau
Und fiel ihm in den duft'gen Schooß!

Wie wunderselig würd' ich sein,
Geschmiegt an's Herzchen sanft und gut;
Würd' still mich Liebchens Schönheit freu'n,
Bis mich verzehrt der Sonne Glut.

Berlin. Dr. J. M. Firmenich.

Luise Adelgunde Victoria Gottsched,

geborne Kulmus

ist eine der edeln und schönen Frauen, denen wir zu Anfange des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete der deutschen Literatur begegnen, eine Frau eben so ausgezeichnet als Gelehrte, wie als Hausfrau, gefeiert von Dichtern und Gelehrten, geehrt von den Fürsten und gern gesehen in den höchsten Kreisen der Gesellschaft.

Sie war die Tochter des Königlich Polnischen Leibarztes Joh. Georg Kulmus in Danzig und war am 11 April 1713 geboren. Die Neugeborne setzte durch die Größe ihres Kopfes ihre Umgebung in Verwunderung und da keines der vorhandenen Häubchen groß genug war, mußte man ihr eine Binde um den Kopf legen. Ihre Mutter, eine Freundin der schönen Wissenschaften, bemerkte mit Freuden an dieser ihrer einzigen Tochter eine große Lebhaftigkeit des Geistes. Spielend lernte das Kind von Verwandten Französisch und Englisch, früh erlangte es große Fertigkeit auf dem Clavier und der Laute, nicht mindere Geschicklichkeit zeigte es in der Erlernung weiblicher Handarbeiten namentlich im Klöppeln der feinsten Spitzen. Der Vater warf in einer Anwandlung von Zorn über den augenverderblichen Eifer der Klöpplerin das Spitzenpult in's Feuer, da ihre Augen bei der feinen Arbeit gefährdet waren. Von da an suchte ihr rastloser Geist in der Musik und der Poesie Unterhaltung. Sie las und schrieb fleißig.

Im Jahre 1729 kam Professor Gottsched zum Besuch nach ihrer Vaterstadt Danzig, er lernte hier die schön aufgeblühte Jungfrau kennen. Sie hatte eben eine Heldenode auf die Kaiserin Anna von Rußland drucken lassen und war beschäftigt, mehrere Schriften der Frauen, von Lambert und von Gomez, die damals Aufsehen machten, in's Deutsche zu übersetzen.

Gottsched blieb nach seiner Abreise mit der neu gewonnenen Freundin in literarischem Verkehr, übernahm die Herausgabe von mehreren ihrer Arbeiten und bot ihr, als er den ordentlichen Lehrstuhl der Philosophie bei der Universität Leipzig im Jahre 1734 erhalten, seine Hand an.

Gottsched war ein schöner, stattlicher Mann und stand damals auf dem Gipfelpunkt seines Ruhmes als Wiederhersteller der deutschen Literatur; Victoria gab ihm schriftlich das Jawort. In einer Wechselode schrieb sie ihm:

Sobald ich, Damon, dich gesehen
Sobald war meine Freiheit hin.
Wie konnt ich dir auch widerstehen,
Du fesseltest den freien Sinn.
Ein Etwas, das ich nicht kann nennen,
Nahm mir so Herz als Sinnen ein,
Der Mund zwar wollt es nicht bekennen,
Allein mein Herze war schon Dein.

Die Vermälung verzögerte sich, Victoria's Vater starb, ihre Vaterstadt ward in dem Kriege zwischen König Stanislaus und der sächsischen Parthei belagert und bombardirt, und während der Belagerung verlor sie ihre Mutter. Nachdem aber im Wiener Präliminarvergleich die Krone Polen an Churfürst August von Sachsen überlassen worden und Waffenruhe eingetreten war, begab sich Gottsched nach Danzig und hier fand am 19. April 1735 seine Vermälung statt. Am 14. Mai führte er seine junge Frau in Leipzig ein.

Das junge Ehepaar führte ein überaus glückliches Leben.

Victoria hörte alle Vorlesungen, die ihr Gatte vor seinem ansehnlichen Zuhörerkreise über alle Theile der Philosophie, Poesie, Rhetorik

hielt, mit an, indem sie im Nebenzimmer an der verschlossenen Thür ihren Platz nahm. Sie warf sich mit Eifer auf die lateinische Sprache, ja sie suchte sich von der griechischen eine nähere Kenntniß zu verschaffen. Mit eisernem Fleiße suchte sie den Kreis ihres Wissens fortwährend zu erweitern. Sie übersetzte Addisons Cato, Pope's Lockenraub, la femme docteur, eine Schrift, die in den damaligen Zänkereien der Jansenisten mit den Jesuiten großes Aufsehen machte, den Spectator, eine vielgelesene Zeitschrift, mehrere Schauspiele von Voltaire, Fräulein Barbier, Destouches, du Fremy u. a. Sie übersetzte ferner die in der französischen Academie herausgegebenen Abhandlungen und unterstützte ihren Gatten fortwährend in der Uebersetzung und Herausgabe des großen Bayle'schen Wörterbuchs.

Gottsched erwarb sich große Verdienste um die Hebung des deutschen Theaters, er suchte die geschichtliche Entwickelung desselben nachzuweisen, er entfernte den Hanswurst von der Bühne, er drang auf Festhaltung bestimmter Gesetze in der dramatischen Behandlung des Stoffes, er wagte die Gebrechen der vaterländischen Bühne aufzudecken und zu bekämpfen. Die Fehler, in die er verfiel, sind beseitigt, das Gute, was er anstrebte, ist geblieben und den Dank, zu dem die Nachwelt ihm verpflichtet ist, theilt mit ihm seine Gattin. Sie unterstützte ihn treulich in seinen historischen Arbeiten, durch Ansammlung des vielzerstreuten Stoffes und durch Uebersetzung von ausländischen Schauspielen, ja sie versuchte sich selbst in einigen Dramen, wie die ungleiche Heirath, Pantheo, die Hausfranzösin, das Testament und der Witzling. Die Geburtstage ihres Gatten und ihrer Verwandten und Freunde und andere Familienverhältnisse veranlaßten sie öfter zu kleinen Gedichten, die nach ihrem Tode mit ihrer Lebensbeschreibung von Gottsched gesammelt und herausgegeben wurden. Nächstdem unterhielt sie einen umfassenden Briefwechsel mit ihren literarischen Freunden. Durch ihre Stellung, als Gattin des berühmten Gottsched, wie durch ihre eigenen Arbeiten erwarb sie sich bald einen gefeierten Namen, der über die Grenzen Deutschlands hinausging. Dabei bewahrte sie sich jedoch die liebenswürdigste Bescheidenheit, die sich in rührender Weise unter anderen auch in folgenden, an ihren Gatten gerichteten Versen ausspricht:

Mein Gottsched, du allein
Und daß du mich geliebt, das soll mein Lorbeer sein.
Daß du mich hast geehrt, daß du mich unterwiesen,
Das wird der Nachwelt noch durch manches Blatt gepriesen.
Wer solchen Meister hat, da stirbt der Schüler nicht,
Wenn ihm gleich das Verdienst zur Ewigkeit gebricht.
So leb ich drum durch dich, wie könnt ich schöner leben,
Dein Ansehn wird mir schon Lob, Ruhm und Ehre geben.

Gottsched fühlte sich sehr glücklich im Besitz der so geistvollen, als liebenswürdigen Frau; sie war sein Stolz und die Ehre, die ihr von Gelehrten, wie von den fürstlichen Personen erwiesen wurde, gewährte ihm die höchste Befriedigung. Er war sehr glücklich, als er seine Gattin der Kaiserin Maria Theresia während eines Aufenthaltes in Wien im September 1749 vorstellen durfte und als sie auch am Hofe von Dresden eine überaus ehrenvolle Aufnahme fand.

Doch auch dieses glückliche Paar mußte den Unbestand menschlicher Verhältnisse erfahren. Der siebenjährige Krieg traf Sachsen; es ist bekannt welche Schrecknisse namentlich die Stadt Leipzig damals erdulden mußte. Viktoria Gottsched suchte durch angestrengten Fleiß den Kummer und Gram zu bemeistern, in den sie durch die Leiden versetzt wurde, die ihr Haus und ihre Freunde fortwährend trafen. Allein schon im Jahre 1759 überfiel sie eine Nervenschwäche, von der sie sich nicht wieder erholte. Die krankhaften Zufälle erneuerten sich immer, bis sie am 26. Juni 1762 nach schwerem Kampfe die Augen für immer schloß. Ihr Grab, in das ihr fün Jahre später Gottsched folgte, ist in der Paulinerkirche zu Leipzig ihr Bild ward in der Leipziger Universitätsbibliothek aufgestellt.

Die Charakterschilderung, die Gottsched von ihr entwirft, hebt namentlich ihr sanftes, überaus bescheidenes Wesen, ihre treue Sorge für ihr Hauswesen, ihren rastlosen Fleiß, ihre Güte gegen Arme und Nothleidende, ihre stille, innige Frömmigkeit hervor, Eigenschaften, die sich auch in ihren Gedichten und in den Briefen aussprechen, die nach ihres Gatten Tode ihre Freundin, Frau von Runkel, in drei Bänden herausgegeben hat. Wir sehen daraus, daß während der

Zeit vor dem Kriege nur eins zu ihrem Glücke fehlte, das Glück Mutter zu sein.

Die dramatischen Werke Victoria's sprechen unseren Geschmack allerdings nicht mehr an, allein in ihren kleineren Gedichten, namentlich aber in ihren Briefen, wo sie in zwanglosen Mittheilungen sich ergeht, wird mancher Leser noch heute anregende und erfreuliche Unterhaltung finden.

Dresden. Gustav Klemm.

Italienisch.

Sentenze.

I.

Ai grandi acquisti gran corragio bisogna, e non conviene temer periglio, o rifiutar fatica, perché la fortuna è degli audaci amica.

Zu großen Unternehmungen wird großer Muth erfordert. Nicht geziemt es die Gefahr zu fürchten oder die Arbeit von sich zu weisen, weil das Glück die Verbündete der kühnen Seelen ist.

II.

Un' alma grande è teatro a se stessa. Ella in segreto s'approva, si condanna, e placida e sicura del volgo spettator l'aura non cura.

Eine große Seele ist in sich selbst ein Schauspiel. Sie ermuntert und verdammt sich im Geheimen. Ruhig und sicher in sich selbst, beachtet sie nicht den Beifall des gewöhnlichen Zuschauers.

Wien. Pietro Metastasio.
Berlin. Uebertragen von Elfriede von Mühlenfels.

An den Papst Paul III. als er die Bolognesen bekriegte.

Sonett.

Ich sehe von bewaffneten Armeen
Gefilde leuchten, liebliche Gesänge
In Kriegsgetön verwandelt, Fahnen wehen,
Wo mir getönt der Kindheit Lebens Klänge.

O Vater! laß uns milde Werke sehen
Statt blut'ger Thaten feindlichem Gedränge;
Vom Friedens Pallium laß Dich sanft umwehen
Und geh' der Heil'gen Hirten fromme Gänge!

O mög' Euch Feindschaft länger nicht entzweien,
Die Alle Ihr aus einem Stamm geboren,
Strebt Euer Seelenbündniß zu erneuen!

Die ew'ge Roma hat Euch auserkoren,
Hat Euch in holder Einigkeit erzogen,
D'rum eint Euch unter ihrem Friedens-Bogen!

Rom. Viktoria Colonna.*)

Sehnsucht zu sterben.

Madrigal.

Wenn müde durch den langen Kampf der Jahre,
Die Hülle abnimmt, ihre Kraft verschwindet,
O kranke Seele! sprich, wer Dich entbindet
Von dieser Welt und wann du selig kehrest
Zum Himmel, daß sich Wonne offenbare,

*) Italiens größte Dichterin, geb. 1490, gest. 1547.

Wo früh du schon genoßest Freudenfülle?
Denn, ob sich gleich verändert meine Hülle
Und sich der Faden kürzt von meinem Leben,
So hört nicht auf mein sündenvolles Streben,
Das mich noch quält trotz meiner weißen Haare.
Herr! Dir allein, Dir blieb es nicht verborgen,
Daß ich mit Neid längst auf die Todten schaute
Und meine Seele vor sich selbst ergraute,
Wenn zitternd sie auf ihre Sünden blickte.
O mögest Du in meinen letzten Stunden
Mir reichen Deine gnadenreichen Arme!
Wenn's Dir gefällt, o Herr, Dich mein erbarme!

Rom. Michel Angelo Buonarotti.

Ergebung.

Allmächt'ges Wesen! wie du wirkst und lebest,
Das übersteigt mein Wissen und mein Ahnen;
Nur weiß ich, daß du deine Blicke hebest
Auf aller Creaturen Lebensbahnen.

Sieh! ein Geschöpf von dir steht hier voll Zagen,
Ganz elend, kummervoll, in tiefen Sorgen;
Doch glaub' ich fest, das Leid, das ich zu tragen,
Ist festgestellt von Dir, gleich Nacht und Morgen.

Gewiß wirst Du, Allmächt'ger! uns nicht leiten
Mit eitler Willkühr, nach der Menschen Weise;
Drum laß nicht Thränen mehr dem Aug' entgleiten,
Sonst schließ es lieber zu der letzten Reise.

Und wenn ich trauern soll und Schweres dulden,
Weil es dein heil'ger Wille so beschlossen,

Dann stärke mich! daß ich mich nicht verschulde
Durch bitt're Klag', die murrend sich ergossen.

Genua. Carlo Frugoni.

Bei der Feier der Kreuz-Erhöhung.

Sonett.

Hier ist das Holz, geseegnet und geweihet,
Das uns zur Hülfe und zum Trost gegeben,
Woran die Sonne starb von unserm Leben
Und das uns neue Lebenskraft verleihet, —

Das Siegeszeichen, das sich stets erneuet,
Das gegen alle Feinde wir erheben,
Uns führend zu dem Reich, wonach wir streben,
Ja! ein Besitzthum, rein und unentweihet.

Dies ist der Baum, wo jeder sich vereint,
Der schwach sich fühlt, von wo zum sichern Hafen
Der Führer treu uns bringt zum Heimathsterne.

Dies ist das klare Licht, das ewig scheint,
Wohin die Menschheit kehrt nach Schmerz und Strafen,
Durch Sturmwind einst getrieben in die Ferne.

Wien. Pietro Metastasio.
Berlin. Uebertragen von Elfriede v. Mühlenfels.

Wie kommt die Knechtschaft aus der Knechtschaft Pein
Zur Freiheit? — Nicht durch Haß durch Lieb' allein!
Wo Liebe herrscht, wird Knechtschaft Freiheit sein.

Berlin. August Kopisch.

Das erste Ordensfest

am 19. Januar 1703.

(Episodien.*)

Introduction.

Zu Königsberg in Preußen erstund das Königreich,
Dem auf der weiten Erde kein Zweites jemals gleich;
Kein Pabst und auch kein Kaiser hieß dieses Reich entstehn,
Bei Gott dem Herrn alleine geht die Krone Preußen zu Leh'n.
Dies Reich hat die Verheißung jetziger und künftiger Zeit,
Denn es steht mächtig gegründet auf die Gerechtigkeit;
„Daß einem Jeden werde und komme ihm, was sich gebührt!"
Der Bannerspruch aus der Bibel, den das neue Königreich führt.
Und mit dem schwarzweißen Banner und mit dem Apostelspruch
Der Adler reget die Schwingen zum leuchtenden Königsflug;
Zum Kampf für das: suum cuique erhub sich in stolzer Kraft
In allerlei Rüstung gewaltig vom Adler die Ritterschaft,
Das war der neue Orden von der Gerechtigkeit.
Der schwarze Adler von Preußen schmückte das Ordenskleid,
Das Ordenskreuz hing funkelnd am breiten Orange-Band,
Das galt der oranischen Mutter, die so sicher in Jesu stand.

Musik.

(Motiv aus: Jesus, meine Zuversicht ꝛc., dessen Dichterin Louise Henriette von Oranien, des ersten Königs Mutter.)

Zwei Jahre waren verflossen seit dem neuen Königthum,
Da hatte Herr Friedrich beschlossen, zu Preußens höherem Ruhm,
Den Fürsten von Anhalt zu küren für seine Ritterschaft hold,
Den starken askanischen Bären, den trutzigen Leopold.
Er gab dem Vetter von Anhalt das Kreuz mit eigener Hand
Und hängte ihm selbst um die Schulter das große Orangeband.

---

*) Musik von Rudolph Tschirsch.

Seit das am Krönungstage im Berliner Schlosse gescheh'n,
Sah man den askanischen Bären mit dem Adler von Preußen geh'n.

Musik.

(Motiv aus dem Dessauermarsch, Pauken nnd Trompeten.)

Am andern Morgen erdröhnen die Pauken im Königsschloß.
Die großen Musquetaire, sie steigen prunkend zu Roß,
Die Hundertschweizer in Atlas, die stolzen Gardes-du-Corps;
Schaulustig drängt sich die Menge durch das geöffnete Thor.
In Königs Cabinette sitzt das Capitel zumal,
Sie führen den Fürsten-Novizen durch den Trabantensaal.
Da schmettert die Silbertrompete — und klirrend in's Gewehr
Tritt vor dem askanischen Bären des Königs maison militaire.

Musik.

(Trompetenfanfaren, Motive aus dem Dessauermarsch und dem Preußenliebe.)

Mit dem Ritterschwerte gegürtet, gehüllt in's Ordensgewand,
Empfängt der Novize als Pathen von des Meisters hoher Hand:
Herrn Friedrich Wilhelm von Preußen, der Kronprinz war zur Zeit,
Und Markgraf Philipp Wilhelm stand ihm dabei zur Seit'.
Der König giebt das Zeichen, er steigt herab vom Thron
Und feierlich zur Kapelle ziehet die Procession.

Musik.

(Trompeten und Pauken.)

Marsch.

Die Pauken und Trompeten eröffnen stolz den Reih'n,
Die Herolde mit ihren Maaßen folgen dann zu zwei'n.
Darauf die Ordenskette in Purpursammet trägt
Von Stosch, der treu des Schatzes im Ordens-Amte pflegt.

Alsdann der kluge Ilgen, des Ordens Secretair,
Mit Besser, der für Alles uns heute noch Gewähr,
Dem Ceremonienmeister voll frischer Dichterkraft;
Ihm folget zwei und zweie des Adlers Ritterschaft.
Die Barfuß und die Dohna, die Perbandt und Schwerin,
Die Dönhoff und die Bülow in stolzen Paaren zieh'n.
Da ist der Wartensleben, der kluge Feldmarschall,
Hei! wie die Federn fliegen vom Hut bei Paukenhall!
O ritterlicher Tettau, wie schön der Stern dir steht,
Er führte dich zum Siege nachmals bei Malplaquet!
Da ist der Fürst von Anhalt, wie blickt der grimmig d'rein!
Der Kronprinz, Markgraf Philipp, sie führen ihn zu Zwei'n,
Er braucht wohl keinen Führer, der junge Kriegesheld,
Der schlüg' sich auch alleine durch die halbe Welt.
Dann mit dem Ordenssiegel kommt Wartenberg allein,
Das muß der stolze Kanzler vom Adler-Orden sein!
Und nun Herr Friedrich selber, des Königs Majestät,
Wie sich die weiße Feder auf seinem Hute bläht!
Wie prächtig Ihn umwallet des Ordens-Mantels Pracht!
Wie ernst sein Königs-Auge den Feierzug bewacht!
Dem Könige zur Rechten sein Garde-Capitain,
Der Hundertschweizer-Hauptmann muß Ihm zur Linken geh'n;
Zwei Kämmerer Ihm tragen den Schlepp' vom Ordenskleid,
In langer Reihe folget des Hofstaats Herrlichkeit,
So ziehet zur Kapelle des Ordens Procession —
Trompeten, Paukenwirbel, der Bischof harret schon,

Geistliche Musik.

(Trompeten und Pauken.)

Der König auf dem Throne, die Ritter um ihn her,
Dem Throne gegenüber steht der askanische Bär,
Verstummet der Pauke gewaltiger Hall,
Es schweigt der Trompete dröhnender Klang
Und milder zum Herzen dringt frommer Gesang.

Musik.

(Nun bitten wir den heil'gen Geist ꝛc.)

Die frommen Sänge schweigen, der Bischof aber fleht
Laut um des Höchsten Segen für Seine Majestät,
Für Ihn und Seinen Orden nnd Seine Ritterschaft
Und lehret und erkläret mit seines Geistes Kraft,
Wie dieser hohe Orden zu Gottes Ruhm gesetzt
Und wie er blühen solle in Gottes Schutz zuletzt;
Wie Gottes Ordnung bleibe des hohen Ordens Kern —
So spricht er und beschließet mit dem Gebet des Herrn!

Musik.

(Psalm 84. Vers 10 und 12.)

Drauf von Thrones Stufen trat der von Illgen her,
Las deutlich die Statuten als Ordenssecretair,
Die Pflichten eines Ritters von der Gerechtigkeit,
An die er fest gebunden jetzt und in alle Zeit,
Zu schützen Wittwen und Waisen und Jedem zu geben, was Sein —
Und als er damit geendet, da fielen die Sänger ein:

Musik.

(V. Buch Mosis 33, 27.)

Der Ceremonienmeister gab jetzt sein Zeichen schon,
Die hohen Pathen, sie führten den Fürsten vor den Thron,
Des Ordens stolzer Kanzler empfing nach Würden sie
Und legte das Buch des Ordens auf des Meisters Knie.
Dann rief er mit lauter Stimme: „Des Königs Majestät
Sie haben sich resolviret, die Ritter-Dignität
Des Adler Ordens zu geben an Eure Durchlauchtigkeit,
Wenn Sie die Statuten geloben für jetzt und alle Zeit! —"

Da schwur der Fürst von Anhalt, niederkniend am Thron:
„Das Alles will ich Euch halten, so wahr mir Gott hilft durch den Sohn!"
Da tönten Trompeten und Pauken auf's Neue gewaltigen Schall's,
Der König die Ordenskette legt um des Fürsten Hals,
Mit einem Kuß auf die Wange weih't er den Ritter ein.
Der Fürst küßt die Hand des Königs: „Meister, nun bin ich Dein!"
Trompeten schmettern und Pauken darein mit gewaltigem Hall
Und darüber tönet frohlockend jauchzender Stimmen Schall.

Musik.

(Richter 6. „Du streitbarer Held 2c.)

Drauf naht der fromme Bischof mit heiligem Gebet,
Darin er Gottes Segen herab vom Himmel fleht
Für diesen neuen Ritter, den Fürsten Leopold,
Der eine hohe Zierde des Ordens werden sollt'.
Er kleide, fleht der Bischof, Sie mit des Heil's Gewand,
Der Degen der Gerechten, der sei in Ihrer Hand,
Und mit dem Harnisch Gottes und mit des Glaubens Schild
Sei Leopold von Anhalt ein Gottesstreiter-Bild.
Amen!

Musik.

(Psalm 3, 4.)

Der Ceremonienmeister zum Andern tritt heran,
Er weis't dem neuen Ritter den Platz im Orden an;
Der Bischof spricht den Segen, dann mit Trompeten Klang —
Erschallt von allen Lippen Ambrosius Lobgesang.

(Te Deum laudamus.)

(Es ist das Heil uns 'kommen her 2c.)

Gesang.

(Uebet eine gute Ritterschaft ꝛc.)

Suum cuique!

Jedem wird in Preußen
Treu, was ihm gebührt.
Drum hat Euch der König
Zur Ritterschaft erkürt,
Steh' und blüh' in alle Zeit,
Orden der Gerechtigkeit.

Gesang.

(Seid getreu bis in den Tod.)

Offranda.

Exeunt.

Trompeten und Paukenschall.

Berlin. Georg Hesekiel.

Johanniswürmchen und Schmetterling.

Novelette.

Im Hause des reichen Banquier Rainau ward ein glänzendes Fest gefeiert. Ein Polterabend in all' seiner Pracht und Herrlichkeit, seinen mystischen Anspielungen und Glück verheißenden Phantasmagorien hatte diese schimmernden Säle und Gemächer mit Gästen gefüllt und Festlichkeit und Neid theilten sich in die Regentschaft des Abends.

Eine wahre Königin des prächtigen Festes, so lieblich als strahlend, so anmuthig als stolz, schwebte die reizende Braut, Rainau's Tochter, zwischen den Gruppen der Gesellschaft umher und jede ihrer Freundinnen meinte, so herzlich wie ihr habe sie Keiner die Hand

gedrückt, so innig Keiner zugelächelt und so zuvorkommend gegen Keine sich bewiesen. Dadurch war aber nur bewiesen, daß das Glück gern Freude und Wohlwollen um sich her verbreitet, denn Stephanie Rainau war sehr glücklich. Sie liebte ihren Verlobten mit der Schwärmerei eines achtzehnjährigen Mädchens, das von der Welt nur den funkelnden Schmelz des Reichthums kennt und nach ihrem von Phantasie und Sehnsucht in rosige Träume gewiegten Herzen die Menschen und das Leben beurtheilt. Baron Halmen hatte die Stimme dieses unerfahrenen leichtgläubigen Herzens zu wecken, er hatte seine ersten Regungen zu einer mehr schwärmerischen als glühenden Leidenschaft zu steigern gewußt und die Folge dieser wohlberechneten Acquisition war der heutige Polterabend und die morgende Vermählung.

Die melodramatische Feier des Polterabends war zu Ende. Der Olymp hatte sich aufgelöst und die Stunde, welche wohl verstreichen konnte, ehe Aphrodite aus ihrem Zaubergürtel in das Ballkleid und Apollo aus den Tricots in den Frack schlüpfte — bis also die Flügelthüren zu dem gastronomischen Olymp sich öffnen konnten — diese etwas gedehnte Stunde mußte hinweg conversirt, kritisirt und intriguirt werden, so gut oder schlimm das eben gehen wollte.

„Sie ist aber doch allerliebst, auf Ehre —" flüsterte, das Lorgnon in das Auge klemmend, mit einer leichten Beugung des Kopfes nach Stephanien der Lieutenant A. dem neben ihm stehenden Assessor Z. in das Ohr und es folgte dieser werthvollen Betheuerung noch ein geistvoller Scherz.

Der Assessor lächelte halb apathisch, halb mit jener vornehmen Ironie, die sich bewußt ist, das eben Gehörte bei passender Gelegenheit weit besser gesagt zu haben, und murmelte etwas von sentimentaler oder gar langweiliger Schönheit.

„O du armer Fuchs!" — dachte der Lieutenant, sich auf die Lippen beißend — „wir kennen die Trauben schon, die dir zu hoch gehangen haben. —"

„Aber die kleine Rainau hat eine superbe Toilette gemacht" — betheuerte, zu den jungen Männern tretend, ein vom Wunderkinde

plötzlich zum Greis avancirter Virtuos — „ich finde sie heut ganz pikant.“

„Nur heut? —“ fragte der Lieutenant schalkhaft.

„Was ist das für eine originelle Idee mit dem Zweige im Haar“ — fuhr der Pianist, ohne den bizarren Scherz des Lieutenant's bemerken zu wollen, in seiner kritischen Zersetzung der bräutlichen Toilette zu sprechen fort — „ich hätte der kleinen Sylphide diese allerliebste Inspiration gar nicht zugetraut. —“

„Daß sie sich bei ihrem Juwelier einen Zweig von Smaragd und Chrysopras mit einem Johanniswürmchen auf der Kante der Blätter bestellt?“ — warf der Assessor mit einem etwas gezwungenen Lachen hin. — „Wenn man am Johannistage seinen Polterabend feiert, scheint mir ein solcher Einfall eben kein Meisterstück der Phantasie. —“

„Das Ei des Kolumbus“ — entgegnete achselzuckend und phlegmatisch die Arme in einander schlingend der Künstler. — „Das Neue ist in unsern Tagen immer eine vollgültige Aktie auf Anerkennung. —“

„Es hat ja aber mit dem Johanniswürmchen noch eine besondere Bewandtniß“ — nahm der Lieutenant wieder das Wort. — „Heut vor einem Jahre, ich weiß das von meiner Cousine, hat das Fräulein Rainau ein Johanniswürmchen im Lichtenauer Park gefangen. Der Baron ist ihr natürlich dabei behülflich gewesen und da ist es denn geschehen, daß sich die Fingerspitzen unser's heutigen Brautpaares mit leisem Druck berührt haben. —“

„Sentimentale Geschichte das —“ meinte der Assessor und trat zu einer Gruppe eifriger Politiker.

Eben streifte Stephanie an dem von ihrer Toilette so entzückten Virtuosen vorüber. Ihr Auge schweifte suchend unter den Gruppen der jungen Männer umher, und je länger sie vergebens spähete, je trüber ward sein vorhin noch so leuchtender Blick. Da entdeckte sie von einem Blumenbosquet halb verdeckt, den nur auf einer Seite zurückgehaltenen Vorhang des kleinen, als Grotte drapirten Kabinet's durch welches eine Tapetenthür in den andern Flügel des geräumigen Eckhauses, nach den Zimmern ihres Vaters führte. Sie that zögernd erst, dann wankend und vor Ueberraschung zitternd, noch einige Schritte — es war, wie sie vorhin zu sehen geglaubt. Inmitten

des Kabinet's stand ein grün behangener Tisch, Karten waren besetzt und Halmen gab einen, wenn auch unthätigen, doch auf das Aeußerste gespannten Zuschauer des schnell improvisirten Hazardspiel's ab.

„Er hat mir versprochen, keine Karte mehr zu berühren" — sprach Stephanie seufzend zu sich selbst — „und schon heut vernachlässigt er mich, um das verhaßte Spiel wenigstens zu beobachten. —"

Das Herz war dem jungen Mädchen so voll Wehmuth, daß sie fühlte, nur mit Mühe ihre Thränen zurückdrängen zu können, und das laute fröhliche Gesumme um sie her ward ihr unerträglich. Jedes Lächeln trug ihr den Typus der Schadenfreude, jeder Blick, den sie auf sich gerichtet sah, die Vernichtung des Spottes entgegen. Sie floh diese belebten lichtvollen Räume, um eine halbe Stunde mit sich allein sein, um sich sammeln und — „Gott gebe es!" — sprach sie zu sich selbst — nach ruhiger Ueberlegung auch ruhiger werden zu können.

Auf einen kleinen Altan, der den Tag über niemals benutzt ward, weil er auf der Seite der Wirthschaftsgemächer lag und in eine schmale Gasse führte — dort sehen wir Stephanien, die nur hier völlige Einsamkeit finden zu können hoffte, in ihre trüben Betrachtungen versenkt, wieder. Aber ihre Erwartung, hier so lange sie wolle allein bleiben zu können, ward dennoch, obgleich nicht auf störende Weise, getäuscht. Frau Reinhard, Stephaniens Erzieherin, eine ernste stille Frau, die trotz aller Bitten ihres mutterverwaisten Pfleglings nicht zu bewegen gewesen, bei'm Feste zu erscheinen, trat, als die junge Braut nicht lange in ihr offnes Versteck geschlüpft war, durch die Thür des Altan's zu ihr heran.

„Hier wo Du allein bist, möchte ich gern mit Dir sein" — sprach Frau Reinhard, den Arm mit mütterlicher Innigkeit um den Nacken des jungen Mädchens legend — „aber ich möchte auch wissen, was die glückliche Braut hierher führt? —".

Thränen waren Stephaniens erste Antwort, und als diese Thränen geweint und die vom ersten Kummer der Liebe gerötheten Augen getrocknet waren, erzählte Stephanie ihrer mütterlichen Freundin,

was sie gesehen und wie tief Halmens halbe Wortbrüchigkeit — und diese Wortbrüchigkeit schon am heutigen Abend — sie schmerze.

Als die Jungfrau schwieg, ergriff Frau Reinhard die Hand des bekümmerten Mädchens. „Gestatte mir, mein gutes Kind“ — sprach sie mit leiser und bewegter Stimme — „in dieser ernsten, durch Deinen Schmerz geweihten Stunde den Schlußstein zum glücklich vollendeten Bau Deiner Erziehung zu fügen. Vielleicht habe ich gefehlt, vielleicht auch nicht, daß der Boden, auf den ich den Anker für das Glück deiner Zukunft geworfen, das Gemüth gewesen. Es schien mir, als möchte ich als Mann an meiner Gattin lieber Verstand und Witz, als die ewig neu sich entfaltende und mehr entzückende als berauschende Blume des Gemüth's vermissen. Der Geist kann in seiner verschlossenen Knospe auch in der jungen Frau noch geweckt, Talente können entfaltet, der Muth, den Stürmen des Lebens entgegen zu treten, kann, sobald die Umstände es erheischen, gefordert werden; aber das Gefühl, der geheimnißvolle Zauber des Gemüthlebens, die wahre einzige Romantik des Herzens, welche ich anerkenne, das, meine Stephanie, bleibt ein ungehobener Schatz im Seelenleben des Weibes, wenn nicht schon das Kind den Schlüssel zu dieser Welt der höchsten Freuden und Leiden findet. —“

„Herr Gott! Mütterchen“ — rief, plötzlich ihre Erzieherin unterbrechend, Halmens Braut — „sieh' doch da drüben in dem kleinen, zwei Fenster breiten Häuschen im Parterre — sollten Hunger und Elend die einzigen Peiniger dieser kahlen vier Wände sein? — Ach! wollte Gott, dem wäre so, denn morgen müßte dieser Kummer sich in Freude verkehren. —“

Freilich, was Stephanie sah, war wohl geeignet, in dem Herzen eines jungen Mädchens, dem das Leben bis jetzt nur seine lachende Seite gezeigt, ein stummes Entsetzen zu erregen. Stephanien gerade gegenüber, nur um eine Etage tiefer, saß, von dem spärlichen Oellämpchen geisterhaft beleuchtet, ein schönes blasses, aber zum Skelet abgemagertes Mädchen. Das Tischchen, an dem sie gearbeitet zu haben schien, war halb mit erbrochenen Briefen halb mit Nätherei bedeckt, und wie die bleiche Leidensgestalt so da saß, den Kopf hinten über an die weißgetünchte Wand gelehnt, das Auge tonlos

stier in die ziehenden Wolken blickend und um den Mund jenen entsetzlichen Zug des Schmerzes, der einen vom Unglück doppelt Besiegten, der einen Geschlagenen verkündet, dem der Muth sich wieder zu erheben gebrochen — wie das bleiche Mädchen da saß, und die Spuren ihrer gänzlichen Verarmung an Glück und Glücksgütern allenthalben, auf der abgehärmten Wange sowohl als im Raum dieser nackten vier Wände, sich kund gaben — da überkam es die bräutliche Jungfrau wie ein Schauder vor der Allgewalt menschlichen Unglück's.

„Ach! Mütterchen" — flehte sie, wie ein geängstetes Kind ihren Kopf an die Schulter ihrer ernsten Freundin schmiegend — „wenn wir nur heut noch für die Unglückliche etwas thun könnten. —"

Frau Reinhard zitterte bei diesen Worten ihres Pfleglings so heftig, daß Stephanie betroffen empor schreckte und bei dem Lichte des sternhellen Abends in den Zügen ihrer Erzieherin zu lesen suchte.

„Es giebt Leiden, mein gutes Kind" — nahm endlich nach längerem Schweigen Frau Reinhard wieder das Wort, — „für die keine Menschenhand einen heilenden Balsam zu bereiten vermag. —"

„Tod und Untreue —" sprach Stephanie dumpf vor sich hin.

„Ja" — sagte die alte Dame — „die Selbstverachtung, das größte aller Uebel, ist ein moralischer Tod und eine Untreue gegen sich selbst. —"

„Kennst Du denn das unglückliche Mädchen? —"

„Ihr Schicksal, ja; sie selbst aber nur so oberflächlich, als man mit Jemand verkehrt, dem man Arbeit giebt. —"

„Und ihr Schicksal? —"

„Ist um so trauriger, als ihr der Muth fehlt, es zu tragen. —"

„Sie hat einen Elenden geliebt? —"

„Sie hat das Schicksal tausend anderer Mädchen gehabt, sie hat geliebt, ist getäuscht und verlassen worden. Das hat ihre Mutter auf das Krankenlager, sie selbst aber an den Rand der Verzweiflung gebracht. Eine alltägliche Geschichte, die ich freilich seit wenig Stunden erst erfahren. Aber ich wünsche, meine Stephanie, daß Du den Nutzen aus ihr ziehen möchtest, den Du kannst. —"

„Was könntest Du damit meinen? —" fragte die Jungfrau mit einer Ahnung, die wie Fieberfrost durch ihre Glieder rieselte.

„Was kann der Gärtner meinen, wenn er dem sorgsam gepflegten Baume, ehe er ihn verläßt, noch eine Stütze geben will, die ihn gegen die Stürme des Lebens schützen und ihm helfen soll, fest zu wurzeln in dem Boden, wo heimisch zu werden seine Bestimmung ist. —"

„Du spannst mich auf eine Folter unsäglicher Qual —" klagte händeringend Stephanie, und der Mond, der eben über dem Giebel des niedern Nachbarhauses emporstieg, beschien ein marmorblasses Antlitz, von kastanienbraunem Haar umrahmt, auf dessen glänzendem Schmelz wie ein verbleichender Abendstern das goldene Johanniswürmchen im grünen Juwelenzweig funkelte.

„Habe den Muth, die Wirklichkeit und das Leben, wie es ist, in das Auge zu fassen — sprach Frau Reinhard mit innigem, aber ernstem Accent. — Es giebt Stunden, in denen das Herz seine Herrschaft an die Vernunft, wo das Gemüth sein heiliges Recht an die Nothwendigkeit abtreten muß, und nicht immer ist das Gefühl ein unverwerflicher Schiedsrichter. Vor Allem, mein theures Kind, ich kann Dir das nicht oft genug wiederholen, habe den Muth, jene Illusionen von Dir abzuwehren, die Deinen Ansichten von Liebe und Ehe zufolge ein Utopien verlangen, das nirgend als in Deiner Phantasie zu finden ist. Nein, unterbrich mich nicht, ich habe ohnedies nur wenig noch hinzuzufügen. Wie in so vielen Dingen der Gegenwart, sind wir auch Epigonen in jenen heiligen Fragen des Lebens, die das Herz und die Liebe berühren. Es gab eine Zeit, wo der Jüngling so gut als die unerfahrene Jungfrau noch heute — von einer Unendlichkeit und von der Idealität einer ersten und einzigen Liebe träumte. Es gab eine Zeit, wo die Braut den ersten Kuß der Sehnsucht, die Gattin das erste Entzücken der Liebe beanspruchen konnte, und damals war Treue — des Mannes Stolz und der Geliebten Triumph. Das hat sich aber geändert und der Einzelne, der dem verheerenden Strome des socialen Zeitgeistes sich entgegen zu werfen den Muth hat, muß ein Gott oder — wie die fashionable Welt sagt — ein Narr sein, der die Spöttereien seiner Freunde und selbst das Lächeln der Frauen nicht achtet. —"

„Ich trage diese Ungewißheit nicht länger" — jammerte Ste-

phanie — „und lieber den Tod, als diese gräßliche Vorbereitung, die auf Halmen zielt. —“

„Der Baron ist ein Mann von Ehre. Er würde den Groschen von sich schleudern, der ungerecht an seinen Fingern haftete. —“

„O er ist mehr als das! — Er ist großmüthig, dankbar und nachgebend, wenn es sich mit seiner Ehre verträgt; er ist, glaube ich, auch treu und aufrichtig. —“

„Er ist ein vortrefflicher Mann, was die Welt so nennt; aber er hat Schwächen so gut als Du, obgleich die eurigen feindliche Pole sind. Diese Schwächen, mein Kind, zumal wenn sie der Vergangenheit angehören, lerne verzeihen, und wenn Du fühlst, trotz Deiner Liebe das nicht zu können — so ist ja noch eine Nacht der Erwägung bis zu dem Tage, wo Du das bindende Ja sprechen sollst. —“

„Herr Gott — meine Ahnung!“ — rief, die Hände vor das Gesicht schlagend, das junge Mädchen — „Halmen hat mit seiner Betheuerung, daß ich seine erste Liebe sei, gelogen! —“

„Deine Vorwürfe und Thränen haben diese Lüge ihm abgedrungen. Lerne Deine Erwartungen in die Grenzen des Mäßigen dämmen, und Dir selbst wirst Du dadurch den größten Dienst erweisen. —“

Ein heißer Thränenstrom war Stephaniens ganze Antwort. Aber daß sie weinen konnte, war ihrer Erzieherin ein Beweis, daß die Liebe in ihrem Herzen noch stärker walte als der Stolz und das verletzte Recht dieser nur gekränkten, aber nicht erloschenen Liebe.

„Ich habe Halmen geschrieben“ — sprach Frau Reinhard nach einer kurzen Pause, und als sie sah, Stephanie höre, trotz ihrer Thränen, was sie ihr zu sagen habe — „er wird diesen Abend meinen Brief finden. Ich bin keine von jenen weichen Seelen, die denen, welche sie lieben, den Schmerz einer Wahrheit ersparen wollen, die, muthig in das Auge gefaßt, bei weitem oft so herbe nicht ist, als ein halbes Errathen und eine spätere Enttäuschung. Keine Illusion sollte drohend am Altar zwischen Euch stehen und mit einem Unheil Eure Zukunft bedrohen, das jetzt noch abzuwenden oder durch die Verzeihung der Liebe zu bannen ist. Meine Stephanie wird ihr

Herz fragen und sie wird den Muth haben, für Das sich zu entscheiden, was ihr das Leichteste scheint. —"

„Warum aber jetzt erst" — klagte die weinende Braut — „warum am Vorabend meiner Vermählung dieses unselige Geheimniß, das besser mir auf ewig verschwiegen geblieben wäre. Es brächte den Vater in das Grab, träte ich jetzt noch zurück, und dennoch — obgleich ich ihn noch liebe wie zuvor — giebt es kein Glück und kein Vertrauen mehr für mich an Halmen's Seite. —"

„Wer Thränen des Grames geweint hat, versteht mit sanfterer Hand sie zu trocknen. Thränen trocknen ist aber ein Glück, um das Engel — wenn es welche giebt — die Menschen beneiden, während die Liebe nur ein Prisma unserer irdischen Natur ist. —"

„Und wer — o Gott! wer war die Glückliche, die Halmens Herz zuerst für sich erwärmte, und warum, meine Mutter, erfahre ich mein Elend jetzt erst? — "

„Weil ich selbst seit wenig Stunden erst volle Gewißheit über die Angaben eines anonymen Briefes erhalten, der vor zwei bis drei Tagen mir zuging. —"

„Kenne ich das Mädchen, das Halmens erste Liebe war? —"

„Ja und nein. Sieh, Stephanie, da drüben verlöscht eben das Lämpchen der armen Dulderin, die vor zwei Jahren schön, gesund und reich durch ihren Fleiß und ihre Liebe die Welt zum Kampf gegen ihr Glück hätte herausfordern mögen. Nun ist ihr nichts geblieben, als der Stolz, lieber hungern und die Nächte zwischen Arbeit und Thränen durchwachen zu wollen, als von dem Almosen des Mannes sich und ihre kranke Mutter zu ernähren, der einst nicht ohne sie leben zu können geglaubt. Dorthin blicke, mein Mädchen, und Du wirst die Antwort auf Deine Frage finden: was bleibt mir, wenn mein Herz an Liebe verarmt ist. —"

„O Mutter! jenes Mädchen ist? — —"

„Halmens verlassene Geliebte. —"

Rainau's Haushofmeister hatte schon seit einer Stunde die Flügelthüren zum Speisesaal geöffnet. Das Souper erwartete die Gäste, aber die Gäste erwarteten vergebens die Braut. Halmen

durchirrte in unbeschreiblicher Verlegenheit alle Zimmer und Corridors des weitläuftigen Hauses. Er fragte Stephaniens Kammermädchen, die ihre Gebieterin nicht gesehen zu haben versicherte, und erfolglos klopfte er an der verschlossenen Thür der Reinhard. Mehr ärgerlich als beunruhigt, trippelte dagegen Vater Rainau aus einem Zimmer in das andere, liebäugelte mit der glänzend servirten Tafel und polterte hin und wieder etwas von sentimentalen Mädchenlaunen, Grillen und Kindereien. Auch der Baron war bereits von seinen vergeblichen Nachforschungen zurückgekehrt und hatte den alten Banquier bei Seite gezogen. Unter den Anwesenden verstummte allmählig die laute gruppenweis gepflogene Conversation und es trat an deren Stelle jenes beängstigende Flüstern, das man den Unkenruf der Gesellschaft nennen könnte. Jedes Auge war beobachtend auf die beiden im eifrigen Gespräch begriffenen Männer gerichtet, und während der jüngere Theil der Gesellschaft an dem Verlobten eine größere Unruhe bemerken wollte, meinte der ältere: Vater Rainau sähe seit einer halben Stunde aus, als ob es auf seinem Comtoir wie Bankerott spuke.

Da trat, auf den Arm ihrer Erzieherin gestützt, die so lange vermißte Braut plötzlich zwischen die Gruppen der erstaunten Gäste. Aber eine große Veränderung schien, seit man sie zuletzt gesehen, mit ihr vorgegangen. Das heitere anmuthige Lächeln war von den Lippen der Jungfrau, die blühende Farbe der Freude und Lebenslust von ihren Wangen, aus ihren gerötheten Augen war der Strahl des Glücks entschwunden. Sie reichte, ohne sich über ihre Entfernung zu entschuldigen, dem ihr entgegen eilenden Verlobten ihren Arm und den Gästen voran in den Speisesaal tretend, winkte sie mit bittendem Blick die ernste Frau Reinhard an ihre Seite.

„Welch' sonderbare Grille! —" flüsterte es an allen Enden des Saales, und in den anstoßenden Gemächern wurden die Augengläser geputzt, um den seltsamen Schmuck besser in die Augen fassen zu können. Statt ihres kunstvoll gearbeiteten Zweiges mit dem funkelnden Johanniswürmchen trug Stephanie einen mit göldener Nadel befestigten Schmetterling — einen T r a u e r m a n t e l im Haar. Und als Baron Halmen mit einem geistreichen Scherz um die Ursache dieser seltsamen Metamorphose seine Braut befragte, da bezwang

sie ihre Thränen, drückte, wie Muth erflehend, die Hand ihrer mütterlichen Freundin und zu dem Ohr ihres Verlobten geneigt, gab sie eine Antwort, die den leichtsinnigen Mann erbeben machte. „Ich habe" — sprach Stephanie — „zu den Füßen der unglücklichen Antonie Saalberg gekniet und hätte sie meinen Thränen und meinen verzweifelnden Bitten widerstanden — Du hättest mich nie wiedergesehen. Aber sie selbst hat über unsere Zukunft entschieden und sie selbst hat mich Dir zurück gegeben. Ich bringe Dir ihre Verzeihung, bringe Dir Deinen Ring zurück und Gott möge richten zwischen uns Dreien. Antonie ist von heut an meine Schwester und um kein Sandkörnchen will ich reicher sein als sie. Wir haben schon angefangen, unsere Schätze zu theilen und mit unsern Juwelen einen Tausch einzugehen, wie unter Schwestern das üblich ist" — fügte sie mit bitter lächelndem Humor hinzu. — „In Antoniens ärmlichem Stübchen sah ich unter einem umgestürzten Glase auf verblichenem Sammtkissen diesen prachtvollen Trauermantel, von dem ich glaube, daß er eine Geschichte hat, ähnlich der meines Johanniswürmchens. Bitte Gott, Leonor, daß der grüne schimmernde Zweig, den Antonie mit Widerstreben aus meiner zitternden Hand empfing, zur Palme des Friedens und der Verzeihung werde."

Dresden. Ida Frick.

Holländisch.

Het geplukt bloempje.

Lieve bloem! waar is uw blos?
Welk een wreedaard reet u los
En versmeet u na't genieten?
Ziet gij wel die kleur verschieten?
Och, wat vlugt de schoonheit snel!
Lieve Lize! ziet gij't wel?

Arme bloem! waar bleef uw gloor?
Gistren nog verguldde Auroor
Zorglijk uw fleuweelen blaadjes,
Thans verstrooit de storm uw zaadjes,
En verstuift uw dorren knop...
Lieve Lize! merk het op.

Arme bloem! verlept van fleur!
Gistren trok uw balsemgeur
De aandacht naar uw gouden verwen:
Thans vertrapt men u in't sterven,
En geen Zefier stort een traan....
Lieve Lize! denk er aan.

Arme bloem, vertrapt in't zand!
Och, eene enkle wulpsche hand
Reet uw tengren bloei aan stukken!
Droeve vrucht van dartel plukken!
Bloempjes zijn zoo ras onttooid:
Lize! men vergeet het nooit.

Das gepflückte Blümchen.

Liebes Blümchen sag' mir das,
Warum schau'st so welk und blaß?
Welcher Frevler, ohn' Gewissen,
Warf dich fort nach kurzen Küssen? —
Gestern roth und heute blaß; —
„Liebe Liese merk' Dir das!"

Arme Blum', wo blieb Dein Duft? —
Gestern spielte noch die Luft
Noch die Sonn' mit deinen Blättern;
Heut', gepflückt von rauhen Wettern,
Stehst du trauervoll vor mir! —
„Liebe Liese merk' es dir; —"

Arme Blume blüh'st nicht mehr;
Farblos, duftlos, blätterleer —
Gestern noch im Jugendprangen,
Heute schon zu Grab' gegangen,
Und kein Zephir weint um Dich! —
„Liebe Lies' verstehst du mich? —"

Armes Blümlein, liegst im Sand! —
Eines Lüstlings Frevlerhand
Stahl Dir Duft und Glanz und Leben,
Hat Dir frühen Tod gegeben. —
Blümlein leicht vom Stengel bricht; —
„Liese, o, vergiß das nicht! —"

Berlin. Nach dem Holländischen des Henrik Tollens
von A. v. Winterfeld.

Jahresnoth und Himmelsseegen.

Sonett.

Ein Traum von denen, die gen Himmel heben,
Trug mich empor aus meinem wachen Leide
Und ließ den Herrn mich seh'n im Strahlenkleide,
Von dem uns Engelbotschaft ward gegeben.

Und weinend sprach ich: „Gieb uns Brod und Leben: —
„Des Vaters Welt wird eine dürre Weide: —
„Des Armen Erndte schlug das Jahr im Neide
„Und üppig reiften nur des Reichthums Reben! —"

„O komm', du, Milder! — An des Jammers Tische
„Gebricht dein Brod, gebrechen deine Fische: —
„O komm', des Hungers grimmen Biß zu heilen: —"

„Erbarmer, komm': — noch waren nie die Herzen
„Durchdrungen so von brüderlichen Schmerzen! —"
„Herr, brich das Brod: — wir wollen es vertheilen! —"

Weimar. Apollonius von Maltitz.

Der Greis an ein Kind.

O Kind! so arglos lächelnd in die Welt!
Noch nicht gelöst ist Dir der Sprache Siegel;
Doch ist Dein Blick schon Deiner Seele Spiegel,
Die Frag' auf Frag' an alle Dinge stellt.

Ist Dir doch Räthsel Alles, was Du siehst!
Der Blüthe gleich, der Knospe kaum entquollen,
Bangt Dir noch nicht, weil lind die Stunden rollen,
Welch' einer Zukunft Du entgegenziehst?

Der Mutter Lächeln, schaut sie froh Dich an,
Sei Dir das Bild von Deinem Frühlingsmorgen!
Ihr Blick, die Liebe selbst, — voll Wonn' und Sorgen —
Es sei der Stern auf Deiner Lebensbahn!

O folg' ihm stets, der Liebe goldnem Stern!
Dann siehst Du Dir erblüh'n die reinsten Freuden,
Und Gottvertrau'n wird lindern Dir die Leiden,
Doch was zerstört den Frieden, bleibt Dir fern!

Constanz. Ignaz Heinrich v. Wessenberg.

Auszüge

aus einem Kunstalbum*) des Jahres 1844.

An die Königin Luise von Preußen

die hohe Gründerin des Luisenstifts.

Mit Deines Herzens freundlichem Erbarmen,
Mit Deines Herzens königlicher Huld
Gedachtest Du der Niedrigen, der Armen,
Und mit der Schwäche hattest Du Geduld.

Das Samenkorn, das Deine Hand gestreuet,
Sei treu von uns, o Königin, gepflegt
Und jede Gabe freudig Dir geweihet,
An Deinen Thron voll Demuth hingelegt.

Du wohnst im Licht, umstrahlt von tausend Sonnen,
Bist jeder bangen Erdennoth entrückt,
Doch von des Jenseits ungetrübten Wonnen
Dein Geistesauge segnend auf uns blickt.

Berlin. Elfriede von Mühlenfels.

*) Dieses Album, welches zum Besten des Louisenstifts in Berlin von der Herausgeberin des vorliegenden Albums verfaßt wurde, ist damals von Sr. Maj. dem König von Preußen im Manuscript angekauft und anderweitig noch nicht gedruckt worden.

Und sprechen wird der Herr:
„Was Ihr thatet, Ihr Gerechten,
Den Geringsten dieser Armen,
Das habt Ihr Mir gethan!"

Welch ein Wort! wodurch das Mitleid, die Thräne, die Wohlthat des Menschen zur höchsten Gottseeligkeit, Ihm ähnlich zu sein erhoben wird.

Berlin. L. Tieck.

Die Vorliebe für Belebung des Gewerbfleißes und für die Theile des Naturwissens, welche unmittelbar darauf einwirken (ein charakteristisches Merkmal unseres Zeitalters) kann weder den Forschungen im Gebiete der Philosophie, der Alterthumskunde und der Geschichte nachtheilig werden, noch den allbelebenden Hauch der Phantasie den edeln Werken bildender Künste entziehen. Wo, unter dem Schutze weiser Gesetze und freier Institutionen, alle Blüthen der Cultur sich kräftig entfalten, da wird im friedlichen Wettkampfe kein Bestreben des Geistes dem andern verderblich. Jeder bietet dem Staate eigene, verschiedenartige Früchte dar: die nährenden, welche dem Menschen Unterhalt und Wohlstand gewähren, und die Früchte schaffender Einbildungskraft, die, dauerhafter als dieser Wohlstand selbst, die rühmliche Kunde der Völker auf die späteste Nachwelt tragen. Die Spartaner beteten trotz der Strenge dorischer Sinnesart: „Die Götter möchten ihnen das Schöne zu dem Guten verleihen."

Potsdam. Alexander v. Humboldt.

Die wachsende Theilnahme an allen Zweigen der Geschichte giebt den erfreulichen Beweis von dem wachsenden Interesse, welches die Menschheit immer lebendiger an den wichtigsten Fragen nimmt. Die Schicksale der Heimath, des Vaterlandes, des Erdtheils und des Erdballs werden dem Betrachter immer theurer, und nothwendig führen die äußeren Begebenheiten auf die höhere Bestimmung des Einzelnen, der Mitbürger, der Völker und der Menschheit hin, welche wiederum ohne das sittliche Ideal nicht zu denken ist, wie Religion

und Philosophie es aufstellen, und wie es, nach den Annalen der Geschichte, allmälig errungen und in immer größeren Kreisen fester und fester ergriffen wird.

Berlin. Prof. Dr. Preuß, Königl. Historiograph.

Sanscrit.

प्रारभ्यते न खलु विघ्नभयेन नीचैः ।
प्रारभ्य विघ्नविहता विरमन्ति मध्याः ॥
विघ्नैः सहस्रगुणितैरपि हन्यमानाः ।
प्रारब्धमुत्तमगुणा न परित्यजन्ति ॥

Die Kleinen fangen gar nicht an, aus Furcht vor Hindernissen;
Die Mittelmäß'gen hören auf, begegnend Hindernissen;
Die Großen aber halten aus — troß tausend Hindernissen.

Berlin. Albert Hoefer.

„Ueberblicken wir den Lebenslauf des Grafen von Zinzendorf, legen wir gegeneinander, was Leid und Freude, Bekümmerniß und Glück, Niederes und Höheres, Zagen und Zuversicht, an diesem Herzen für Theil gehabt, und ziehen wir die Summe des Guten wie die des Schlechten, so müssen wir uns wohl sagen, daß Zinzendorf ein seeliges Leben geführt, wie nur wenigen Menschen es beschieden ist! Sein Leben ist als ein glückliches und beneidenswerthes auch von solchen anzuerkennen, die weder seines Glaubensbekenntnisses noch seiner Sinnesart sind, noch ihm nachzuahmen den Wunsch und Beruf haben. Und so dürfen wir auch vom ganz allgemeinen Standpunkte aus, beim Anschauen dieses Mannes, in ganz weltlicher Betrachtungsweise, mit der Bemerkung schließen, daß überall solcher Seegen waltet, wo der Mensch in den Kämpfen der Welt nicht ihr selbst, sondern einem höheren Leben sich vertrauenvoll zuwendet. —"

Berlin. Varnhagen von Ense.

Schlußchor zu Heinrich IV.

Im Dom zu Speier.

Geh' zu Deinen Vätern ein
Und zu deinem Weib in Frieden!
Und was nur im Leben Dein
Sei im Tode Dir beschieden,
Ruh' und Sieg
Nach Kampf und Krieg,
Sieg und Ruh' dem Müden.

Herrlich hast Du Dich erkühnt,
Kaiserlicher Stamm der Franken;
Wenn der Baum am höchsten grünt,
Fängt die Wurzel an zu kranken,
Doch der Ruhm
In's Heiligthum
Nimmt sie auf, die sanken.

Deutsche Treu' und deutscher Muth
Hüte dieser Schwelle Feier,
Nimm Dein Heiligthum in Hut
Vor dem Fremden, dem Entweiher!
Deutscher Dom
Am deutschen Strom,
Sei gegrüßt, o Speier!

Neusaß bei Coburg. Friedrich Rückert.

Theories are best arrived at by the consideration of general laws; but most securely verified by comparing them with particular facts, because this serves as a verification of the whole train of induction, from the lowest term to the highest. But then, the comparison must be made with facts purposely

selected so as to include every variety of case, not omitting extreme ones, and in sufficient number to afford every reasonable probability of detecting error.

Berlin. Johann Franz Encke.

Wer treu ficht, wird gekrönt.

Berlin. Jakob Grimm.

Die Ansicht des Menschen von Himmel und Erde wie von der Natur, die ihn unmittelbar umgiebt, und von dem, was sich daraus für seine Vorstellung von Welt und Universum, oder dem Kosmos, nach außen und innen ergeben mag, ist wie dieser selbst in stetem Fortschritt der Entwickelung begriffen, wenn auch der einzelne Mensch, das Jahrzehnd, die Nation, selbst das einzelne Jahrhundert oder die sich bildende Zeitcultur solchen Fortschreitens sich nicht einmal bewußt wird. Die Wissenschaft aber soll sich stets in ihren Feststellungen dieses Fortschreitens bewußt zu werden suchen. Streben zum Vollendeteren ist ihre Aufgabe, wie es die Bestimmung des einzelnen Menschen ist. Die absolute Vollendung aber können beide nicht erreichen im irdischen Dasein, denn es irrt der Mensch, so lange er lebt. Ihm war daher noch eine Offenbarung des Höchsten nothwendig.

Berlin. C. Ritter.

Wenn du die Puppe am Wege liegen siehst, weißt du welche Qualen in ihrem kleinen Gehäuse sich sammeln? — Und du kannst ihr nicht helfen, nicht das harte Gehäuse durchbrechen, sie muß es selbst thun, und mit der Zeit, und mit Schmerzen thut sie's; dann fliegt sie als Schmetterling der Rose in den Schooß. So ist's auch mit dem Geiste in uns. Wir liegen am Wege, eine kleine starre, harte Kapsel, lange Zeit, Niemand steht uns bei in unsrer Arbeit und Qual, und soll auch Niemand uns beistehn, und wenn dann unsre Stunde gekommen ist, brechen wir durch, ein siegreicher Sommervogel und fliegen der Rose, das ist der ewigen Liebe, in den Schooß.

Berlin. A. v. Sternberg.

Copla de Don Jorge Manrique

poeta castellano del siglo decimo quinto.

Este mundo es el camino
Para el otro que es morada,
Sin penar;
Mas cumple tener buen tino,
Para andar esta jornada
Sin errar.
Partimos quando nascemos;
Andamos mientras vivimos
Y allegamos
Al tiempo que fenescemos;
Así que quando morimos
Descansamos.

Stollen des Don Georg Manrique,

castilischer Dichter des funfzehnten Jahrhunderts.

Diese Welt gleicht nur den Wegen
Zu der and'ren, wo wir weilen
Sonder Trübsal.
Scharf auf's Treffen mußt dich legen,
Willst du jenes Ziel ereilen
Sonder Irrsal.
Mit der Wieg' beginnt die Reise,
Immer weiter Stund' auf Stunde,
Bis zum Hafen,
Wo die Zeit kommt leise, leise,
Bringet uns die Todeskunde,
Im Entschlafen.

Berlin. N. H. Julius.

Leben.

Willst Du leben: lerne leiden,
Nie schlägt ohne Leid ein Herz;
Willst Du lindern Deinen Schmerz,
Füg' ein drittes zu den beiden.

Mußt Du leiden, lerne lieben,
Liebe leiht dem Leben Licht,
Wankt in wilden Wettern nicht,
Die der Sturm heraufgetrieben.

Lerne liebend, leidend leben;
Was Dein Schicksal dann auch sei,
Du kannst freudig fromm und frei
Stets den Blick zum Himmel heben.

Berlin. Emilie Seydel.

Eine ausgebildete Seele mit ihrem Reichthum von Erfahrungen, Kenntnissen, Interessen, Erinnerungen, Bestrebungen, Ahnungen und Tiefblicken gleicht einem Garten, in welchem man vor der Morgendämmerung im Finstern beim Scheine einer kleinen armen Fackel umherwandelt, welche immer nur das Allernächste erleuchtet, und während sie den einen Gegenstand bestrahlt, die Menge der übrigen in Finsterniß senkt.

Darum lieber noch, als auf die kleine Fackel, sei das Auge auf die bleichen Strahlen des Horizonts gerichtet, wo schon die Sonne bereit ist aufzugehen, welche mit gleichmäßigen Strahlen den Garten erleuchten will. Alles, was darin ist, ans Tageslicht ziehend, und nichts im Dunkeln lassend. Bei ihrem Scheine mag die Fackel erlöschen.

Berlin. C. Fortlage.

Wahrheit ist das höchste Ziel des Menschen, ohne Wahrheit keine Geschichte, keine Gerechtigkeit, keine Tugend.

Berlin. Carl Friccius.

Das Gute verschwindet leicht unter der Masse des in jedem Boden üppig wuchernden Schlechten. Dennoch sollen wir nicht ermüden, jenes zu pflegen, und auch darin unsre Uneigennützigkeit zeigen, daß der Hohn der Menschenurtheile, welche am liebsten das Ueberwiegen des letztern hervorheben, unsern Muth nicht niederschlägt. Möge der feste Glaube uns leiten, daß unser und der Welt Schicksal in dessen Hand ruht, der uns angewiesen hat, so das Gute zu thun, daß unsre linke Hand von unsrer rechten nicht wisse.

Berlin. J. v. Olfers.

Gleich wie dem mütterlichen Schooße der Erde die Pflanzen entsprießen und sie mit tausendfachem Schmuck bekleiden, wie diese große Welt von den mannigfaltigen Formen der Thiere und, vor Allem am bedeutensten, vom Menschen belebt wird, so empfindet auch der gebildete Mensch das Bedürfniß, sich in und an der kleinen Welt, welche er sich durch die Architectur schafft, durch die Werke der Sculptur und Malerei ein eigenthümliches Leben der Schönheit zu gestalten, aus welchem ihm sein eigner Geist in einer Fülle von Formen entgegenstrahlt, so daß sie sein Dasein in den verschiedensten Beziehungen erheitern und veredeln.

Berlin. Gustav Waagen.

Die sterbende Mutter.

Wie kommt es nur, geliebtes Mütterlein,
Daß deine Wangen plötzlich sich entfärben
Und nicht mehr blüh'n im zarten Rosenschein?
„Vom Sterben kommt es, gutes Kind, vom Sterben!"

Nein, nein, der Tod mit seinem Modergraus,
Mit seinen abgezehrten Knochenhänden

Darf nicht in unser friedlich stilles Haus!
„Schon klopft er an, mein Leben zu beenden.“

Ach! öffne ihm, du schönste Mutter nicht!
Auf meinen Knieen will ich dich beschwören,
Er bleibe draußen bis zum Morgenlicht!
„Doch tritt er ein und Niemand kann ihm wehren.“

Ich will die Lampe, die uns ihm verrieth,
Ganz heimlich in die Nebenkammer tragen,
Daß dich sein hoher strenger Blick nicht sieht.
„Längst sah er mich und alle Müh' und Plagen.“

O bette dich in meinem Kindesarm,
Daß er verwechselnd mich statt deiner fasse!
Jung wie ich bin und frisch und lebenswarm.
„Er weiß daß ich sein wartend dich nicht lasse.“

Mein Gott, mein Gott, was wird zuletzt aus mir!
Schon fühl' ich kaum noch deines Herzens Pochen.
„Ergieb dich drein der treue Freund ist hier
„Und hat die welke Blume sich gebrochen.“

Berlin. Lydia Hecker geb. Paalzow.

An Frau Hofräthin Herz.

Impromptu.

Niedergeschrieben Berlin am 23. Mai 1844.

Als deutsch zu dichten ich eben begann,
Ein wenig Fertigkeit gewann,
Da saßest du mir so freundlich nah
Und hörtest geduldig mein Patois;
Jetzt da ich die Sprache besser gelernt,
Wir leben weit von einander entfernt,
Mich freut es dein Auge wieder zu sehn,
Der Strahl der Seele kann nie vergehn.

Berlin. A. Oehlenschläger.

Chinesisch.

(Ode aus dem Buche Schi-king.)

鮮	不	出	入
sièn	pŭ	tsch'ŭ	šĭ
民	如	則	則
mîn	šū	tsĕ	tsĕ
之	死	含	靡
tschī	sſў	hiēn	mì
生	久	恤	至
sēng	kì	siŭ	tschí

Ein bald gefundner Tod, er wäre besser
Als dieses armen Volkes Lebensqual:
Sie gehen aus, den Gram im tiefsten Herzen;
Sie kehren heim und finden — keinen Trost.

Berlin. Wilhelm Schott.

Von der Memel bis zur Mosel
Sprießen junge Hoffnungsreben;
Von Saarbrücken bis gen Cosel
Regt sich freies deutsches Leben,
Von dem Rigi bis nach Rügen
Und von Danzig bis gen Nanzig,
Von dem Brocken bis zum Splügen
Manches Vorurtheil entwand sich.

Berlin. August Zeune.

Es giebt keine andere Freiheit, die unbeschränkt gedacht werden kann, als die sittliche. Sie besteht nicht in der Willkühr, heute gut und morgen schlecht zu handeln, sondern sie bestimmt sich mit Nothwendigkeit, das heißt, nach vernünftiger Ueberzeugung, nur das

Eine zu thun, und nicht das Andere. Darum steht Freiheit nicht der Nothwendigkeit, sondern der Willführ gegenüber. Jede sociale Freiheit des Einzelnen aber wird beschränkt durch die der Andern, und die Schranken rücken um so näher, je Mehrere sich darin zu theilen haben. Es giebt für den Einzelnen keine unbeschränkte sociale Freiheit. Das Mittelalter kannte nur Freiheiten, das heißt, Erlaß von Verpflichtungen, und machte sie in seinen Standesunterschieden geltend. Die neuere Zeit spricht von Freiheit, und versteht darunter großentheils Beseitigung der Schranken, die dem Einzelnen gesetzt sind, ohne zu bedenken, daß die Schranken für die Uebrigen nothwendig enger gesteckt werden müssen, wenn die des Einzelnen hinausgerückt werden.

Berlin. Klöden, Direktor.

Nichts Großes geschieht mehr für den Fleck, oder die Stadt, oder das Land allein, wo es sich, wie man sagt, zuträgt; die That wie der Gedanke gehört der ganzen Welt, nur daß zur Wirkung in der Ferne von Jahrhunderten Jahrhunderte gehören; in unsern Tagen reichen Tage hin, das Fluidum vom Pol zum Pol zu tragen. — Vermuthlich weil die Luft reiner wurde, denn auch die Fata Morganen der Vergangenheit zeigen sich wieder häufiger, aber es bleiben Luftspiegelungen. Den Schiffer, der seinem bewährten Compaß vertraut, irren sie nicht.

Berlin, 1844. A. Haering.
(W. Alexis.)

Cantiga de Dona Filipa de Lancaster,

filha do Infante Dom Pedro, filho do Rey D. João I de Portugal.

Ao bom Jesu.

Non vos sirvo, non vos amo
Mas dezejo vos amar,
De sempre, vossa me chamo
Sem quem non he repousar.

O vida, lume e luz,
Infindo bem e inteiro
Meu Jesu, Deao verdadeiro,
Por mim morto em a cruz.

Se mim misma non desamo
Non vos posso bem amar
A me ajudar vos chamo,
Para saber repousar.

N. H. Julius.

Dem guten Jesus.

Nicht Dir dien' ich, nicht Dich lieb' ich,
Doch ich wünsche dies zu thun;
Hieß ich Dein nicht, ach wo blieb' ich,
Ohne Dich für mich kein Ruh'n!

O Du Leben, Licht und Gluth,
Endlos Gut und volle Wonne,
Jesu mein, Du Gnadensonne,
Der für mich vergoß sein Blut!
Nur wenn ich mir selber feindlich,
Lieb' ich, wie ich soll, Dein Thun,
Rufe Deine Hülfe freundlich,
Um in Dir recht auszuruh'n!

Berlin. N. H. Julius.

Eine griechische Marmorstatue und ein holländisches Genrebild — kaum dürfte ein größerer Gegensatz zu finden sein. Und doch ist in Beiden das ganze Geheimniß der Kunst, die die Welt als von göttlichem Gesetze getragen erkennen lehrt, enthalten. Dort erscheint die individuelle Kraft nach den Gesetzen des Maßes und der Harmonie beruhigt und gezügelt, hier die dunkle Existenz des Tages von dem allwaltenden, Alles belebenden und ernährenden Lichte harmonisch umflossen. Nicht auf den Gegenstand kommt es in der Kunst an, vielmehr darauf, daß in dem Gegenstand jenes göttliche Walten dargestellt sei.

Berlin. Franz Kugler.

Der menschliche Geist ist als getrennter Geist nicht der Göttliche, und lebt von der Erregung, die er empfängt, um das Empfangene selbstsüchtig in sein Eigenthum zu verwandeln.

Wenn der Geist des Menschen nur frei wäre, nur selbstthätig, so daß er nichts empfinge, sondern alles bildete, o so wäre er freilich sein eigener Herr, aber diese einsame Herrschaft wäre so schauerlich, wie die Herrschaft eines Vogels in der öden Weite der Schneeregionen, denn mit der regsamen Welt wäre er nicht verknüpft.

Die Größe des menschlichen Geistes, wird daher im Ebenmaß des Empfangens und Bildens bestehen.

Berlin. Adolph Trendelburg.

Der Welten Kleines auch ist wunderbar und groß, und aus dem Kleinen bauen sich die Welten.

Berlin. Ehrenberg.

Viele Verbindungen zu löblichen Zwecken setzen immer eine weit verbreitete Geistes- und Herzensbildung in der Gesellschaft voraus; von diesem Standpunkt lassen sich die Associationen, die in unserer Zeit zum Wohl der Menschheit so rasch in's Leben traten, leicht erklären; nur wo der auf das eigene Ich gerichtete Sinn der menschlichen Seele gebrochen wird, erheben sich schöne Sympathien für das Edle, deren Lebenspuls das Allgemeine ist. So ist unter uns ein herrliches Wirken sichtbar geworden. Wo aber sind die Gestalten zu finden, wie sie im abgeschlossenen Dasein, mit unerschöpflicher Tiefe, aus früheren Jahrhunderten zu uns herunter blicken; wer gleicht jenen Gewaltigen, die in der allgemeinen Dämmerung versunkener Zeiten Riesen gleich einherschreiten; wo sind die Helden, die einst späteren Geschlechtern den Stoff zu epischen Gesängen und dramatischen Gedichten liefern werden?

Man sei unbesorgt, die Menschheit hat Heroen, deren sie bedarf, um ihrer ins Unendliche gehenden Kraft sich bewußt zu werden, noch zu keiner Zeit ganz entbehrt; die unsrige hat vielleicht gar die Bestimmung, eine neue Art von menschlichem Heroismus zu bilden.

Berlin. H. Bolzenthal.

Herzenswort.

Fort, ihr Blinden, von dem Hofe!
Alle fort! hinaus!
Welch' Geleier, welch' ein Lärmen
Hier im Königshaus!
Nehmet, da ist eure Gabe,
Spiel erlaß' ich Euch',
Mit der Flöt' und mit der Harfe
Fort von hier! sogleich!

Doch der König in dem Saale
Hört der Stimme Dräun;
Rasch erhebt er sich vom Mahle,
Ruft den Voigt herein.
Strenger Voigt, was will dein Zürnen?
Das sei nicht dein Brauch:
Keine Bettler! Wollen spielen,
Sollen spielen auch!

Edler König! milde Seele,
O, wie klingt der Ton
Wiederhallend in den Herzen
Menschlich von dem Thron!
Edler König, milde Seele,
Solch ein Herzenswort
Kling' auch in dem Strom der Zeiten
Unvergesslich fort.

Berlin. O. F. Gruppe.

Die glühende Sonne, die temperirte Erde und der kalte Mond hatten, so lehrt die neuere Physik, einst gleiche Wärme. Das, was sie durch Ausstrahlung abgeben, steht im Verhältniß ihrer Oberfläche

das Capital, von welchem sie ausgeben, hingegen im Verhältniß ihrer Masse. Wäre der Halbmesser der Sonne hundert mal größer als der der Erde, so würde ihre anfängliche Wärme eine Million mal die der Erde übertroffen haben, ihre Ausgabe hingegen nur zehntausendmal größer sein als die der Erde. So scheint es denn ein allgemeines Naturgesetz zu sein, daß der Arme dem Reichen gegenüber immer mehr verarme.

Berlin. H. W. Dove.

Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!

Dieses Wort als Losung für die Naturforschung trat an die Stelle des älteren von Haller, seit etwa dem letzten Decennium des vergangenen Jahrhunderts, seit einer Zeit, die zugleich durch eine staunenswürdige Reihe großer Entdeckungen, seit der von Galvani, immer erneuert diese Aufgabe — denn gelöst war die durch die Entdeckungen selbst noch kaum um einen Schritt, vielmehr nur vergrößert, erweitert und befestigt — dem forschenden Geiste stellte.

Berlin. Professor Weiss.

Je tiefer wir das Leben der Griechen nach seinen verschiedenen Richtungen hin erforschen, desto öfterer tritt uns, mächtig und gesetzgebend der Einfluß ihrer Götterwelt entgegen, deren Beziehungen Bilder und Sinnbilder nicht nur in den weisen Einrichtungen von Stadt und Staat, sondern selbst in den heitern Spielen der Kindheit und Jugend sich abspiegeln.

Berlin. Theodor Panofka.

Der Künstler gehört nicht der Schule allein, er gehört auch der sinnlichen und Ideenwelt an, in welcher er lebt. Diesen geschichtlichen Boden, der auch die Form bedingt, besonders für Kunstwerke einer untergegangenen Welt nachzuweisen, bedarf der Künstler und Kunstfreund des Kunsterklärers wenigstens in eben dem Maaß, in welchem

dieser zu vollem Verständniß der Formenschönheit sein Urtheil von dem des Künstlers abhängig macht.

Berlin. Eduard Gerhard.

Μεγάλαι ἰδέαι κεχαραγμέναι εἶναι εἰς τὰ μνήματα ὑμῶν, ὦ μάρτυρες τῆς ἐπαναστάσεως. Ἐπὶ τῶν μνημάτων σας ἀναγινώσκομεν τὴν μέλλουσαν ἐλευθερίαν τῆς Ἑλλάδος καὶ ὅτι ὑπήρξατε οἱ σημαιοφόροι τῆς πρὸς τὴν εὐδαιμονίαν προόδου, καὶ σημαιοφόροι κεκαλυμμένοι ἀπὸ τὴν σκιὰν τοῦ θανάτου, τὴν μεγαλύνουσαν τοὺς θνητούς. Ἀλλὰ ποία ἐλευθερία ἦτο ἐπηρμένη ἀπὸ τοῦ κύματος τοῦ ἐπιόντος καιροῦ;

Ein großer Gedanke ist auf euren Grabsteinen, ihr Zeugen des Befreiungs-Kampfes, eingegraben. Wir lesen da die künftige Freiheit von Hellas und daß ihr die Fahnenträger des Fortschrittes gewesen, Fahnenträger, welche von Schatten des Todes umgeben sind, der die Sterblichen größer erscheinen läßt. Aber welche Freiheit ward von der Welle der nächsten Zeit emporgehoben!

Berlin. Dr. Johannes Franz, Prof. P. E.
bei der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität.

Preußens Trauerfest im Juni 1840.

I.

Am 1. Juni.

Sie graben dort ein Grab von Riesenlänge,
Als würd' ein großer König da begraben.
Vom Dom ertönen dumpf der Glockenklänge,
Als sängen sie: „laß uns den Leib begraben!"
Zwar bunt geschmückt, im festlichen Gepränge,
Zieht Schaar auf Schaar, die Fahnen hoch erhaben,
Doch lange schwarze Züge langsam schreiten,
Posaunenton verkündet sie von weiten.

Und hochbetagte Männer trauernd wallen;
Ein greiser Bischof tritt hin an die Gruft:

Die Worte in der Schwüle dumpf erschallen
Von Trommeln und von Glocken summt die Luft,
Die Donnerstimmen der Geschütze schallen,
Der Stein sinkt wie ein Sarg schwer in die Kluft,
Und alle sprechen baarhaupt still den Segen,
Die Saat der Ewigkeit in's Grab zu legen.

Hoch ragt hervor aus der bewegten Menge
Der lichte Schatten Bülow's himmelan,
Und Scharnhorst, sinnend still in dem Gedränge,
Und der Feldmarschall, mit dem Schwerdt voran;
Sie blicken fernhin über das Gedränge
Zur Siegesgöttin auf dem Viergespann,
Sie traten oft voran im Todestanze,
Sie winken freudig mit dem frischen Kranze.

II.

Am 7. Juni.

So wandelt in des Ahnherrn Jubeltage
Des besten Königs nahes Scheiden schon,
Das frohe Pfingstfest ward zur Todesklage
Des frommen Biedermannes auf dem Thron,
Der unvergänglich lebt in Lied und Sage,
Als Jugendfürst, des Ahnherrn würd'ger Sohn,
Des deutschen Volkes Vormann und Berather,
Des Landes wie des Hauses liebster Vater.

Sanft schied er hin, im Kreise all' der Seinen,
Auch von dem Hause bangvoll stets umringt,
Von seinen Kindern, die nun um ihn weinen,
Da wiederum des Domes Glocke klingt.
Die hohen Hallen hier sein Denkmal scheinen,
Des Bronnens Säul' im Abendscheine springt,
Und in den Tropfen schwer hinabgezogen,
Steigt auf der Hoffnung goldner Himmelsbogen.

Berlin. A. H. v. der Hagen.

(Schluß der Auszüge aus dem Album Sr. Majestät des Königs von Preußen.)

Courierfahrt von Paris nach London

von

M. M. Freiherrn von Weber.

Das siegestrunkene Paris lag hinter mir. Vorbei war das Brausen seiner Straßen, die unermeßliche Lichterperspektive seiner Rue Rivoli, das seelenerheiternde Lachen in seinen Theatern, die guten Diners bei den frères provenceaux, der Jardin d'hiver mit seinen Blumen-, Lichter- und Lorettenzaubern, vorbei aber auch das aufregende und abspannende Durchwandern des Ausstellungspalastes mit dem Notizbuche in der Hand, das Durchstöbern der Planarchive der Eisenbahnen, das Notiren und Skizziren auf den prächtigen Pariser Stationen; alles dieß lag hinter mir wie ein reiches, buntes, heiteres Bild und ich schritt mit dem Freunde in der Vorhalle der Gare du Nord, wie der Bahnhof der Nordbahn kurz genannt wird, auf und nieder, den Abgang des Nachtkourierzugs nach London erwartend. Lichtglanz strömte aus den Billeterpeditionen in die dunkle Halle, so daß die zu „befördernde Masse," welche die Zahlfenster umdrängte, wirklich nur in großen, dunkeln Silhouettenmassen erschien, durch deren Summen und Rauschen klar und deutlich nur immer Calais! Londres! Amiens! etc. herausscholl. Die Glücklichen, welche ihre Franken bezahlt und das Billet in der Tasche hatten, riefen laut nach den Nummern der Leute, die ihre Effecten verwahrten, denn auf Eisenbahnen, diesen Pfaden der Cultur und Freiheit, verschwindet die Individualität, der Name fast eben so vollständig, wie unter den Gefangenen Sibiriens, und die Zahl tritt an ihre Stelle. Fiakers rasselten außen vor den Hallen, dienstfertig umringt von den Leuten der Eisenbahn-Compagnie, welche die Hand auf die Gepäckstücke legen und fragend rufen: Calais oder Dover? und den gleichen Namen zur Antwort erhalten, dann ihre Nummer schreien und mit dem Gepäck, das der Reisende ihnen sorglos überläßt, „weil er ihre Nummer weiß", in das Dunkel davon stürmen. Eilend und rasselnd kreuzen sich auf den Steinplatten der Vorhalle

die eisernen Räder der Karren, der Gepäckträger, der Blechkasten der Douane, Diener laufen mit Mänteln und Nachtsäcken nach den Wartezimmern, hier steht ein schüchterner Reisender bei seinem Koffer und wartet bescheiden, bis sich ein Beamter seiner annehmen werde, dort liegt sich eine Familie weinend in den Armen, hier schreiten einige vornehme Damen unbeschwert und sorglos, als gingen sie aus dem Boudoir in den Salon, aus ihrer Equipage nach dem Wartezimmer erster Klasse, umschwärmt von Zofen, cavalières serventes und Bedienten, dort drücken sich ein Paar Blousenmänner die Hände, während eine zaghafte, alleinreisende junge Dame, durch Schleier und Kopfwenden ihr holdes Gesichtchen dem Anblicke eines flotten Abenteurers verbirgt, der vor ihr auf und nieder promenirt. Es ist ein buntes, eigenes Leben auf einer Eisenbahnstation vor Abgang eines Zuges! Alles sammelt sich und trägt wie ein Bienenschwarm emsig und hastig nach dem großen Mechanismus hin, der die eilige Menge nun noch eiliger in die Welt hinaus reißen soll. Die Herzen werden unempfindlicher gegen die Trennung durch den Hinblick auf die Geschwindigkeit, mit der sie wieder zusammengeführt werden können.

Endlich schüttelten wir uns noch einmal die Hände, ich sah den Freund aus dem hellen Raume der Vorhalle im Dunkel der Straße verschwinden und um des Wohlgefühls rasch Herr zu werden, trat ich in die Wartesäle. Hier herrschte tiefe Stille im Verhältniß zur Halle. Hier sitzt und steht man lautlos umher. Die Geschäfte sind abgethan und Aufregung des Abschieds oder Abspannung der Reise lassen Gespräche nicht anmuthend erscheinen. Die französischen Wartesäle sind anders als unsere deutschen eingerichtet. Mit Raffinement hat man die Nationaleitelkeit zu Erzielung höherer Einnahmen in Bewegung gesetzt. Die Räume für alle Klassen befinden sich nämlich in einem großen Saale, sind nur durch 4 Fuß hohe Wände von einander geschieden, und durch die Meublirung mehr oder weniger comfortable gemacht. Man sieht daher, wer in erster, wer in zweiter Klasse und wer in dritter fährt, und dies treibt die Franzosen in die oberen Klassen, durch den subtilsten Zwang von der Welt. Der Saal ist durch Gas von oben beleuchtet und Schatten lag auf all den Gesichtern, die theilnahmlos vor sich hinstarrten. Es ist nicht

die kleinste Unannehmlichkeit des neuen Reisens, daß es Mode geworden ist, in den Warteräumen ein so steinernes Gesicht zu zeigen, als ob man für die Welt abgestorben wäre. Diese apathischen Physiognomien haben etwas unausstehlich Langweiliges. Wunderbar hat auch die moderne Art des Fortkommens auf die Reisekostüme gewirkt. Wer besinnt sich nicht auf die großen, grauen Mäntel, die Kaputzen und Pelzmützen, die dicken Stiefel, die grauen Wollenstrümpfe unserer Väter, wenn sie in den Postwagen stiegen. Die schlechteste Kleidung wurde für die Reise herausgesucht, und war gut genug, um im Wagen bestaubt und gedrückt zu werden. Weite Taschen mußten darin sein, um die kalte Küche und das Butterbrod aufzunehmen, welches Mutter und Tante vorsorglich in Papier packten, die kurze Pfeife, mit Quaste und dem alten Fritz, oder Göthe und Schiller, wurde in die Rocktasche geschoben — denn wie gut fing sie Feuer mit dem neu erfundenen Salpeterschwamme! — Der Koffer war schwer von Holz, mit Eisen beschlagen, den Luxus der Reisetaschen kannte man nicht, was man bei sich behalten wollte, ward in ein Bündelchen gepackt, oder gemächlich in die Wagentasche gesteckt. — Und nun gar die Frauen! Mit Kapuze, Filzschuhen, Schachteln und Kattunmänteln rückte der schöne Theil der Menschheit aus, um sich durch thunlichste Verunzierung gegen diejenigen Gefahren der Reise zu schützen, die vielleicht durch Grazie und Taille herbeigeführt werden könnten! — Jetzt ist das Alles anders. Mit lackirten Stiefeln, Glacehandschuhen tadellosen Sitzes, Jockeimützen oder Matrosenhut, in kurzem flüchtigen Habit, den Plaid über die Schulter geworfen, höchstens eine ganz kleine, elegante Tasche von Gemsleder an einen Finger gehängt, die Toilettenutensilien, Operngucker und „Guide" enthält, hüpft der Herr in den Wagen; im knappsten, kokettsten Amazonen-Kleide, das frische moderne Hütchen weit hinten auf dem glänzenden Haare chaussirt, um vor hundert Zuschauern in und aus dem Wagen steigen zu können, nur das leichteste Mäntelchen zurückflatternd am Halse, Flacon und Lorgnette am Gürtel, läßt sich die Dame auf den Tritt heben; der Kofferträger läuft mit dem glänzend rothen, juchtenledernen Köfferchen, das die Effecten des Paares für die kurze Tour nach London enthält, vorüber, und ist ihnen das Wetter, Wind und Staub einigermaßen günstig, so steigen Herr und Dame,

nach zurückgelegten hundert Meilen, so frisch und elegant aus dem saubern bequemen Wagen, daß sie sofort in die Oper fahren können.

Doch die Thüren werden geöffnet! Aus dem hellen Wartesaal bewegt sich die bunte Menge nach der dunklern Wagenhalle, lautlos und maulfad wie vorher, denn es ist ein Courierzug und Leute, die erste Klasse fahren, drängen, rufen und stoßen sich nicht. Da steht der Zug, nur aus wenigen, niedrigen Wagen bestehend, davor dampft eine Maschine nach Crampton's beflügeltem Systeme, hochbeinig wie ein Wettrenner, mit großen, weit hinten liegenden Treibrädern, unheimlich in ihrer Mißgestalt. Als Eisenbahnreisender von Erfahrung suche und finde ich ein Eckplätzchen mit dem Rücken nach der Fahrtrichtung, meine Reisegefährten steigen in das nur matt erleuchtete Coupee, ein alter dicker Engländer, der sofort die Stiefel aus- und Hausschuhe anzieht, und zwei junge Engländer, die das Englische in Frankreich vergessen hatten. Fast alle Passagiere des Zuges sind Engländer. Alle Weltstraßen, die große Länder mit einander verbinden, gleichen Arterien, die das Blut des einen Volkes bis in das Herz des andern führen. So circulirt deutsches Blut auf der Linie Straßburg-Paris, englisches zwischen Calais, Boulogne und Paris ꝛc. Endlich haben wir uns eingenistet, die rothen Gesichter der Engländer leuchten im Halbdunkel, ich liege, in den Mantel gewickelt, in der Ecke, die Engländer stellen sich schlafend, damit sie ja Niemand anrede.

En route! Ein kurzer Pfiff! sehr verschieden von dem langen, entsetzlichen Geschmetter der Dampfpfeifen in Deutschland, wo man so viel und so lange pfeift, als freue man sich an den impertinenten Tönen, und der Zug setzt sich ohne Ruck gleitend in Bewegung, tritt aus der Halle in die Nacht und rollt dröhnend über einige Drehscheiben dahin. Die langsamen majestätischen Athemzüge der Maschine folgen sich schneller, der gellende Schlag der Räder beim Passiren der Schienenfugen kehrt in immer kürzeren Pulsen zurück, die Wagen beginnen in härteren Stößen zu schwingen, das Rasseln des ganzen Mechanismus wird lebendiger, immer streifiger fliegen die Gasflammen vorüber, der Dampf der Maschine rollt sich wie eine Sturmkolonne von Gespenstern windwärts auf die Felder hin, bis nach wenigen Minuten das Hauchen der Maschine in mühlenartiges Geklapper

übergegangen ist, die Schienen unter dem Fluge der Räder schütternd klirren, die Wagen, auf dem Eisen durch die Luft dahingerissen, zitternd dröhnen, die ganze Atmosphäre um den Reisenden ein Chaos von Rollen, Brummen, Klirren und Dröhnen ist, die Laternen wie Blitze vorüberzucken und der Courier im vollen Zuge nach Norden schießt. Und so braust er dahin in der Nacht, der gewaltige Apparat, der geschaffen ist, um das Reisen eigentlich nur in Abgehen und Ankommen zu verwandeln, unermüdet, in Stunden sonstige Tagereisen zurücklegend, denn diese Couriere fahren 7—8 Meilen in der Stunde. Die rapide Geschwindigkeit benimmt selbst dem Reisegewöhnten den offenen Sinn. Nur ein stärkeres Dröhnen und Rasseln, ein Aufleuchten von Gebäuden, ein momentanes Dunkel und Hellwerden giebt es kund, daß man Stationen und Hallen durchfährt, auf denen weniger bevorzugte Trains anhalten und doch bemerckt man da im Fluge, daß dort aufmerksame Menschen stehen, die den Lauf des Courierzuges durch die Stationen wachsam sichern. Der Courier, oder wie es in England heißt, die „Express“ ist das Ereigniß des Tages auf jeder Eisenbahn; um ihn passiren zu lassen, fahren alle andern Züge in Nebengleise, um ihn schnell zu expediren, steht das ganze Personal parat und das Signal von der nächsten Station „der Expreß passirt“ ist ein Zeichen zur allgemeinen Thätigkeit, um den Sturmgast zu empfangen. Das Brennmaterial wird auf bewegliche Tafeln gebracht, um gleich auf den Tender geschüttet zu werden, Wagenmeister und Revisoren stehen bereit mit ihren Oelkannen und Hämmern in den Händen, der Chef de gare erwartet das Heranrollen des Zuges. Kaum steht derselbe, so fällt das Personal darüber her. Donnernd stürzt das Brennmaterial auf den Tender, wie ein Catarakt schießt Wasser aus den Wasserkrahnen in denselben, eilig laufen die Revisoren zu beiden Seiten des Zuges hin, schlagen an jeden Theil, jedes Rad, jede Achse mit ihren Hämmern, um zu hören, ob alles fest sitzt und keine Risse hat, sie berühren die Achspfannen, ob sich keine durch die Reibung erhitzt hat, denn hohe Prämien sind auf Entdeckung jedes Schadens gesetzt; die Schmierer laufen hinterher und füllen die Fettbüchsen mit frischem Oele; mit der Lampe umkriecht der Locomotivführer seine Maschine, prüft jeden Theil, und hilft dem geringsten Mangel ab. Die besten Leute sind den Courier-

zügen beigegeben, sie bestehen aus den solidesten, besonders dafür construirten Maschinen und Wagen. Und kaum schallt nach einer Rast von einer Minute das en voiture! so klappen die Wagenthüren, so tönt der Pfiff und der neu geprüfte, untersuchte und sicher befundene Zug ist wieder in vollem Fluge nach dem Ziele. Was Menschenkraft vermochte, ist geschehen, um Unheil zu vermeiden, weiter behüten kann nur Gott! —

Und doch, trotz der Beruhigung, welche die Sorgsamkeit in der Behandlung des Apparats einflößt, überfällt den Reisenden, der es weiß, was es heißt, mit solcher Geschwindigkeit durch Bahnkrümmungen geschleudert, über oft ausgefahrene Schienen fortgerissen zu werden, zuweilen ein Grauen. Vorzüglich wenn sich zu Geschwindigkeit noch Nacht, oder gar Nebel gesellt, wie wir ihn hatten. Man fliegt dann, in Gottes Schutz allein, wie eine Kanonenkugel in eine undurchsichtige Masse hinein, die oft kaum den Schornstein der Maschine erkennen läßt, und doch bedarf es nur einer von einem Arbeiter liegen gelassenen Hacke, oder eines Pfahls, der über die Bahn fiel, um all die sorglosen Menschen, die da hinten in den weichen Polstern der Wagen schlummern, in Todte und Krüppel zu verwandeln. Die Geschwindigkeit, mit der diese Courierzüge in Frankreich und England fahren, ist oft so ziemlich derjenigen gleich, mit der ein Körper, der von einer Höhe von 60 Fuß herabfällt, den Boden erreicht. Würde also solch ein Zug, durch irgend eine Veranlassung, z. B. Ausgleisung, Zusammenstoß ꝛc. plötzlich still gehalten, so würden sämmtliche Passagiere mit einer Kraft gegen die Wände der Wagen geschleudert werden, als fielen sie 60 Fuß hoch herab; die Wagen selbst aber würden derselben Einwirkung unterliegen und zertrümmert in und auf einander geschoben werden. Daher das schreckliche Bild der Zerstörung, das zuweilen verunglückte Züge bieten. Die Maschine bis an die Tritte in die Erde gewühlt, oder auf der Seite oder auf den Rücken geworfen, das Gleis zerrissen und verbogen, als seien die Schienen und Schwellen Stricknadeln und Zahnstocher, Achsen von gesundem Schmiedeeisen von Mannesschenkelstärke, wie Pfeifenrohre abgeknickt, Gebälk und Räder der Wagen weit umher gestreut und die Fuhrwerke selbst bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert, doppelt und dreifach auf- und ein-

andergethürmt und geschoben, oft die Personenwagen wie wilde Pferde gegen einander gebäumt, daß sie senkrecht mit den Rädern zusammenstoßen, oder auch 20, 30 und 50 Schritt weit von der Bahn in Gebüsche und Gärten von Dämmen hinabgeschleudert — das sind die Erscheinungen, die das Schlachtfeld eines ernsten Eisenbahnunfalls bietet. Heil noch, wenn die Trümmer kein Blut röthet und der Schaden nur ein pekuniärer ist! Wie wunderbar aber eine höhere Macht das Leben der sorglosen Reisenden schützt, davon müssen diejenigen, die viel Unfälle mit angesehen haben und fast immer die Passagiere heil und unverletzt aus halb und ganz umgestürzten Wagen hervorgehend erblickten, wohl glauben lernen. Doch Gedanken an all' solche Dinge soll man nicht hegen, wenn man mit dem Courier durch die Nacht dahin fliegt! Ich versuchte, in meine Wagenecke gedrückt und die Augen geschlossen, mit aller Kraft der Phantasie in so holde Bilder zu schauen, wie sie nur meine Seele hegte, aber die harten Schläge, die mein Kopf bei den vehementen Oscillationen des Wagens empfing, ließen mich immer unwillkürlich die Augen wieder öffnen, und — da saßen meine rothköpfigen Engländer — und hin war der Traum von der prosaischen Wirklichkeit. Dann und wann störte mich auch der Druck auf, den das Nervensystem beim sehr schnellen Einfahren in kurze Krümmungen durch die Centrifugalkraft empfängt und der den Magen belästigt, wie die Bewegungen der See. Dabei schwirrten in dem Gedröhne des windschnellbewegten Mechanismus tausend Melodien in wilder Abwechselung an mir vorbei und die Möglichkeit, eine davon festzuhalten, regte bis zum Fieber auf. Kaum hatte ein Gebrause ein Thema aus der 9. Symphonie in mir angeregt, so verschwand sie wieder von einigen Schlägen, welche die C-Moll begannen oder einen andern Rhythmus, der Rossini, Boieldieu oder Auber brachte, oder von einem nervenerschütternden Knarren, das mir Zukunftsmusik emporführte — kurz es war eine höllische Gedankenjagd von Musik in meinem Kopfe. Die von der Maschine ausgestoßenen Funken blitzten wie glühende Fäden an den Fenstern vorüber und der Qualm mischte sich mit dem Nebel, durch den der kleine, helle Raum unseres Coupés dahin flog, wie eine kleine beleuchtete Welt durch die formlose Nacht. Ich öffnete das Fenster

und legte den Kopf hinaus. Phantastisch schossen die Laternen aus den Wagenfenstern lange Lichtbündel in den dichten Dunst hinein, die flüchtig und geisterhaft auf den Ballungen und Falten des Nebels hinglitten; vor dem Zuge her aber ging ein heller, blauer Schein, mit dem die Reverberen der Maschine in die Nacht hinausglänzten, und wenn die Thür der Locomotive geöffnet wurde, um Feuerung nachzuwerfen, schlug ein gluthrother Wiederschein hoch und gewaltig an all die Dampf-, Dunst- und Nebelmassen um uns und über uns an und ließ den Zug wie in einer Höllenglorie rollen.

Die Pracht und Macht der gefesselten Elementargeister läßt auch den daran längst Gewöhnten niemals ganz unberührt.

Creil, Clermont, Breteuil gingen an uns wie Laterne=Magika-Bilder vorüber; überall dasselbe Geschrei, Gedröhne der probirenden Hämmer 2c. Endlich Amiens! Nichts war zu sehen, als die freundlich hell erleuchteten Säle des Büffet. Wie spähte ich durch Nacht und Nebel hinaus, um wenigstens den Cathedralenthurm der Stadt zu sehen, die mir denkwürdig sein würde, wenn ich auch nur durch Yorik-Sternes unsterbliches Reisetagebuch etwas von ihr wüßte! Der Nebel lag wie ein dichter Vorhang hinter der Station. Eine Bouillon, eine Cotelette, eine halbe Flasche Bordeaux halb verschlungen, und wieder der Ruf „en voiture!" und wieder Flug durch Nacht und Nebel. Doch gelang es mir jetzt zu schlafen; halb träumend hörte ich mehrere Stationen rufen, bis mich das Oeffnen der Thüren und der den Zug entlang laufende Ruf: Calais! Calais! Calais! völlig aus dem Schlafe rüttelte. Die Zeit war kurz bis zum Abgange des Courierschiffs nach Dover und noch mußte die Erlaubniß zum Verlassen Frankreichs gelöst und der Weg nach dem Schiffe zurückgelegt werden. Mit Höflichkeit und Schnelligkeit expedirte die Polizei, der Weg war kurz und in wenig Minuten stand ich am Quai. Die See dampfte stark, dichter Nebel lag darauf, nur hier und da vom blauen Blitz des Leuchtthurms der Brandung durchzückt. Am Quai lag der Dampfer mit seinen bunten Lichtern, deren Schein wie rothe und grüne, lange Fäden sich durch den Dunst zog. Wie formlose Puppen wirrten Passagiere und Seeleute, Eisenbahnbeamte und Packträger durcheinander und abge-

stumpft durch den Nebel, kreuzten sich die Schreie „Londres! Dover boat! My luggage! All right! Ueber all dem Getreibe erhaben, entfaltete aber, links hoch oben, der Leuchtthurm ersten Ranges auf dem Quai von Calais ein von mir bis dahin nie gesehenes Schauspiel der großartigsten Form. Die Leuchtthürme ersten Ranges sind mit einem gewaltigen Brenner nach Fresnel's Construction, mit 7 in einander concentrisch brennenden Flammen und Polygonallinsen größter Kraft, zur Concentration des Lichts in bestimmte Strahlen, versehen. Der ungeheuere Apparat mit sammt den Linsen, die das Licht sammeln, rotirt in solcher Weise, durch ein Uhrwerk getrieben, um die Flammen, daß, je nachdem eine Linse, oder ein Intervall nach dem Beschauer gekehrt ist, derselbe entweder den vollen concentrirten Strahl durch die Linsen, oder den weit mattern Schimmer der Lampe allein behält. Auf diese Weise entsteht das Pulsiren des Leuchtthurmlichtes, das zum Zweck hat, die Leuchtthürme von einander unterscheidbar zu machen und zu verhüten, daß man sie mit aufgehenden Sternen verwechselt.

Uns ließ nun der Nebel die ganze Lichtmasse, die der Leuchtthurm ausstreute, indem sich die Strahlen der Linsen, wie unermeßliche, blaue, bis an den Horizont reichende Lichtbündel zeichneten, in Gestalt eines achtstrahligen, blauen Sternes von unermeßlicher Ausdehnung, in dessen Mitte das Fanal selbst als Kern glühte, erscheinen, während er den Thurm selbst verhüllte, so daß die gewaltige Lichterscheinung wie ein Meteor im freien Raume zu schwimmen schien. Vermehrt wurde die Gewalt des Eindrucks noch dadurch, daß diese, von einem Horizonte bis zum andern reichende Glorie sich langsam und majestätisch rotirend bewegte, wie sich die Linsen um den Brenner drehten. Die Macht des Anblicks war so groß, daß auch die unempfindlichsten Reisenden einen Augenblick still standen und einen Ruf des Staunens hören ließen.

Ich trat an Bord. Das Schiff drehte in See. Blauleuchtend strudelte das Wasser von Rädern und Bug auf und in seiner Art, aber so schnell wie der Eisenbahnzug vorher, trug es uns über die spiegelblanke, ruhige Fluth dahin, auf der der Nebel streifig hinwallte. Röthlich und bläulich verglommen bald die Sterne der Leuchtthürme und Baken auf dem französischen Ufer, und in der

warmen Nacht auf dem Verdecke auf und abschreitend, athmete ich in vollen Zügen die weiche Luft der See in einer lauen Herbstnacht und ließ, nach dem Gedröhne der Eisenbahnfahrt, das melodische Rauschen der Räder sänftigend auf Sinne und Seele wirken.

Das Schiff war eines jener wunderbaren, schnellen Boote mit deren Construction uns das technische Genie der Amerikaner beschenkt und die in den Werkstätten von Millar und Ravenhill und Maudsley so meisterhaft ausgeführt werden. Windschnell glitt es, Funken aus dem Schornstein sprühend, durch die lautlos ruhige Nacht und über die tief schlummernde See hin. Der Nebel lag wie eine Glocke über uns, unter deren grauem Rande die blauglühende Spur des Schiffs verschwand. Abgestumpft klangen die Töne der Schelle, die alle Minuten angeschlagen wurde, um im Nebel zu warnen, in die dichte, feuchtschwere Atmosphäre hinaus. Es löste sich ein eigener Druck von dem Gemüthe, als der Morgen zu grauen begann und ein diffuses Dämmerlicht in den Dampf der See streute, der sich zu gleicher Zeit etwas hob, so daß, auf eine Seemeile her, die Lichter von Dover, mit Morgenlicht und Dunst kämpfend, röthlich sichtbar wurden. Große Schiffe, von der Windstille festgehalten, standen aufrecht mit triefendem, schwarzem Segel- und Thauwerk wie dunkle Geister, in Nebelflocken gehüllt, auf der matten, bleiern glänzenden Seefläche; gewaltig, kalt, gefärbt und schroff schoben die Kreidefelsen sich in Fluth und Gewölk hinaus. Uns schauerte in Morgenkälte und Unbehaglichkeit, als wir in Dover ans Land stiegen. Es war uns keine Zeit gegönnt, im Fluge gings mit Reisetasche und Mantel nach der Station, in deren Halle es noch des Gaslichtes bedurfte, um die Dämmerung des Herbstmorgens zu besiegen. Uebermüdet und abgestumpft suchte ich eilends den warmen Wagen und ich gestehe, daß ich mich für's Erste auf Nichts so sehr in London freute, als auf eine Tasse schönen, englischen Thees nebst Zubehör von Eiern, toast, theecake und broiled ham.

Wem ist noch nie, nach durchwachter und durchreister Nacht, an einem feuchtkalten Morgen ein gutes wärmendes Frühstück als holdestes Bild im ganzen Bereiche des Vorstellbaren erschienen?!

All right! Die Maschine zieht an und wir fliegen wieder, gerüttelt und gestoßen wie zwischen Paris und Calais, an jedem

Schlaf durch die harten Oscillationen des Wagens gehindert, dahin. Es ist wahr! Ihr Franzosen und Engländer, Eure Bahnen sind herrlich verwaltet und vortrefflich gebaut, aber auf Euren windschnellen Zügen und Euren kleinen, für den Betrieb jedenfalls sehr praktischen Wagen, sehnt man sich doch, nach einer harten Rüttelung von 10 — 12 Stunden, in schwachen Augenblicken nach dem sanften Wiegen unserer großen, deutschen, unpraktischen Personenwagen und dem gemäßigteren Tempo unserer „Eilzüge."

Rasch fliegt die unbeschreiblich schöne und großartige Scenerie der Küstenfahrt von Dover bis Folkestone an uns vorüber. Nur kühl und ohne Enthusiasmus nimmt das morgenmüde Auge den Eindruck der stolzen, weißen, kühngeschnittenen Felsen auf, über die hellgrün und frisch das fette Grün herabhängt, das nur der Boden Englands hervorbringt. Um den Felsen schlingt sich die Bahn in kecken Bogen oder durchbricht sie mit einer Reihe von Tunnels, während links sich bald die unermeßliche Fläche der See öffnet, bald eine Thalschlucht ihren emsigen Anbau zeigt. Dann tritt die Bahn hinaus in das flachere Süden von England und der wunderbare landschaftliche Character des Inselreichs entfaltet sich in aller Schärfe. Das tiefe Grün ohne Flecken von Welkheit oder Dürre, die präcise Abgrenzung des Eigenthums durch Hecken, welche die Gegend wie ein dunkles Netz überziehen, die emsige und ängstliche Benutzung jedes Fleckchens Erde, die dichten Maschen wohlgehaltener Straßen und endlich die reizend in allen Stylen vom Schweizerhaus bis zur normännischen Burg gebauten Cottages mit ihren so künstlichen und doch so natürlich anmuthenden Parken, jeder eine kleine Welt für sich, die ein Familienleben mit einer Mauer umschließt. Die Cottages nehmen an Zahl ab, je mehr man sich London nähert, die Ortschaften nehmen zu. Der Seenebel weicht zurück und der Kohlenrauch tritt an seine Stelle, das eintönige Grau der englischen Häuser drängt das Grün der Gegend immer mehr zurück. Die wehenden Baumgipfel werden selten zwischen den phantastischen, häßlichen Schornsteinköpfen, hohe Maschienenmassen durchschneiden häufiger das Bild der Gegend mit ihren starren Linien und von Craydon aus rollt der Zug zwischen fast ununterbrochenen Häuserreihen dahin. Der Fremde meint schon in London zu sein und in der That ist

das ganze Land schon, weit und breit, eine Vorstadt des Kolosses. Die gewaltigen Ankündigungen erscheinen, die ganzen Mauern der Eisenbahnen sind damit so riesenhaft bemalt, daß man sie selbst im Vorbeifliegen lesen kann. Die Zwischenstationen, die der Courier eilend durchbraust, vernehmen und verkünden sich nur durch dröhnendes Hinrollen über Drehscheiben. Andere Bahnzüge gesellen sich zu der Hauptlinie, immer mehr Gleise laufen neben einander hin. Schlag auf Schlag begegnen wir Zügen, überholen andere, die neben uns herrollen. Von Seitenbahnen kommen Züge windschnell auf uns zu, als wollten sie unserm Couriere in die Flanke fallen, biegen dann schnell ab und verschwinden wieder in anderer Richtung, oder gesellen sich zu uns und geleiten uns auf dem Gleise das neben dem unsern hinläuft, oder weichen der Schnelle des Couriers. Oft liegen hier 10 — 12 Gleise, alle verschiedenen Gesellschaften gehörig, neben einander. Hinter Craydon links auf der Höhe dämmert es wie ein Gletscher aus dem Nebelrauche, es ist das Wunder der Architektur der Neuzeit: Sydenham Palace! Endlich sinkt der Boden des Landes, während die Eisenbahn ihr Niveau behält, und wenige Augenblicke darauf rollen wir auf hohen Bogen über die Dächer von London dahin, unter uns die phantastischen Schornsteine, unzählbar wie die Aehren im Kornfelde, und die grauen Dächer der riesigen Stadt, unabsehbar gebreitet, links, rechts, vorn, hinten und unten, so weit das Auge reicht!! — Nur dann und wann steigt wie eine größere Wolke, grauschwarz und düster, eine Kirche ein öffentlicher Bau aus diesem Meere, dessen Anblick das Herz eben so beklemmt, wie der des Gottesmeeres es erweitert. Und immerfort schießt der schnelle Zug über Dächer und immer unabsehbarer wird das Straßengewirre, immer peinlicher der Eindruck des Versinkens in dieser ungeheuren Masse von Häusern und Essen, die sich alle gleich sehen, als könnte man sich niemals wieder herausfinden. Der Himmel ist tief grau geworden und liegt auf dem Häusermeere auf. Aus den Schleiern bricht ein Zug der Blackwall-Bahn, die, wie die unsere, auf hohen Bogen über die Stadt führt. Wir beneiden die Menschen, die darauf sitzen und hinaus fliehen aus der düstern, gewaltigen Masse, in die wir uns stürzen. Da dröhnen wieder Drehscheiben unter uns, wir rollen mit drei oder

vier Zügen zugleich, hoch oben in den Häusern in eine Halle, der Donner der Maschine betäubt uns, die Schaffner laufen die Wagen entlang und London! London! klingt es von Thür zu Thür der Wagen.

Dresden. Max Maria Freiherr von Weber.

Proben aus der angelsächsischen Lyrik und Epik.*)

Sonett.

Soll leben ich, dein Epitaph zu dichten?
Willst leben du, wenn mich die Erde fraß?
Hinfort kann Tod dein Bildniß nie vernichten,
Indeß man längst mich ganz und gar vergaß.

Dein Namen nun unsterblich Leben werde,
Wenn, einmal hin, längst aller Welt ich starb.
Ein einfach Grab gewähret mir die Erde,
Wenn sich dein Wort die Seelengunst erwarb.

Zum Monument sei dir mein Reim erlesen,
Für unerschaff'nen Blicks dereinst'ge Lesung;
Zukünft'ge Zunge preis' dein lieblich Wesen;

Wenn, was auf Erden athmet, ward Verwesung,
Leb' fort, kraft meiner Feder, deine Kunde,
Wo Hauch zumeist verhaucht, — im Menschenmunde!

W. Shakespeare.

*) Entlehnt aus einem größeren Werke von R. Nielo, welches die poetischen Arbeiten von Caedmon bis Tennyson umfaßt.

Sonett.

O Nachtigal, die dort in Blüthenzweigen
Aufwirbelt Nachts, wenn alle Wälder stille,
Daß Liebenden in's Herz jung Hoffen quille,
Wenn holden Frühling bringt der Stunden Reigen.

Des Tages Auge läßt dein Lied sich neigen;
Verheißt zuerst, vor schalerem Geschrille,
Der Minne Glück, dieweil dir Jovis Wille
So Liebesmacht als Wohllaut gab zu eigen.

Sing' zeitig nun, eh' Unglückschrei gehässig
Gevögel ächzt, vom nahen Hain umschattet;
Denn schon, von Jahr zu Jahr, scholl allzu lässig,

Ohn' Anlaß des Verzugs, dein Trost mir innig.
Der Muse sei, der Minne beigegattet:
In Beider Dienst, in Beider Folge bin ich! —

J. Milton.

In Memoriam.

Kling' wilden Lüften, wild Geläute,
Dem Frostlicht und der Wolkenjagd,
Das Jahr will sterben diese Nacht,
Kling', wild Geläut', im Tod ihm heute.

Läut' aus, was alt, und ein, was neu ist,
Kling' Wonneklang am Schnee entlang;
Das Jahr ist hin, laß' ihm den Gang;
Läut' aus den Trug, läut' ein, was treu ist.

Läut' aus den Gram, der Seelen zehret,
Um Hingeschied'ne kummervoll;
Läut' aus um Arm und Reich den Groll;
Läut' ein, was Allen Heil gewähret.

Läut' aus, was überlebt zu schätzen,
Den faulen Streit der alten Form;
Läut' ein die neue Lebensnorm
Mit rein'ren Sitten und Gesetzen.

Läut' aus die Sorg'- und Sünd'-Gesichter,
Die fade Lauigkeit der Zeit;
Läut' aus, läut' aus mein Liedesleid;
Läut' ein, läut' ein den Jubeldichter.

Läut' aus, was krank und hingeschieden,
Der alten Goldsucht Gier und Qual,
Den alten Krieg viel tausendmal;
Läut' ein den tausendjähr'gen Frieden

Tennyson.

Düsseldorf. Uebertragen von A. Viels.

Die drei Brüder.

Ein finnisches Mährchen.

Bei dem finnischen Volke erhielt sich außer vielen Liedern und Gesängen auch eine große Zahl von Mährchen in lebendiger Ueberlieferung. Einige sind nur in Prosa aufgelöste mythologische Lieder, die in ihrer reinen ursprünglichen Form verloren gegangen sind; andre sind wirkliche Mährchen, freie Gebilde der Phantasie, oft mit tieferem, aber vielfach überwuchertem und daher kaum erkennbarem Gehalte; viele einzelne Züge erinnern an die bekanntesten Mährchen

des Morgen- und Abendlandes. Woran das milde Volk der Indier an den Ufern des Ganges sich erfreute, und was seit Jahrhunderten die Kinderwelt unsrer Zonen entzückte, hat auch in den Spinnstuben am Eismeere Freude und Lust verbreitet. — Eine größere Sammlung ward 1847 in Helsingfors gedruckt; das folgende Mährchen steht im Original in einer finnischen Zeitschrift Mehiläinen (die Biene), Jahrgang 1837.

Es lebten einst drei Brüder. Diesen starben Vater und Mutter und ließen sie arm in der Welt zurück. Sie waren hierüber tief betrübt und weinten was sie konnten. Nachdem sie lange geweint, befahl ihr verstorbener Vater ihnen einst im Traume, sich an den Strand des Meeres zu begeben und dort die Schwäne zu beobachten, jeder eine Nacht. Der älteste Bruder ging zuerst; aber nachdem er eine gute Weile dagesessen, fing die dunkle Nacht an, ihn mit Angst zu erfüllen, so daß er fortlief. Als er heimkam, fragten ihn die andern: „Was erhieltest du am Strande?" — „„Ihr werdet es schon selber sehen, wenn ihr hingeht"", antwortete er. Die andere Nacht ging der mittelste der Brüder an den Strand, und ihm erging es auf dieselbe Art, wie dem ältesten. Die dritte Nacht ging der jüngste, Tuhkamo, dorthin; er aber saß die ganze Nacht durch, und ihm wurde nicht bange. Als der Tag graute, kamen drei Schwäne geflogen, versteckten ihre Flügel hinter einen Zaun und fingen an zu schwimmen. Tuhkamo wählte sich unter diesen das schönste Flügelpaar und setzte sich dann wieder an seinen Platz. Die Schwäne schwammen wohl eine Stunde munter umher; dann rüsteten sie sich zum Weggehen. Zwei flogen auch wirklich fort; der dritte aber konnte nicht entfliehen, da er seine Flügel nicht fand. Da trat Tuhkamo vor und sagte: „Hier sind deine Flügel; du erhältst sie aber nicht, wenn du mich nicht zum Manne nimmst." Denn als die Schwäne ihre Flügel hinter den Zaun gelegt hatten, waren sie alle in schöne Jungfrauen verwandelt worden. Die Jungfrau gelobte ihm, seine Braut zu werden, erhielt die Flügel, legte sie an und flog, wieder zum Schwan geworden, nach Hause. Tuhkamo begab sich dann auch nach Hause. Die Brüder fragten: „Nun, was erhieltst

du, daß du die Schwäne beobachtetest?" — Tuhkamo antwortete: „„Ich erhielt die Tochter des Königs zur Frau."" — Die Andern höhnten: „Du Wicht, des Königs Tochter!"

Darauf ging Tuhkamo zu der Königstochter und sagte der Jungfrau: „Hier bin ich nun, um dich heimzuführen." — Das Mädchen sprach: „„Hievon wollen wir aber dem Könige nichts sagen; laß uns die Hochzeit heimlich feiern."" — „Warum aber sollen wir Hochzeit halten, ohne dem Könige etwas davon zu sagen?" — „„Wenn du ihm etwas davon sagst, wird er dir solche Arbeiten auferlegen, die du nie wirst vollbringen können."" — „Was er auch thun mag, ich bin doch Willens, es ihm anzuzeigen." — Darauf trat er vor den König hin und berichtete ihm genau, wie sich Alles zugetragen habe. Der König sprach: „Ich gebe dir meine Tochter nicht eher, bis du alle Bäume an der Meeresbucht gefällt hast." Tuhkamo ging wieder zu seiner Braut und sagte: „Diese Arbeit hat er mir auferlegt, daß ich alle Bäume an der Meeresbucht fällen soll." — „„Ich wußte es ja,"" sprach die Jungfrau; „„doch dies wirst du schon noch zu Ende bringen, wenn er dir nur nachher nicht noch Schwereres aufgiebt. Gehe nur hin und fälle Einen Baum, und während der Baum fällt, rufe laut: — Wald, stürze nieder!"" — Tuhkamo ging an die Bucht, hieb den einen Baum um, und that, wie ihm das Mädchen befohlen hatte, so daß alle Bäume gefällt wurden. Darauf begab er sich zum König und hielt um seine Tochter an, da er das gethan, was ihm befohlen worden. „Damit bekommst du sie noch nicht," sprach der König: „du mußt erst hingehen und alle Bäume wieder auf ihren Stumpf setzen." Tuhkamo kam wieder zu seiner Braut und sagte: „Nun hat mir der König eine andere schwerere Arbeit aufgetragen: daß ich alle Bäume wieder auf ihren Stumpf setzen soll." — „„Ich sagte dir's ja im voraus,"" sprach das Mädchen; „„Doch dies wirst du schon noch zu Ende bringen, wenn er dir nur nicht eine dritte noch schwerere Arbeit aufträgt. Geh', setz' Einen Baum auf seinen Stumpf, und während du dies thust, rufe aus: Bäume, steigt alle auf euern Stumpf!"" — Er ging, that, wie ihm gesagt worden, und so stiegen alle Bäume wieder auf ihren Stumpf. So hielt er wieder bei dem Könige um seine Tochter an; aber dieser gab sie ihm dennoch nicht,

sondern befahl ihm, erst goldene Früchte vom Himmel zu holen: dann solle er das Mädchen heimführen. Tuhkamo ging wieder zu seiner Braut und sagte: „Nun hat er mir erst etwas recht Schweres auferlegt: ich soll goldene Früchte vom Himmel holen: wie kann ich die bekommen?" — „„Vielleicht kannst du auch diese noch erhalten,"" erwiderte das Mädchen, „„wenn der König dir nur nicht künftig etwas noch Schwereres befiehlt."" Darauf band sie ihm einen Sack über den Kopf und setzte ihn auf ein Pferd: „Reite nun zu, bis das Pferd unter dir zusammenstürzt; dann greife nach deinem Kopf, und nimm, was dir in die Hand fällt." So ritt er nun fort, und nachdem er lange geritten, stürzte das Pferd nieder; er griff nach dem Kopfe und bekam wirklich goldne Früchte in die Hand. Dann fiel er aber mit diesen zu Boden, und sank so tief in die Erde, daß oben nur noch einige Haarlocken hervorguckten. Da kam eine wilde Ente und machte sich ein Nest auf seinem Kopfe; dann legte sie ihre Eier hinein, und fing an zu brüten. „Die wird in der That zuletzt meinen Kopf noch ganz rösten," dachte Tuhkamo. Da kam ein Fuchs herbeigeschlichen, sah das Nest und fing an, von den Eiern zu essen. Diesen Fuchs faßte er bei'm Schweif, und der zog ihn ein Bischen höher hinauf. Am folgenden Tage kam ein Vielfraß und zehrte auch einige von den Eiern auf; auch diesen packte er am Schwanze, und der zog ihn wieder ein Bischen höher hinauf. Am dritten Tage schleppte sich ein Bär langsam herbei, um das letzte Ei zu essen. Da faßte er den Bären bei der Tatze und der zog ihn ganz und gar heraus.

Wie er wieder frei war, wußte er nicht, wohin er sich begeben sollte, und irgendwohin mußte er doch gehen. Endlich entschloß er sich, auf gut Glück vorwärts zu gehen, und wie er so wanderte, hörte er in einem Dickicht einige Leute heftig mit einander zanken. Er ging auf den Ort zu; aber kaum sahen die Leute ihn herbeikommen, als sie froh ausriefen: „Aha, da kommt schon der Braten!" Tuhkamo erwiderte: „An mir findet sich nichts, weder zu kochen, noch zu braten; Frost und lange Wanderung haben von mir Alles weggenommen, was gekocht oder gebraten werden könnte." — „„Nun, taugst du nicht zum Braten, so schlichte wenigstens unsern Streit."" — „Gewiß will ich das thun; aber worüber streitet ihr denn?" —

„„Sieh', das ist der Stock unsers verstorbnen Vaters; schwingt man ihn mit dem einen Ende, so wirft er alle Feinde zu Boden; schwingt man ihn aber mit dem andern Ende, so stehen die erschlagenen Freunde alle wieder lebendig auf."" — „Wie soll ich den Streit schlichten? Gebe ich den Stock dem Einen oder dem Andern, so wird der böse auf mich, dem ich ihn nicht gegeben habe; es ist daher am besten, ihr gebt mir den Stock." — „„Nun, so nimm ihn und geh' deiner Wege!""

Tuhkamo nahm den Stock und wanderte weiter; da hörte er wieder Streit an einer Stelle. Er ging hin. „„Aha,"" rief man ihm entgegen, „„nun bekommen wir doch einen Braten!""— „An mir findet sich nichts, weder zu kochen, noch zu braten; Frost und lange Wanderung haben von mir Alles weggenommen, was gekocht oder gebraten werden könnte." — „„Gut, so schlichte unsern Streit."" — „Worüber seid ihr denn im Streite?" — „„Sieh', das ist die Mütze unsrer verstorbnen Mutter; wer von uns soll sie bekommen? Setzt man sie nämlich auf, so kann man von Niemandem gesehen werden."" — „Wie soll ich euern Streit darüber schlichten? Denn gebe ich sie dem Einen, so wird der Andre böse auf mich. Es ist am besten ihr gebt sie mir." — „„Nun, so nimm sie und geh' deiner Wege!""

Als er von dort weggegangen und eine Zeitlang weiter gewandert war, hörte er auch an einer dritten Stelle Zank und Streit. Er ging dorthin und wieder rief man ihm entgegen: „„Aha, nun bekommen wir doch einen Braten!""— „An mir findet sich nichts, weder zu kochen, noch zu braten; Frost und lange Wanderuug haben von mir Alles weggenommen, was gekocht oder gebraten werden könnte." — „„Gut, so schlichte unsern Streit."" — „Worüber seid ihr denn im Streite?" — „„Sieh' das sind die Strümpfe unsers verstorbnen Vaters; wer sie anzieht, kann gehen, wohin er will, und Niemand kann ihm ein Leides anthun."" — „Es ist schwer, einen Urtheilspruch zu sprechen; denn gebe ich sie dem Einen, wird der Andre böse auf mich. Es ist am besten, ihr gebt die Strümpfe mir." — „„Nun, so nimm sie und geh deiner Wege!"" —

Tuhkamo ging von dort weiter und kam zu einem Bauernhof. So wie man ihn kommen sah, rief man auch hier ihm ent-

gegen: „Aha, da kommt doch endlich einmal etwas, was man essen kann!“ — „„An mir findet sich nichts, weder zu kochen, noch zu braten; Frost und lange Wanderung haben von mir Alles weggenommen, was man essen oder trinken könnte.““ — „Bist du etwa selbst hungrig?“ — „„Freilich, wie könnte das anders sein, da ich seit sechs Monden mich zu keiner Mahlzeit niedergesetzt habe.“ — Man setzte ihm Speise vor: er aß, und während er aß, frug er, ob sie das Land des Königs nicht wüßten, wohin er wandern müsse. — „Wir kennen es nicht,“ antworteten die Leute; „aber wir haben viele Früchte im Walde: vielleicht wissen die es.“ Die Waldfrüchte wurden hereingerufen; aber sie wußten nichts von dem Lande. Darauf gab man ihm einen Stein, und rieth ihm, denselben wohl zu bewahren, da er ihn vielleicht einst würde gebrauchen können.

So wanderte Tuhkamo weiter und kam zu einem andern Gehöfte. Auch dort hatte man die Absicht, ihn aufzuzehren; da er aber erklärte, daß nichts Eßbares an ihm sei, setzte man ihm selbst Speise vor, und frug ihn, was er vorhabe. Er erwiderte, daß er nichts Andres wünsche, als daß man ihm den Weg zu des Königs Lande zeigen möge. — „Wir wissen nichts von einem solchen Könige,“ sagten die Leute, „aber wir haben hier viel Wild des Waldes: vielleicht weiß das etwas.“ Das Wild des Waldes wurde hereingerufen; aber es wußte nichts. Darauf gab man ihm auch in diesem Gehöfte einen Stein, und Tuhkamo wanderte weiter, bis er zu einem dritten kam. Auch hier kannte man des Königs Land nicht, nach welchem er sich erkundigte; aber man wollte des Waldes Vögel fragen: vielleicht wüßten die etwas. Die Vögel des Waldes wurden alle hereingerufen; nur der Adler kam nicht. Man befrug nun die Vögel des Himmels nach dem Lande des Königs; aber auch sie kannten es nicht. Da bat man den Adler, er möchte doch herkommen; aber er kam erst nach dem dritten Rufe. Auch er sagte, er wisse nichts von einem solchen Lande. — „Gewiß weißt du es: du fürchtest nur die Mühen und Beschwerden.“ — „„Ich weiß es auch in der That; aber der Weg dahin ist erschrecklich weit.““ Man bat den Adler nun, er möge den Mann doch dorthin bringen, ohne den langen Weg zu scheuen. Auch in diesem Gehöfte erhielt Tuhkamo einen Stein und stieg sodann auf den Rücken des Adlers.

Der Adler begann zu fliegen, und flog, und flog immer weiter, und als er schon mehrere Wochen geflogen war, frug er den Tuhkamo: „Erhieltst du nicht einen Stein in dem ersten Gehöfte?" — „„Ja,"" sagte dieser. — „Nun so wirf ihn in's Meer!" Kaum hatte Tuhkamo den Stein in's Meer geworfen, so stieg ein Berg in die Höhe. Auf diesem ruhte sich der Adler ein wenig aus und flog dann wieder weiter. Als er wieder lange geflogen war, frug er den Tuhkamo, ob er nicht auch im zweiten Gehöfte einen Stein erhalten hätte. Tuhkamo bejahte das, und der Adler bat ihn, auch diesen in's Meer zu werfen. Auf derselben Stelle erhob sich sogleich ein Berg, auf den der Adler sich setzte, um ein wenig auszuruhen. Dann flog er wieder fort, und nachdem er lange geflogen, fragte er noch einmal den Tuhkamo: „Gab meine Herrin dir nicht auch einen Stein?" — „„Ja,"" sagte dieser. — „Nun, so wirf auch den in's Meer!" — Tuhkamo warf ihn in's Meer, und daraus erhob sich ein dritter Berg. Der Adler ruhte sich hier ein wenig aus, flog dann weiter, und brachte den Mann glücklich an das Ufer des Meeres. „Was giebst du mir nun zum Lohne?" frug der Adler. Es weideten aber grade Rinder am Strande; da sagte Tuhkamo: „Nimm dir eins von diesen Rindern, das dir am besten gefällt." — Da wählte der Adler den fettesten Stier, aß ihn auf und flog dann wieder zur Heimath zurück.

Tuhkamo begab sich darauf in das Schloß des Königs, mit der Mütze auf dem Kopfe, die ihn unsichtbar machte. Da er in die Stube seiner Braut trat, fand er sie in Thränen, und ganz in Kummer versenkt; sie konnte ihn aber nicht sehen. So saß er lange da; endlich sagte das Mädchen zu einer Dienerin! „Geh' und hole mir Wasser vom Brunnen." Tuhkamo ging der Dienerin nach und warf einige Goldfrüchte in den Wasserkrug. Als das Mädchen mit dem Wasser zu der Königstochter kam, sagte diese: „Das Wasser hier ist nicht rein: hole andres!" — So wie die Dienerin ging, um andres Wasser zu holen, folgte ihr Tuhkamo und warf wieder einige Goldfrüchte hinein. Auch dies Wasser gefiel der Königstochter nicht: sie befahl daher der Dienerin, zum dritten Male zu gehen und reineres zu holen. Tuhkamo warf in dieses Wasser alle die goldenen Früchte, die er aus dem Himmel erhalten hatte.

Die Königstochter sah diese Früchte, erkannte sie und rief: „Du bist hier irgendwo, wo es auch sein möge: verstecke dich nicht!“ — Tuhkamo nahm die Mütze vom Kopfe und wurde sichtbar: „Ich habe hier schon eine ziemliche Weile gesessen; doch wo ist der König?“ — „„Sprich nicht vom Könige! er hat all sein Kriegsvolk und sein Reich verloren, und von ihm selbst wissen wir gar nichts; ob er noch lebt oder todt ist, darüber haben wir keine Kunde erhalten.““ — „Nun, so muß ich gleich zu ihm gehen!“ — „„Geh' nicht wieder fort; du hast so lange gezaudert auf deiner Fahrt.““ — „Dennoch muß ich gehen; jetzt aber werde ich nicht lange fortbleiben.“

Er verließ darauf das Schloß, und begegnete dem Könige auf dem Wege, der sehr sorgenvoll aussah. „Sei nicht traurig,“ rief Tuhkamo, „komm mit deinem Schwiegersohn noch einmal zum Wahlplatz: wir wollen sehen, was wir vermögen.“ — Die Strümpfe und die Mütze gab er dem Könige, den Stock behielt er selbst, und so wanderten sie zusammen fort. Sie kamen zur Wahlstatt, wo die Feinde beschäftigt waren, die Beute zu bergen. „Hat Jemand noch Lust, zu kämpfen?“ rief Tuhkamo. — „Es giebt auch jetzt noch Streiter genug, wie vorher!“ — In dem Augenblicke schwenkte Tuhkamo den Stock an dem einen Ende, und sogleich erhoben sich des Königs Leute lebendig vom Boden; dann schwenkte er das andre Ende, und alle Feinde fielen todt auf die Erde. — „Nun, was hältst du von deinem kleinen Schwiegersohn?“ fragte er den König. — „„Frag' so etwas nicht mehr,““ sagte der König; „„nimm meine Tochter, und ich gebe dir das halbe Reich als Brautgabe. Aber lange hast du gezögert auf deiner Fahrt, wurdest indessen endlich doch klug!““ —

Leipzig. Prof. Dr. Hermann Brockhaus.

Arabisch

aus **Tochfatu ichwāni 'ssafāi.**

مَنْ يَزْرَعِ ٱلْخَيْرَ يَحْصُدْهُ غَدًا غِبْطَةً وَمَنْ يَغْرِسْ مَعْرُوفًا
يَجْنِهِ غَدًا رِبْحًا ٱلدُّنْيَا كَٱلزَّرْعَةِ وَٱلْعَامِلُونَ مِنْ أَبْنَآءِ ٱلْآخِرَةِ
كَٱلْحَرَّاثِ وَأَعْمَالُهُمْ كَٱلزَّرْعِ وَٱلشَّجَرِ وَٱلْمَوْتُ كَٱلْحَصَادِ وَٱلصِّرَامِ
وَٱلْقَبْرُ كَٱلْبَيْدَرِ وَيَوْمُ ٱلْبَعْثِ كَأَيَّامِ ٱلدِّيَاسِ وَأَهْلُ ٱلْجَنَّةِ
كَٱلْحَبِّ وَٱلثَّمَرِ وَأَهْلُ ٱلنَّارِ كَٱلتِّبْنِ وَٱلْحَطَبِ ٱللَّذَيْنِ لَا قِيمَةَ
لَهُمَا فَلَوْ كَانَ لَهُمَا قِيمَةٌ لَمَا وَجَبَ إِحْرَاقُهُمَا يَوْمَ يَمِيزُ
ٱللّٰهُ ٱلْخَبِيثَ مِنَ ٱلطَّيِّبِ وَيَجْعَلُ ٱلْخَبِيثَ بَعْضَهُ عَلَى بَعْضٍ
فَيَرْكُمُهُ جَمِيعًا فَيَجْعَلُهُ فِي جَهَنَّمَ وَيُنَجِّي ٱللّٰهُ ٱلَّذِينَ ٱتَّقَوْا
بِمَفَازَتِهِمْ لَا يَمَسُّهُمُ ٱلسُّوٓءُ وَلَا هُمْ يَحْزَنُونَ ✡

مِنْ كِتَابِ تُحْفَةِ إِخْوَانِ ٱلصَّفَآءِ

Wer das Gute säet, wird es morgen ernten mit Segen; wer eine Wohlthat pflanzt, wird sie morgen wieder sammeln mit Wucher. Diese Welt gleicht dem Saatfelde, und die Arbeiter von den Kindern jener Welt gleichen den Landleuten. Ihre Werke sind die Saat und die Pflanzung, der Tod ist die Ernte des Getreides und des Obstes, das Grab die Tenne und der Tag der Auferstehung die Zeit des Dreschens. Die Seeligen sind das Korn und die Frucht, und die Verdammten das Stroh und das Reisig, welches beides keinen Werth hat. Hätte es Werth, so brauchte es nicht verbrannt zu werden am Tage, wo Gott das Schlechte von dem Guten absondern, auf einander häufen und zusammenbinden und in das ewige Feuer werfen wird. Diejenigen aber, welche fromm sind, wird Gott an den Ort des Heils bringen; kein Uebel wird sie treffen, kein Leid betrüben.

Dresden. Karl Schier.

Hochwilds Tod.*)

Es lärmt die Jagd. Im losen Felsgerölle,
Die dichtbewachs'ne Wand des Bergs hinauf,
Treibt laut Halloh und drohendes Gebelle
Zur jähen Flucht des Wildes scheuen Lauf —
Den Weg des Heiles, den Natur gesendet,
Hat Jägerlist zum Unheil ihm gewendet.

Denn droben, wo sich hinschleicht durch die Fichten,
Des Wechselgangs kaum zu erspäh'nde Bahn,
Barg kunstverständ'ge Menschenhand im dichten
Laubdach des Felsens hängenden Altan —
Sein Raubnest baute sich der Falke nimmer
Mit beff'rer List, noch zum Verderben schlimmer.

Wo nur der Mond im stillen Abendfrieden
Die braune Heerde sanft beschienen hat,
Wenn, glücklich aus des Tags Gefahr geschieden,
Sorglos sie aussah nach der Aesungsstatt,
Da ahnt sie minder wohl ihr Loos auf Erden,
Von Schützenhand jählings erlegt zu werden.

Ein schönes Loos! Doch wenn der edlen Beute
Die Hand noch Ruhm leiht, die den Tod ihr bringt,
Dann ward des Hochwilds höchster Festtag heute
An jener Stätte, die mein Lied besingt —
Der Landesfürst ist's, der als Schütz dort lauert,
Die Fürstin, die bewundert und bedauert.

---

*) Wahre Begebenheit, auf einer Jagd des Herzogs v. Coburg am Falkenstein im Thüringer Walde vorgekommen.

Ein selten Schauspiel, wenn die Frau, die milde,
Dem Gatten folgend auf den Jägerstand,
Gern seiner Lust, doch lieber noch dem Wilde
Das sanfte Auge wünschend zugewandt —
Doch auch ein Loos, beneidenswerth vor allen:
Von ihr bewundert und bedauert, fallen!

Schon Mancher trug's. Es hallt von Feuerrohren,
Den Weg des Todes ging manch schlankes Thier —
Nur Einer, der vor Allen auserkoren
Zur Beute, er, der schönste im Revier,
Ein Prinz an Wuchs und edlem Bau der Glieder,
Der junge Spießer, lag noch nicht danieder.

Der hatte längst dort oben am Altane,
Vorsichtig lauschend aus der Fichtenwand,
Des grünen Dachs verrätherische Plane
Und den verborgen droh'nden Feind erkannt,
Doch auch mit Staunen hatt' er seitwärts stehen
Wehmüth'gen Blicks die hohe Frau gesehen.

Und als er dort sein sich'res Loos erwogen,
War, trotz der Schrecken, die von unten droh'n,
Zweimal er still, das Haupt nach vorn gebogen,
Den Lärm der Jagd hindurchgeschlüpft, und schon
Ersah den Pfad er, der ihm Heil gewährte ......
Da nahm ein Schweißhund kläffend seine Fährte.

Und aufgeschreckt, in hohen Bogensätzen,
Die schlanken Spieße rückenan gelehnt,
Fliegt er dahin, wo rings die Treiber hetzen
Und frei den Blicken sich der Berghang dehnt;
Schuß fällt auf Schuß, geschlossen ist die Runde —
Jetzt wird er's inn': es ist die Todesstunde!

Die Todesstunde! — Wem sich nie im Leben
Gelegenheit zu einer Großthat bot,
Dem hat der Himmel als Ersatz gegeben
Für alle noch die eine Stund' im Tod;
Da mag er, scheidend, es der Nachwelt melden:
Ein edler Tod auch adelt noch zum Helden.

So denkt auch er, als Hochwild will er sterben
Und bricht ein Fürst, zum Fürstenstand sich Bahn;
Nicht links, nicht rechts — in's Antlitz dem Verderben
Anspringt er graden Satzes den Altan,
Und bei der Fürstin, rauschend durch die Zweige,
Senkt er das Haupt, als ob er ihr es neige.

Ein „Ah!" des Staunens hört er sie noch rufen,
Doch weh..... ein schmerzlich „Ach!" folgt unverweilt,
Denn, kaum dort unten auf den Felsenstufen,
Hat ihn des Fürsten sich'res Blei ereilt —
Wohl ihm! er starb den schönsten Tod von allen,
Den Tod, bewundert und beklagt, zu fallen!

Und wenn der Mond am stillen Abend wieder
Die braune Heerde am Altan bescheint,
Dann sieht er wohl ein schlankes Thier, das nieder
Auf jenen Felsen schleicht nnd still dort weint;
Doch droben raunt ein Hirsch, zum Kalb gewendet:
„Mein Sohn, gesegnet, wer wie er geendet!"

Coburg. G. v. Meyern Hohenberg.

In das Album eines jungen Griechen.

Aus Hellas kam uns Geist und Wissenschaft,
Des Denkens und des Wissens Kraft,
Und die Barbaren haben Geist und Leben
Zum Dank an Griechenland zurückgegeben.

Dresden. Ludwig Tieck.

Der große Kurfürst.

Wer hält dort kühn in finst'rer Nacht
Zu Roß am Wogenrand?
Die Zügel faßt mit Riesenmacht
Die kampfgewohnte Hand.
Und um die breiten Schultern hängt
Ein Fürstenmantel schwer,
Und an die Seite schmiegt und drängt
Ein Schwert sich lang und hehr.
Ha, jetzt im hellen Mondenschein
Erschau' ich sein Gesicht,
Wie aus dem Auge klar und rein
Die große Seele spricht,
Wie auf der Stirn erhab'nem Thron
Des Geistes Hoheit prangt
Und nach der Ehre Strahlen-Kron'
Im kühnen Flug' verlangt!
Ja, jetzt erkenn' ich, wer es ist,
Am Helden-Angesicht,
Deß' Adel, den man nie vergißt,
Aus allen Zügen spricht!
Ja, er, der große Kurfürst, schaut,
Er selbst sitzt hier zu Roß!
Von spät, bis früh der Morgen graut,
Blickt er zum Königs-schloß.
Er hält ob Preußens Glück und Ruhm
Mit treuer Liebe Wacht:
Sie sind sein bestes Heiligthum,
Sein Stolz und seine Pracht.
O blickt ihn an und strebt ihm nach,
Die Ihr sein Preußen liebt!
Beherzigt, was er that und sprach,
Daß es uns Segen giebt!

Im Kriege groß, im Frieden stark,
Und durch und durch ein Mann,
Sah' ihm, gestählt von Helden-Mark,
Die Thatkraft Jeder an.
Sein Geist, beschwingt mit mächt'gem Flug,
Durchdrang die Nebel weit.
Er war es, der hinaus ihn trug
Vor des Jahrhunderts Zeit.
Je größer seiner Feinde Zahl,
Je größer seine Noth,
Nur um so mehr ein Mann von Stahl,
Da trotzt' er List und Tod.
Wo Niemand ahnte, daß er sei,
Oft hundert Meilen fern,
Da flog er, wie ein Blitz herbei,
Dem Land ein Rettungsstern.
Und als der Schweden wildes Heer
Die Marken überzog,
Und diese, ohne Schutz und Wehr,
Verheerung rings durchflog,
Da drang der Nothruf an sein Ohr
Im fernen Frankenland.
Hoch schwang er flugs sein Schwert empor
In seiner ries'gen Hand.
„Gott," rief er, „wird mir gnädig sein
Und krönen mich mit Sieg.
Mein Leben setz' ich freudig ein
Für so gerechten Krieg!
Die Keckheit will ich rächen stark,
Für Mord und Tod und Brand,
Die sie geübt in meiner Mark,
Nehm' ich ihr Pommerland!"
Ob stärker auch die Schweden sind,
Der Tapf're zählt sie nicht!
Wie Aehren oft der Wirbelwind,
Sein Heer den Feind durchbricht.

Der Froben schützt des Landes Hort
Durch eig'nen Opfer-Tod.
Und wie die Spreu, so stäuben fort
Die Feind' in höchster Noth.
Bald fällt Stettin, ja Rügens Strand
Sieht ihn als Sieger nah'n.
Was Wallenstein selbst widerstand,
Hemmt nicht des Muth'gen Bahn.
Stralsund erliegt vor seiner Macht
Und Oestreich bangt, erschreckt.
Vandalens König neu voll Pracht
Glaubt's schon in ihm erweckt.*)
Mißgünstig läßt es ihn im Stich,
Von Feinden rings umdroht.
Doch er, von dem der Muth nie wich,
Wird muth'ger in der Noth.
Wie Frankreich auch die Polen lockt,
Die Schweden födert neu,
Wie auch des Geldes Quelle stockt,
Sein Volk bleibt ihm getreu.
Obwohl erkrankt, ob Eis und Schnee
Die weiten Felder deckt,
Erbarmt ihn seines Landes Weh,
Das schwer sein Herz erschreckt.
Er rafft empor den kranken Leib,
Und stürmt durch Schnee und Eis,
Gefolgt vom Sohn und theuren Weib,
Vom Drang nach Thaten heiß.
Auf vielen Schlitten, schnell beschafft,
Fliegt über's Haff dahin
Sein tapf'res Heer voll Muth und Kraft,
Mit heiterm kecken Sinn,

---

*) Der damalige östreichische Minister Hocher sprach die Besorgniß aus, daß bei ferneren Fortschritten des großen Kurfürsten ein neuer König der Vandalen in ihm zu fürchten sei.

Als ging's zu Tanz und Jubelfest
Im frohen Reigen fort.
Der Feind in wilder Flucht verläßt
Bald Preußens letzten Ort.
Und als, was er mit Recht begehrt,
Ihm weigert Spaniens Hohn,
Hat eine Flott' er schnell bewehrt,
Noch klein, doch muthig schon.
Sie segelt keck wohl durch den Sund
Und bei Ostend' am Riff,
Da kapert sie zu guter Stund'
Hispanien's reichstes Schiff.
Dann kreuzt bei Mexico sie fern
An weiter Meere Strand,
Bis Spanien endlich froh und gern
Zur Sühne beut die Hand.
So zeigt er, wie ein muth'ger Mann
Mit kleinen Mitteln siegt.
Was selbst zur See sein Preußen kann,
Wenn hoch sein Aar nur fliegt.
O wie so stolz in jener Zeit,
Zu ferner Meere Fluth
Trug seiner Wimpel Herrlichkeit
Der Preußen kühner Muth!
Selbst Afrika an seinem Strand
Sah Preußens Flagge weh'n,
Ja, Friedrichsburg im eignen Land
Als neue Fest' erstehn.
Und Emden ward des Handels Sitz
Nach weis' erdachtem Plan;
Denn mächt'gen Geistes mächt'ger Blitz
Bleibt nicht auf nächster Bahn.
Und wär's gebaut auf diesem Grund
Bei Zeiten kräftig fort,
So hemmte nicht der winz'ge Sund
So manchen deutschen Port,

So hätten dän'sche Böte nicht
Bedroht einst Preußens Strand,
Und hätt' ein mächtig Straf-Gericht
Viel Unheil abgewandt!
Doch nicht im Krieg allein war groß
Der Preußen tapf'rer Held,
Im Frieden auch nie thatenlos
Baut er des Segens Feld.
Ja, noch in düst'rer Nebel Zeit,
Da Glaubenshaß gebot,
Hat er der Duldung sich geweiht,
Gehemmt Verfolgter Noth.
Als Frankreichs Ludwig grausenhaft
In blinden Eifers Wuth
Vergoß voll wilder Leidenschaft
Viel tausend Ströme Blut,
Da nahm in großen Schaaren gern
Die Franken er in's Land,
D'raus ihm erwuchs des Segens Stern
Durch manche fleiß'ge Hand.
Den Hader, der so oft zerriß
Verketzernd die Parthei'n,
Und droht' in neuer Finsterniß
Die Völker zu entzwei'n,
Er hielt ihn nieder stets mit Kraft,
Gebot den Eifrern Halt,
Daß statt der Wuth und Leidenschaft
Gewissens-Freiheit galt.
Ja mächtig hegt' er oft den Plan,
Hoch in Begeisterung,
Zu heben auf des Wissens Bahn
Berlin mit kühnem Schwung,
Daß es vor allen Städten frei,
In edler Künste Pracht,
Wie der Gelehrten Hauptstadt sei,
Ein Stern in düst'rer Nacht.

O daß ein solcher mächt'ger Geist
Der Zeiten Strom erliegt,
Daß, was in seinem Haupte kreis't,
Nicht ewig herrscht und siegt.
Er ist dahin — doch wunderbar
Wirkt auch sein Geist noch heut.
Was er gedacht, geschaffen klar,
Wird nicht vom Wind zerstreut.
Wie er noch hält die treue Wacht
Auf seinem muth'gen Roß,
So waltet noch durch Sturm und Nacht
Manch' edler Zollern Sproß,
Und wie auch wild die Wogen gehn
Im weiten Lebens-Meer,
Gott mög' auf Preußen gnädig sehn,
Es leiten hoch und hehr!

Berlin. K. F. H. Straß.

Einem verehrten Freunde,

Herrn Carl Constantin Kraukling

in Dresden.

Dem Genius der Freundschaft danken
Es meine Lieder bis an's Grab,
Der meines Herzens wilden Ranken
In Dir den allerbesten Stab
Und meines Geistes Glutgedanken
In Dir den treusten Schutzgeist gab.

Du hast, der Erste stets, erfahren,
Was mir der Musen Gunst beschied,

Du lenktest auf die Bahn des Wahren
Und Schönen unverrückt mein Lied,
Bis es von selber die Gefahren
Des allzuregen Dranges mied.

Du zaubertest mit kund'ger Lippe
Die großen Meister vor mich hin,
Und zeigtest mir jedwede Klippe,
An welcher ich gescheitert bin:
Wenn vom kastal'schen Quell ich nippe,
Durch Dich allein däucht mir's Gewinn.

Du hast die Stirne mir erheitert,
Wenn ich gezaudert bang und zag,
Die junge Seele mir geläutert,
Wenn dunkler Schatten d'rüber lag,
Hast meines Geistes Aug' erweitert
Zum frohen Aufblick in den Tag.

Verzeih, verzeih dem Jugendmuthe,
Wenn er noch oft sich trotzig bäumt,
Wenn von dem rothen Dichterblute
Die Schale brausend überschäumt:
Das Schöne nur, das Hohe, Gute,
Hat meine Seele stets geträumt.

Für alles Glück, das mich erfreute,
Dank' ich beseligt Gott dem Herrn,
Und dennoch — einen Wunsch erneute
Mit jedem jungen Tag ich gern,
Daß Dich er immerdar wie heute
Mir treu erhalte, Du mein Stern.

Dresden. **Julius Schanz.**

Ein Menschenherz.

Die Eisen glühen,
Der Hammer fällt,
Die Funken sprühen —
So wird auf dem Ambos der Welt
Das Herz geschlagen!
Es hilft ihm nichts sein Zischen und Zagen,
Nichts helfen ihm, die beständig
Auflodern heiß und lebendig,
Zornesgedanken, aufsprühend,
Aber in Haß verglühend —
Es muß in Pein und Qual
Das Herz sich härten zu Stahl!

Sorge, Herz, nicht allzuviel!

Sorge, Herz, nicht allzuviel!
Jeder Tag geht doch zu Ende,
Jede Stunde hat ihr Ziel —
Gieb dich still in Gottes Hände!

Willst du ganz sein eigen sein,
Mußt du einsam sein, verlassen,
Und der Sonne letzter Schein
Muß im Graun der Nacht erblassen!

Hätte nicht so trüb und fern
Diese Welt sich dir verdunkelt,
Sähst du nicht der Liebe Stern,
Der mit neuem Lichte funkelt!

Ein Morgen.

Im Thränenschauer bebten sie,
Die Blumen über Nacht;
Der Morgen kam, da lebten sie
Hellauf in Sonnenpracht.

So bebt das Herz im bangen Traum
Und ahnt die Liebe nicht,
Und ahnt das Licht, das frohe, kaum,
Das seinen Gram durchbricht.

Berlin. H. Kletke.

Rede

bei Eröffnung der ersten allgemeinen Versammlung der Skandinavischen Naturforscher-Gesellschaft in Stockholm

den 13. Juli 1842.

Die Naturforscher von Skandinavien versammeln sich heute zum dritten Male unter der Aegide der Wissenschaften, zum gegenseitigen Austausch neu gewonnener Erfahrungen oder gereifterer Ansichten und zum gemeinschaftlichen Streben, immer mehr von dem zu entschleiern, was die Natur unserer Forschung nur spärlich zugänglich gemacht hat.

Seien Sie willkommen, Meine Herren, tausendmal willkommen, um mit vereinten Kräften zu diesem hohen und edlen Ziele zu streben.

Vieles ist, seit wir uns das letzte Mal versammelten, erforscht worden, was damals noch unbekannt war; die offne Mittheilung desselben wird unsre gemeinschaftlichen Kenntnisse vermehren, unsern Beifall für die glücklichen Bemühungen jüngerer Naturforscher hervorrufen und unsere Hochachtung für die fortgesetzten Erfolge der älteren steigern. Unsere dankbare Anerkennung ihrer Verdienste wird ihre Stirn mit neuen Lorbeern umkränzen.

Das Sprichwort der Alten: Conjuncta valent, liegt zum Grunde unserer, nach bestimmten Zwischenräumen wiederkehrenden Zusammenkünfte, und dasselbe wird, ich hoffe es, auch durch uns bekräftigt werden.

Die Natur rüstet den Menschen mit verschiedenen Neigungen aus, welche im Frühlinge des Lebens durch Unterricht und Erziehung verschieden entwickelt werden. Zufälligkeiten wirken zuweilen hemmend, zuweilen eine höhere Entwickelung befördernd, darauf ein und bestimmen die verschiedenen Ausbildungen der Naturanlagen, wodurch wir auf dem großen Felde des menschlichen Wissens nach verschiedenen Richtungen geführt werden, wo ein Jeder seinen Acker bebaut. Die Früchte der Aussaat richten sich jedoch nicht allein nach der dabei verwandten Mühe, sondern hauptsächlich auch nach dem Urtheilsvermögen, womit sie angewandt wird. Unsere Bemühungen werden oft nach einer solchen Richtung geleitet. Der sich selbst überlassene Forscher merkt dann nicht, daß er auf einen Abweg gerathen; er kann sich weit darauf verirren, und wird des falschen Weges leicht so gewohnt, daß er ihn für unfehlbar hält. Durch die mündliche Mittheilung der Erfahrungen und Ansichten Mehrerer, welche auf demselben Gebiete arbeiten, und dadurch, daß Männer mit Erfahrungen in anderen Richtungen diese Ansichten prüfen, wird die Aufmerksamkeit nach mehreren Seiten gelenkt, wird den einseitigen Fehltritten vorgebeugt, und ohne daß man selbst weiß wie, wird man auf einen richtigeren Weg geleitet, und dies ist eins der großen Resultate wissenschaftlicher Zusammenkünfte.

Eine andere Wirkung derselben verdient nicht weniger der Beachtung. Eine große Fähigkeit ist nicht immer mit einer ebenso großen Lust, sie anwendbar zu machen, vereinigt. Man kann Fähigkeiten zu Vielem haben, ohne daß eine bestimmte Neigung sich geltend

macht. Dies ist ein Spiel der Natur, welches der Mensch nicht immer im Stande ist durch einen kräftigen Willen zu bezwingen. Lust zur Forschung ist eben sowohl eine Gabe der Natur, als die Fähigkeit dazu. Man muß im Besitze beider sein; und unter uns bringen es diejenigen am weitesten, die aller Hindernisse ungeachtet, welche ungünstige Verhältnisse ihnen in den Weg legen mögen, doch nicht von der Bahn ablassen können, auf welche Lust und Liebe sie treibt, ihre Fähigkeiten fruchtbringend zu machen.

Im National-Charakter des Skandinavischen Volkes liegt eine allgemeiner verbreitete Anlage zum Nachdenken über Gegenstände aus dem Gebiete der Mathematik, Mechanik und Naturlehre; aber, wenigstens bei dem nördlicheren Theil desselben, zeigt sich ein gewisser Mangel an Eifer, und eine Gleichgültigkeit, welche bei dem geringsten Hindernisse, das der Anwendung dieser Naturanlage entgegentritt, dieselbe unbenutzt liegen lassen. Es findet sich viel Lust und Fähigkeit, Kenntnisse zu erwerben, und sich mit den Erfahrungen Anderer bekannt zn machen, aber der innere Trieb, dieselben fruchtbringend anzuwenden, entspricht ersteren nicht. Eine solche Neigung zu ermuntern, eine solche schlummernde Naturanlage lebendig und thätig zu machen, könnte unerwartete Früchte bringen. Zu einer solchen Aufmunterung kann unser Verein dienen. Es ist ein lobenswerther Ehrgeiz, mit Anderen in nützlicher Wirksamkeit zu wetteifern, dieses edle Streben wird durch Beispiele angeregt, und die Lust, welche der Gegenstand der Arbeit allein nicht zu wecken vermochte, wird oft durch den Wunsch, nicht nach zu bleiben, angefeuert und zuweilen sogar zu dem Bemühen gesteigert, Andere zu übertreffen. Auf diese Weise beleben unsere gegenseitigen Mittheilungen den schlummernden Sinn zur thätigen Forschung und wir werden nach und nach zu einem edlen Wettstreite auf dem Felde der Naturwissenschaften gelangen, indem wir im Bewußtsein der Mühen, die wirkliche Fortschritte erfordern, denselben eine größere Huldigung schenken.

Lassen Sie uns dabei aber nicht vergessen, daß die Erforschung der Wahrheit und nicht die Ehre ihrer Enthüllung unser Zweck ist. Der, welcher die Ehre der Eutdeckung zum Ziele hat, sucht dieselbe oft auf Seitenwegen, auf denen er sie verfehlt, oder zuweilen

den Preis des Tages gewinnt, den der morgende Tag wieder verweht. Die Leitung und das Beispiel ausgezeichneter Vorgänger werden, ich bin davon überzeugt, unsern wissenschaftlichen Bemühungen eine wahre, zum rechten Ziele leitende Richtung geben. Wir werden dadurch gewöhnt, das zu vermeiden, was die Römer „Nubem pro Junone amplecti" nannten.

Unsere Forschungen und Versuche sind an die Natur gerichtete Fragen. Die Resultate, die wir erhalten, sind ihre Antworten. Um sichere und deutliche Antworten zu erhalten, müssen wir recht zu fragen verstehen. Der unvollständigen Frage wird die Antwort meistens undeutlich. Aber oft erhalten wir auf die bestgestellten Fragen Antworten, die uns, den Orakelsprüchen gleichend, verhüllt erscheinen, und gedeutet werden müssen, um den Sinn verstehen zu können. Doch so verhält es sich nicht. Die Natur antwortet niemals durch Räthsel, wie das Orakel der Alten. Ihre Sprache ist klar und deutlich, aber wir verstehen nicht alle einzelnen Worte darin, auf denen jedoch der Sinn beruht; diese nach Gutdünken deuten zu wollen, führt uns immer auf Abwege. Wir müssen dann mehr von ihrer Sprache lernen, wir müssen unsre Arbeit fortsetzen, bis die Antwort ohne Auslegung verstanden werden kann. Oder mit anderen Worten, wir erfahren zu jeder Zeit viel, was wir dann noch nicht recht verstehen, was aber früher oder später durch neue Wahrnehmungen und dadurch vermehrte Erfahrungen so klar wird, daß es für Alle offen da liegt.

Es ist ein sehr natürlicher Wunsch, so viel wie irgend möglich verstehen zu wollen, und wir merken oft nicht, wie wir durch Muthmaßungen, die wir mit der Wahrheit verwechseln, den Mangel an wirklichen Kenntnissen auszufüllen suchen, und allmählich mehr und mehr vom Rechten abgeleitet werden. Es ist eine nothwendige Eigenschaft für einen echten Naturforscher genau zu unterscheiden, was er als eine bewiesene Wahrheit, und was er als eine mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthung oder Hypothese kennt. Vermengen wir die Wahrheit mit der Wahrscheinlichkeit, ohne eine schiefe Linie dazwischen zu ziehen, so können wir scheinbar allerdings eine große Menge Kenntnisse aufstellen, wovon aber, oft genug, nur der geringere Theil Wahrheit ist.

Wir dürfen jedoch deshalb die Hypothesen nicht verwerfen; sie sind Brücken zur Wahrheit, indem sie zu veränderten und erneuerten Fragen an die Natur Veranlassung geben; aber wir müssen dann, ohne vorher gefaßte Liebe zu unseren Hypothesen, genau auf die Antworten der Natur Acht geben; denn wenn wir die Fragen vernachlässigen, oder auf die Antworten nicht achten, werden die Hypothesen Rutschbahnen zu Mißgriffen und Verirrungen. Lassen Sie uns daher bei unseren Forschungen mit der größten Vorsicht ihre Bahn betreten: sie ist glatt und es ist leicht darauf fortzueilen; aber sie ist auch oft undankbar und nicht zur Wahrheit führend. Der Weg zur Wahrheit ist mühevoll, aber er giebt am Ziele der Mühe den vollen Lohn. Unsere Zeit liebt die Hypothesen; mehrere Naturforscher folgen ihrer lockenden und leichten Bahn, und streuen mit blitzendem Geiste verleitende Wahrscheinlichkeiten aus, welche junge Gemüther, die noch nicht durch betrübende Rückzüge von eignen Irrfahrten gewarnt sind, als Wirklichkeit auffangen und sich dadurch bald von einer Menge Wahrscheinlichkeiten umstrickt sehen, von denen sie überzeugt sind, daß sie mehr als bloße Aehnlichkeit mit der Wahrheit haben, ja sogar auch dann, wenn ihnen diese Aehnlichkeit fehlt. Ist es dahin einmal gekommen, so erfordert es viele Mühe und nachdrückliche Kämpfe, die Wahrheit geltend zu machen.

Lassen Sie uns deshalb diesen Charakter unseres Zeitalters mit einem durchschauenden und prüfenden Blicke erfassen, um nicht selbst von den Irrlichtern geblendet zu werden. Der, welcher auf festem Grunde steht, und treu darauf fortzugehen versucht, kommt oft nicht so schnell, aber sicher zum Ziele.

Auf den Icarus-Flügeln der Hypothese werden die Räume leicht durchflogen; aber die Sonne schmilzt früher oder später das Wachs der Flügel. Die Sage vom Icarus soll auch den Männern der Wissenschaft zur Warnung dienen. Mögen wir sie nicht vergessen. Möge der Hauptzug der gemeinschaftlichen Arbeiten, die wir heute begonnen, gründliche Prüfung sein! —

Stockholm. Baron Jacob Berzelius.

Uebertragen von Wilhelm Meves in Stockholm.

Gemälde des Berliner Museums.

Aus einem größeren Cyklus.

Die Madonna von Rafael,

genannt di Casa Colonna.

Wie anmuthreich sind Deine Mienen,
Wie gottbegnadigt ist Dein Blick!
Mit seinem ganzen Hoffnungshimmel
Fällt er auf's heil'ge Kind zurück:
Dies Kind, von dem Dir früh verkündet,
Daß es Jehova eng verbündet,
Das Engel mit Gesang begrüßt,
Das Simeon einst hoch gepriesen,
Worauf die Väter hingewiesen,
Das eine Glorie umfließt.

Wie heißt das Buch, noch aufgeschlagen,
Das Deine Hand, voll Andacht, hält?
Sind es der Psalmen Hochgesänge,
Woraus ein Strahl in's Herz Dir fällt?
Die Bücher sind es der Propheten;
Du forschtest d'rin nach frommem Beten,
Dein Herz ist wunderbar bewegt;
Du liest von einem Mann der Schmerzen,
Verachtet, mit gebroch'nem Herzen,
Der aller Sünder Bürde trägt.

Und ob Dir gleich ein dunkles Ahnen,
Ein Zittern durch die Seele zog:
Dein junges Herz voll heil'ger Wonne
Zurück zu sel'gen Bildern flog.
Ein Friedensfürst ist Dir versprochen —

Von dem, der nie sein Wort gebrochen,
Ein König, Heiland und ein Held.
„O! rufst Du freudig, voll Entzücken,
„Wie könnte jetzt ein Leid mich drücken:
„Ich trag' im Arm das Heil der Welt."

Solario's dornengekrönter Christus.

Du hast den Herrn und Meister ganz verstanden,
Sein herbes Leid drang tief in's Herz dir ein,
Du sahest ihn in Geißeln und in Banden;
Es zog sein Kreuz in deines Herzens Schrein.

Die Tropfen Blut, die seiner Stirn entquellen,
Die Dornenkrone, die sein Haupt umschlingt,
Dann wieder seiner Augen Thränenwellen,
Sein Todeskampf dir in die Seele dringt.

Doch nicht allein von seinem Geistesleiden
Hat herzbewegend uns dein Werk gesagt,
Wenn gleich wir an der Meisterschaft uns weiden
Und trauernd unsre Seele mit dir klagt.

Du giebst zugleich ein Bild von seiner Würde,
Zeigst bei dem Schmerz auch seiner Hoheit Kraft,
Es trägt der Herr gelassen seine Bürde
Und ist kein Groll in seiner Brust erwacht.

Der Frieden, der aus seinen Blicken strahlet,
Ist uns ein Zeugniß seiner Göttlichkeit.
Solario! das Bild, das du gemalet,
Ist durch des heil'gen Geistes Kraft geweiht.

Die Anbetung der Hirten,

eine Skizze aus Correggio's Schule.

Wenn gleich die Skizze, die uns hier gegeben,
Ein leiser Strahl nur aus Correggio's Kraft,
Fühl ich doch tief das Herz in mir erbeben
Und heilige Erinn'rung mir erwacht.

Es ist der Lichtglanz auf der Jungfrau Zügen,
Den du verklärt in deiner Nacht gemalt,
Und Geist und Seele hin zum Bilde fliegen,
Aus dem Verwandtschaft uns entgegenstrahlt.

„Er ist's! Er ist's! wenn gleich nur leiser Schatten,
Er ist's! Er ist's!" so jubelt laut mein Lied
Und Lichtreflexe sich mit Weichheit gatten,
Wie auf das Kind die Jungfrau innig sieht.

Der Hirte ist's mit seinen treuen Blicken,
Die Engel sind's, wie sie dein Genius sah,
Wir stehen hier im schweigenden Entzücken
Und du, Correggio! bist uns geistig nah!

Lavinia.*)

Welch' Bild voll reicher Jugendblüthe,
Gesicht und Form und Wuchs und Blick,
In diesem Aug' voll Huld und Güte
Des Jugendlebens Lust und Glück.

*) Tizians Tochter, von ihm selbst gemalt.

Gesundheit, Kraft und frisches Leben
Bricht hier aus jedem Zug hervor,
Und diese vollen Arme heben
Die Silberschaale leicht empor.

Es prangen d'rin des Südens Früchte,
An Reife dir und Fülle gleich,
Nur in Pomonens Sinngedichte
Beut' solche Früchte uns der Zweig.

Lemonen, Wein und süße Feigen,
Von duft'gen Rosen überdeckt,
O laß mich vom Verlangen schweigen,
Das dem Beschauer sie erweckt.

Wie, Meister, Deiner Tochter Prangen
Dem Bild den höchsten Zauber giebt,
Nimmt auch der Reichthum uns gefangen,
Den darzustellen du geliebt.

Schön ist der Stoff von dem Gewande,
Ein Damast schwer und seidenreich,
Vielleicht nur in Italiens Lande
So glänzend und so sammetweich.

Ein Diadem von seltnen Steinen
Umschließt der goldnen Locken Bau,
Und Glanz und Feuer daraus scheinen,
Gleichwie im Kelch der Morgenthau.

Juwelen dann als Ohrgehänge
Und auf der Stirn ein Edelstein.
Verkündet, heitere Gesänge!
Der Diamanten hellen Schein,

Der Perlen, die den Hals umziehen,
Wie auch der Flechten weichen Glanz,
Ja! reicher Schmuck ist Dir verliehen,
Wie einer Braut im Hochzeitkranz.

Du maltest kräftige Gestalten,
Du, Meister, aus St. Markus Stadt,
Man sieht an der Gewandung Falten,
Daß Reichthum dich erzogen hat.

Die Hirschjagd,

von Rubens und Snyders.

Zu einem Meisterwerk will ich dich führen,
Es wird dies Bild das tiefste Herz dir rühren,

Wozu sich zweier Künstler Hand verband,
Die hochgepriesen sind im Niederland.

Ein Hirsch, getrieben von der Hunde Schaaren
Und angstvoll schnaufend in der Jagd Gefahren,

Verfolgt, gehetzt, erschöpft, im blut'gen Streit,
Doch immer noch zum schweren Kampf bereit,

Bis dann auf's Neu die Hund' ihn überfallen
Und er, gepackt mit Zähnen und mit Krallen,

Nun todesmüde senkt sein edles Haupt
Und seiner letzten Kraft sich fühlt beraubt.

Jetzt, wo der Todesstoß auf ihn gelenket,
Ein mächt'ges Wolkenheer sich niedersenket:

Es wälzt sich düster, wehmuthsschwer herab,
Wird bald bethau'n des Edelhirsches Grab.

Die Hirschkuh flieht, im bangen Todesahnen,
Und sucht entsetzt der Rettung ferne Bahnen,

Und trübe Sorge ihre Brust durchzieht,
Daß niemals sie den Gatten wiedersieht!

Welch' eine Gruppe! Nur von Meisterhänden
Ist solch' ein Werk zu schaffen, zu vollenden:

Der Todesstreit, so schmerzensvoll und kühn,
Der Angriff, Kampf, der Sieg und das Entflieh'n.

Nach solcher Angst, nach solchem Todesbangen
Soll jetzt der Hirsch die letzte Ehr' empfangen.

Die Nimphe, die im Zorn empor sich rafft,
Giebt ihm den Tod mit Amazonenkraft.

Tritonen, Jäger, Nymphen sie begleiten,
Mit Jubelruf sie hin zum Siege leiten,

Und ob ihr Diana nicht im Streite seht,
Mit ihrem Schild Triumph sie niederweht.

Durch diesen Sieg, den dieses Bild verkündet,
Ein neuer höh'rer Wettkampf sich entzündet.

Wem ziemt der Kranz? Habt ihr ihn schon gewunden
Für beide Meister, die sich hier verbunden?

Ziemt Beiden gleicher Ruhm und gleiche Ehr',
So bringt den Lorbeer, sie zu schmücken, her.

— — — — — — — — —

Für mein Gefühl hat Schnyders Kunst gesiegt:
Der Lorbeerkranz zu seinen Füßen fliegt.

Gemälde von Savoldo.

(Eine verhüllte weibliche Figur.)

Du weilest bei verfallnen Mauern,
Stehst tief verhüllt in Dein Gewand,
Ich weiß nicht ob in Lust und Trauern,
Noch hab' ich dich nicht ganz erkannt.

Ob Glück, ob Gram erfüllt die Seele,
Verschwiegen ist dein Blick und tief.
O schenk' Vertrauen mir — erzähle,
Was in der Brust dir lange schlief.

Willst du die Gondel dir erspähen,
Die zum Rialto hin dich bringt?
Willst du früh zu St. Markus gehen,
Wo schon der Glocke Ruf erklingt?

Willst Du vielleicht der Welt entsagen
Und fliehst zu Klostermauern hin?
Dein Blick straft alle meine Fragen
Und unerschlossen bleibt dein Sinn.

Geheimniß schwebt um deine Schritte;
D'rum stell' ich alles Forschen ein,
Gestatte Frage mir und Bitte:
„Darf ich dir schweigend nahe sein?

„Darf ich, du Holde, dich begleiten
„Auf deinen still verborg'nen Pfad?
„Und durch die dunkle Nacht dich leiten,
„Wenn sie für dich Gefahren hat?"

Berlin. Elfriede von Mühlenfels.

Betrachtungen über Tizian.

Tizian Vezellio, der größte venezianische Maler des funfzehnten Jahrhunderts, ist 1477 zu Pieve di Cadore unter glücklichen Verhältnissen geboren und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Schon früh zeigte er entschiedene Neigung und Talent zur Malerei, wodurch sich sein Vater bewogen fühlte, den Knaben, obschon erst zehn Jahre alt, nach Venedig zu Gentile Bellini in die Lehre zu bringen.

Dieser Meister gehörte zur Zeit noch der alterthümlichen starren Richtung an, die der nachfolgenden großen Kunstperiode naturwüchsig voranging, und auch dieser Umstand kam dem jungen Tizian zu statten, weil er die enge Begrenzung des Kunstzieles, das schon früh mit der Sicherheit des primären Kunsttriebes gefunden wurde, mit der kindlichen Auffassung desselben im entsprechendsten Einklang stand.

Nach einigen Jahren verließ er diese Schule und begab sich zu Giovanni Bellini, mit dem bereits jene große Periode beginnt. Hier traf er den genialen Giorgione, dem er bald mit regem Eifer nachstrebte, wodurch sich sein Blick für Naturauffassung um so mehr erweiterte, als der Lehrer die individuelle Anschauung seiner Schüler als die eigentliche Grundlage ächter Originalität einsichtsvoll zu schonen und zu fördern wußte.

Scheint es doch, als wenn Bellini selbst von den schnell erlangten Resultaten Giorgione's und Tizian's gewonnen hätte; denn es machte sich schon damals bei ihm die Neigung bemerkbar, seinen strengen Styl mit der Natur in eine sanftere Verbindung zu bringen, und diesem Umstande hat man in der That aus dieser Zeit, wo sich der Einfluß Giorgione's bei verschiedenen Meistern so erkennbar macht, von Bellini in mehreren Kirchen Venedigs Werke zu danken, die sich mit den schönsten Tizianischen Bildern der spätern Periode in vielen Stücken messen können.

Tizian fühlte sich von der in den Bildern Bellini's enthaltenen sinnigen Naivität vornehmlich angezogen, und wenn überhaupt das, was der Kunsttrieb der früheren Meister in seinen entwickelten Consequenzen

Schönes hervorgebracht, von ihm als ein mehr Bewußtes in seinen spätern Bildern sich dargestellt, so gilt dies besonders von dieser Eigenthümlichkeit, die er gleichzeitig mit der höchsten Virtuosität zu verbinden weiß.

Daß beide Künstler, sowohl Giorgione als Tizian, sich anfänglich den Grundsätzen Bellini's eng angeschlossen, konnte ihnen nur zu gute kommen. Denn die Eigenschaften des bedächtigen und gewissenhaften Bellini zügelten die zur Formennachlässigkeit geneigten Naturen, die mehr oder weniger immer mit einem gesteigerten Farbensinn, wie er den beiden jungen Künstlern eigen, verbunden ist, sehr heilsam.

Wenn aber nichtsdestoweniger bei Giorgione, der die strenge Schule Bellini's bald wieder verließ, nachmals so verschiedene Schwankungen in der Auffassung der Formen zum Vorschein kommen, so läßt sich eben aus der Art dieser Schwankung mit ziemlicher Sicherheit erkennen, daß er sich anfänglich längere Zeit als ein begabter Naturalist allein überlassen war, während Tizian in dieser Hinsicht jene Festigkeit gewann, die man zunächst von seinem frühern Lehrer Gentile Bellini herzuleiten hat. Indessen ist bei diesen Verhältnissen nicht zu übersehen, daß man dem früher so selbständig eingeschlagenen Weg des jungen naturalistischen Giorgione die schönen Blüthen des Colorits zu danken hat, die sich in Tizian zur herrlichsten Frucht gestalten sollten.

Von diesem Colorit des Tizian machen zwar alle Schriftsteller, die darüber berichten, viel Rühmens, aber nur in allgemeinen Ausdrücken, die das, worin seine große Meisterschaft vornehmlich besteht, unerörtert lassen. Es dürfte daher von Interesse sein, darüber etwas Näheres zu erfahren, in so weit es die Schwierigkeit dieses Gegenstandes zuläßt, da der größte Theil des Publikums, für welchen diese Blätter bestimmt sind, nicht wohl im Stande ist, die gerühmten Vorzüge des größten der Coloristen aufzufinden, indem seine Bilder gerade in dieser Beziehung ein Ansehn haben, das scheinbar so sehr gegen die Farbe der natürlichen Erscheinung zurückbleibt, zumal, da man sich durch die Resultate der neuesten Kunst, die meist den Nachdruck auf den Farbenreiz der realen Verhältnisse legt, zu derartigen Anforderungen einer sinnlich reizenden Wirklichkeit berechtigt glaubt.

Der genauere Sachverhalt ist aber der:

Indem man sich in der neuesten Kunst meist eng an die Realität anschließt, um ihre natürlichen Reize aufzufinden und möglichst natürlich wiederzugeben, so kann auch nur die Naturscheinbarkeit gewonnen werden, wozu allerdings schon ein gewisser Grad von Kunstvermögen erforderlich ist. Allein das ächte Kunstverdienst kann bei solchem Streben nur ein geringes sein, weil die Kunst selbst dabei nicht frei und schöpferisch zu Werke geht und von der Schönheit, deren Offenbarung die Hauptaufgabe aller Kunst ist, im besten Falle daher nur so viel zu Tage kommt, als die Natur selbst blicken läßt.

Anders verhält es sich mit der ältern Kunst und ihrer Auffassung der Naturverhältnisse; anders im Besondern mit der Kunst des Tizian. Diesem Meister ist es darum zu thun, die Verhältnisse der wirklichen Erscheinung kraft seiner freien Kunst durch die Darstellung zur geistigen Höhe der ihnen zu Grunde liegenden Idee zu erheben. Es wird hier hinreichen, unter dem schwierigen Begriff der Idee die Art und Weise der Manifestation des Geistes der Erscheinung zu verstehen.

Nur höchst selten ist in der Naturerscheinung selbst der ihr einwohnende Geist deutlich ausgesprochen, obschon ein fühlendes Gemüth ihn unter begünstigenden Naturverhältnissen zu ahnden vermag. Die Aufgabe der Kunst ist daher keine andere, als bei ihrer Darstellung schöpferisch einzuschreiten und ihren Geist zu enthüllen, was sie dadurch bewerkstelligt, daß sie in der künstlerischen Darstellung das Wesentliche von dem Unwesentlichen sichtet; denn das Unwesentliche ist die Ursache, daß das Geistige nur getrübt zum Vorschein kommt. Der reine Schein des Geistigen aber ist die Schönheit. Alles kommt daher darauf an, die Idee der Erscheinung richtig zu erkennen, da ihr intendirter reiner Ausdruck in der Erscheinung durch zufällige günstige Einwirkungen eben so erkenntlich geworden ist.

Das Streben, die Idee von jenen zufälligen Einwirkungen so zu läutern, daß die von der Natur intendirte Zweckmäßigkeit der Theile der Erscheinung harmonisch zum Vorschein kommt, ist die Idealisirung, ohne welche keine wahre Kunst gedacht werden kann, da durch sie die Lebensbedingungen der Erscheinung gefunden werden, unter welchen sich die Schönheit offenbart. Die Art und

Weise der vernünftigen Auffassung der Erscheinung solchem Sinne gemäß, ist der Styl und was dieser im Verein eines artistisch geläuterten Gefühles als höchstes Ergebniß hervorbringt, ist das Kunstschöne, das als ein positives in der Kunst höher stehen muß, als das gefällige Naturschöne.

Um nun der geistigen Idee des Colorits zu entsprechen, ist es vor Allem nothwendig, die Farben in ein Verhältniß zu setzen, daß ihre Mittel auch dazu ausreichen, denn die concreten Verhältnisse der Naturfarben sind als solche unnachahmlich. Die Farben des Tizian erscheinen daher in einer freigewählten einheitlichen Tonart stylistisch transponirt und in seiner geistvollen Abweichung von der Natur ist eben die Sichtung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen enthalten, die artistisch Aufschluß über die der Natur zum Grunde liegende Idee giebt.

Das Colorit des Tizian ist nichts anderes als ein ideeller Parallelismus mit der Realität, der von allen Zufälligkeiten geläutert, als eine feine Lebensäußerung der Schönheit dienstbar ist und dadurch seine künstlerische Weihe empfängt.

Tizian dringt auf diese Weise bis in's feinste Wesen der unterirdischen Motive und weiß seinen einfachen Darstellungsmitteln durch die empfindungsvollste Behandlung ein Leben abzugewinnen, das am bewundrungswürdigsten durch die genaue Bestimmung des natürlichen Maßes der entsprechenden Wirkung alles Einzelnen und der Gesammtheit ist. Daher kommt es vornehmlich, daß sich die Farbe dieses wunderbaren Meisters gar nicht bemerkbar macht, man muß ihre Feinheiten mit derselben Anstrengung des Sehorganes suchen, wie dies in der Natur selbst der Fall; denn sie geht rein in ihrem Zweck auf.

Tizian gelangte durch seine Kunst bald zu einem so großen Rufe, daß ihn die höchsten Potentaten mit Bestellungen überhäuften, so daß es ihm oft schwer wurde, ihnen zu genügen. Schon aus dieser Thatsache ist abzunehmen, daß seine große Virtuosität im Colorit in seiner Kunst nicht allein steht. Wie sollte dies auch anders sein, da dieser Meister schon in der kunstvollen Auffassung desselben Beweise von dem Umfang seiner Weisheit giebt, indem er bis ins Innere der Idee dringt, die, einmal in ihrer wahren Bedeutung

erfaßt, alle Consequenzen des ganzen Kunstgebietes in sich begreift. Der Irrthum, welcher sich oft bei Beurtheilung seiner Werke bemerklich macht, entspringt wahrscheinlich aus einem verkehrten Schönheitsbegriff, der so häufig die angenehme Form mit der Schönheit selbst verwechselt und Forderungen stellt, die mit einer tiefern Auffassung der Erscheinung nicht wohl zu vereinbaren sind. So findet man oft die scheinbare Indifferenz in Beziehung auf die seinen Bildern zum Grunde liegende Handlung verwerflich, weil der Natur des Vorwurfs oft ein verstärkter Ausdruck zum Grunde liegt.

Der beschränkte Raum dieser wenigen Blätter gestattet es nicht, auf diesen Theil der Kunst hier näher einzugehen, und so mag es genügen, darauf hinzuweisen, daß es sich mit diesem scheinbaren Mangel der Werke Tizian's ebenso verhält, wie mit seinem Colorit, das im Interesse wahrer Schönheit so merkliche Unterschiede zwischen Kunst und Natur erkennen läßt.

Dieser Unterschied konnte dem Publikum der damaligen Zeit nicht auffallen, denn es war die Eigenthümlichkeit der älteren Kunst, daß sie schon in der frühesten Periode von dem Wesentlichen ausging und das Begehren der Menge war aus gleichen Gründen des primären Kunsttriebes auf das Wesentliche gerichtet.

Diese Sicherheit der menschlichen Natur im Verfolg des ächten Kunstzweckes, der immer derselbe bleibt, ist durch den Andrang verwickelter Culturverhältnisse nach und nach verloren gegangen, und schon im siebzehnten Jahrhundert werden daher in der Schule von Bologna Versuche gemacht, den deshalb eingetretenen Verfall der Kunst aufzuhalten. Aber was hier noch Erhebliches hervorgebracht wurde, ist nur selten ein Selbständiges. Der Irrthum, der dem bolognesischen Eklekticismus zum Grunde liegt, fand durch die niederländischen großen Meister eine entschiedene Opposition, die vornehmlich die endliche Feststellung des Schönheitsbegriffs zum Zwecke hatte. Da aber diese Opposition nur auf bildnerischem Wege stattfand, so wurden diese Meister in ihren abweichenden Formen kaum verstanden, wiewohl man ihren Geist im Allgemeinen bewunderte.

Der Inhalt der trefflichen Werke dieser Meister aber besagt, daß die Schönheit ein Gemeingut der gesammten Welt der Erscheinung sei, und wie Rubens in dieser Beziehung durch das eifrige Studium

der Werke Tizian's zur Gewißheit gelangte und daran die geistvollste bildnerische Dialektik knüpfte, so wies der nicht minder geniale Rembrandt mit ernster Ironie die Schönheit selbst im Häßlichen nach. *)

Tizian gelangte durch den Ertrag seiner Kunst, was sonst bei andern großen Meistern so selten der Fall ist, zu großem Vermögen, wodurch es ihm möglich wurde, selbst Könige mit Aufwand in seinem Hause zu bewirthen. Hier und in seinem außerhalb Venedigs gelegenen Garten wußte er einen Kreis geistreicher Männer und schöner Frauen zu versammeln, und die Feste, welche er gab, gehörten zu den sinnigsten und heitersten. G. M. Verdizotti, Pietro Aretino und der Baumeister Sansovino waren am häufigsten bei ihm. Auch stand er mit vielen auswärtigen Gelehrten in Verbindung. Pietro Bembo, Ariosto, Paul Jovius, Bernhard Tasso u. s. w. waren seine Freunde.

Die glänzendsten Anerbietungen verschiedener Großen, ihn für sich zu gewinnen, vermochten nicht, ihn auf längere Zeit von Venedig zu entfernen. Dieser seiner „Vaterstadt" war er mit großer Liebe ergeben, und er war in der Menge großer Meister, die hier in regster Thätigkeit beisammen waren, der hervorragendste.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß man in den meisten Kirchen dieser Stadt die herrlichsten Bilder von seiner Hand besitzt. Nur ist zu beklagen, daß viele dieser Kirchen so dunkel sind, daß man von ihrer Schönheit kaum etwas zu erkennen vermag, zumal gerade diese Werke durch Kerzendampf und sonstige Verwahrlosung fast ganz unkenntlich geworden sind. Man würde staunen, wenn man endlich diese Bilder an's Licht zöge und reinigte, wie dies mit den nachstehenden geschehen ist, die dadurch erst für die Betrachtung geeignet geworden sind.

In der Kirche S. Maria ai Frari, ist es die Madonna in trono mit der Familie Pesaro, in der Jesuitenkirche, die Marter des h. Lorenz, in der Kirche S. Giovanno-Paolo, der Tod des Pietro Martiro. Erst vor Kurzem ist in der Kirche Madonna della Salute ein treffliches

---

*) Siehe über diese Verhältnisse das Werk des Verfassers: „Das Wesen der Malerei."

Bild, vorstellend S. Marcus und S. Sebastian, zum Vorschein gekommen. — Ebenso sind die Bilder der Gallerie der Akademie nicht zu übersehen: die Himmelfahrt Mariä, Johannes in der Wüste, und der Tempelgang Mariä. Befremdlich muß es indeß erscheinen, daß gerade diese Sammlung kein zuverlässiges Portrait besitzt, da doch die Bildnisse Tizian's zu den schönsten gehören, welche die Kunst überhaupt aufzuweisen hat.

Werke dieses Meisters enthält fast jede bedeutende Gallerie. Hier soll indeß beiläufig bemerkt werden, daß sich von dem berühmten Bilde der Grablegung das Original in der Sammlung des Louvre zu Paris befindet, dasselbe Bild in der Sammlung Mamfrin in Venedig aber eine schwache Copie ist.

Wenn Tizian's Werke nicht immer mit gleicher Vollendung durchgeführt sind, so ist gerade bei diesem Meister nicht zu übersehen, daß sein Verfahren immer von seinem Style geboten erscheint und ihn um deswillen nicht der Vorwurf der Flüchtigkeit treffen kann. Ja, die weniger von ihm ausgeführten bieten oft für den tieferen Forscher ein gesteigertes Interesse dar, da die weitere Stellung der stylistisch zusammengefaßten Natureigenschaften eine deutlichere Einsicht in die Lebensbedingungen der Erscheinung gewährt, und die so gebotene Fülle von Ideen, durch welche der Geist des Beschauers angeregt wird, solchen Bildern oft ein noch geistvolleres Ansehen geben, als die ausgeführten, weil diese natürlich geschlossener erscheinen müssen. Ein solches Verhältniß ist in der Kunst schon häufig mißverstanden worden.

Tizian kam auch in Hinsicht seiner äußeren Stellung zu hohen Ehren, wurde in Venedig nach dem Tode Bellini's mit einem einträglichen Posten am Salzamte im Kunsthause der Deutschen betraut, wozu man immer den bedeutendsten Künstler der Stadt wählte, und mehrere Male wurde er vom Kaiser Carl V., sowie von andern Großen, berufen, ohne, wie schon bemerkt, bleibend festgehalten werden zu können. Seine Kunst, sowie seine Eigenschaften als Mensch hatten ihn diesem Kaiser so werth gemacht, daß er ihn, so bald es sich nur thun ließ, sehr gern um sich sah. Dieser Monarch überhäufte ihn mit Bestellungen, deren Ergebnisse noch jetzt zu dem schönsten Schmuck Madrid's gehören.

Durch das verdienstliche Buch des Dr. Guhl, „Künstler-Briefe", sind mannigfache Quellen für die Kunstforschung zugänglicher geworden. Die Sammlung der Briefe Tizian's gehört zu den zahlreichsten, und man erfährt hier unter manchem Interessanten, daß dieser Meister, außer dem Bildniß Kaiser Carls V., auch noch das seines Sohnes Philipp malte, mit dem der Künstler ein gleiches Verhältniß wie mit seinem Vater bei dieser Gelegenheit einleitete, was für ihn später von den wichtigsten Folgen war, indem Philipp eine gleiche Vorliebe für Tizian's Kunst hegte und ihn in gleicher Weise in Ehren hielt. Es ist von Interesse, hier auch zu erfahren, daß Tizian auch bei dieser Gelegenheit in Augsburg den vom Kaiser Carl V. gefangen gehaltenen Churfürst Moritz von Sachsen portraitirte. Nicht minder ist die wenig bekannte Erhebung Tizian's durch den Kaiser Carl V. zum Grafen des lateranischen Pallastes, eine Stelle, die mit bedeutenden Einkünften und bemerkenswerthen Privilegien verknüpft war. So ernannte z. B. Tizian in späterer Zeit, von 1540 bis 1568, sechzehn in seiner Vaterstadt Cadore gebürtige Männer daselbst zu Notarien, sowie auch bekannt ist, daß er 1568 zwei natürliche Söhne eines Pfarrers für legitim erklärte.

Man hat später viel darüber gestritten, ob Tizian verheirathet gewesen sei, obgleich feststeht, daß er Söhne und Töchter hatte, für die er väterlich sorgte. Das obige Factum, welches den damaligen sittlichen Stand bezeichnet, läßt diesen Streit eben nicht befremdlich finden.

Wie fast alle große Meister, ist auch Tizian von dem Vorwurf menschlicher Schwäche nicht frei geblieben, und mehrere seiner Biographen erzählen auf Treu und Glauben, daß er auf seine Kunstgenossen oft neidisch gewesen sei, während doch bekannt genug ist, wie edel er sich benommen, als man im Begriff stand, Werke von Correggio zu vernichten, um für seine Bilder Raum zu gewinnen. Außerdem sollte man hierbei bedenken, daß ein Meister erster Größe zur hohen Staffel seiner Kunst nur durch die Tiefe seiner Weisheit und sein dadurch geläutertes Gefühl gelangt, solche Eigenschaften aber mit kleinlichen Zügen des Charakters im Widerspruch stehen. Die boshaften Naturen einiger Meister in der Kunstgeschichte beweisen nur, daß es solchen Künstlern nicht vergönnt war, auf der eigent-

lichen Lichthöhe der läuternden Kunst zu stehen, und ein Ribera kann um deßwillen sich bei aller Virtuosität auch in der Kunst des Gemeinen nicht entäußern.

Tizian starb im Jahre 1575 in seiner Vaterstadt Venedig an der Pest und liegt in der Kirche S. Maria ai Frari begraben, wo man ihm durch Canova hat ein prächtiges Denkmal setzen lassen, das indeß erst in neuester Zeit vollendet werden konnte.

Wenn man sich bei geschichtlicher Auffassung großer Charaktere sehr in Acht zu nehmen hat, daß man nicht Meinungen, Ansichten und Erfindungen mit der Wahrheit verwechselt, so verdient hier schließlich eine Tradition nicht unerwähnt zu bleiben, die der Verfasser bei seinem letzten vorjährigen Aufenthalt in Venedig aus dem Munde eines alten Künstlers daselbst vernommen, da sie viel innere Wahrscheinlichkeit enthält.

Als Tizian sein nahes Ende spürte, soll er gesagt haben: „Nun, nachdem ich endlich gelernt habe, ein Auge zu malen, muß ich sterben.“ Diese Aeußerung, ob wahr oder nicht wahr, ist von größerer Bedeutung, als es den Anschein hat. Die Auffassung und malerische Darstellung dieses edeln Theiles nämlich, dessen Ausdruck von jedem Beschauer bis zu einem ungewöhnlichen Grade verstanden wird, ist eine Sache von der größten Schwierigkeit, wenn es sich darum handelt, daß dem besondern Fall auch sein besonderes Recht gegeben werde. Das Hinderniß hierbei ist, möchte man sagen, eine zu genaue Kenntniß dieses Theiles, die den Bildner immer mehr oder weniger bei seiner Darstellung mit einer vorgefaßten Meinung erfüllt, wodurch er verleitet wird, eine gemachte Erfahrung auf den neuen Fall über zu tragen, während doch jeder Fall ein anderer ist, der nicht selten unter gewissen Umständen z. B. der Oertlichkeit und Beleuchtung, sowohl in Form als Farbe seine Natur gänzlich verleugnet. Tizian besonders war deshalb bei dergleichen stets auf seiner Hut und bewahrte sich dadurch den unbestochenen Blick, der vornehmlich in seinem Colorit so bewunderungswürdig ist. Das warme Interesse, mit welchem er diesem zufolge alle seine Werke durchdringt, schützt ihn gegen jeden nüchternen Calcül, sowie sein harmonisches Gefühl ihn vor jeder Zersplitterung des Einzelnen schützt. Auf solchem Wege ächt künstlerischer Forschung bei empfin-

bungsvoller Werkthätigkeit, gelangte dieser Meister endlich zu den sogenannten Kunstgeheimnissen, die bei ihm keine anderen als die Naturgeheimnisse selber sind, nur daß er sie, wie nur wenige der bevorzugtesten Coloristen, in dem entsprechendsten Grade natürlich zurück zu halten weiß. In der großartigen künstlerischen Auffassung solcher und ähnlicher feiner Verhältnisse, ihrer tiefern Idee nach, hat aber Tizian nicht seines gleichen.

Tizian ist unendlich, wie die Natur selbst, und suchte noch zu lernen, als seine Hand vor Alter schon zitterte. Er erreichte ein Alter von neun und neunzig Jahren und war bis zu seinem Ende in seiner Kunst noch thätig, wobei sein Sohn Oratio ihm mitunter behülflich war. Bei der großen Menge von Werken Tizian's, die der Verfasser Gelegenheit hatte näher zu untersuchen, ist die Beihülfe des Sohnes nur selten erkennbar und wo dies der Fall, da zeigt sich Oratio als ein Künstler untergeordneten Ranges, etwa wie Polem der jüngere.

Auf den Wunsch der Herausgeberin folgt hierbei eine Farbenrechnung Tizian's, welche derselben in Rom mitgetheilt worden ist.

Nota de Zuane Tosarini a Rialto,

Droghier al' insegna del sol.

dei colori con ordene de Missier Tician Vecelio per conto della serenissima Republica.

In diverse volte	Ducati d'arzento [1]	
Tera [2]) rossa fina de Spagna	8	—
Tera turchina de Levante	2	20
Tera zala [3]) de Siena.	5	—
Tera zala de Roma	4	—
Tera verde de Cipro	4	—
Tera negra	5	—
Tera rossa de Venezia	6	—
Biaca [4]) de Venezia	8	—
Tera Scura Ocra	8	—
Cinabro della China	16	—
Summa [5])	64	20

		Ducati d'arzento	
Transporta	. . . .	64	20
E più Brun de quelo [6]) de Missier Zian	. . .	7	—
Zaletin [7])	. . . .	6	—
Oltramar de Sorte	. . . .	40	—
Lacca fina	. . . .	22	—
Summa	. . . .	139	20

Firmato: Tician Vecelio da Cadore
per aver ricevuto li detti col.

Firmato: Zuane Tosarini droghier
per saldo senza tara ducati Cento trentanove soldi vinti.

Berlin. M. Unger.

Anmerkung. 1—7 ist venezianischer Dialekt, statt argento — terra — gialla — bianca — somma — quello — giajettin.

Hebräische und chaldäische Sprüche

aus Bibel und Talmud,

übersetzt von

Dr. Zacharias Frankel,

Oberrabbiner zu Dresden.

Biblische Sprüche.

אשרי משכיל אל דל ביום רעה ימלטהו יהוה (תהלים מ"א א׳)

Aschre maskil el dal: bejom raa jemalltehu Jehowa.

Heil dem, der für den Armen sorgt; am Tage des Unglücks rettet ihn der Ewige. (Psalm 41, 1.)

פזר נתן לאביונים צדקתו עומדת לעד קרנו תרום בכבוד

Pissar natan laebjonim, zidkato omedet laad, karno tarum bekabod.

Er (der Fromme) streuet hin und giebt den Armen: sein Wohlthun bleibt für ewige Zeit: sein Horn erhebt sich in Ehren.
(Psalm 112, 9.)

Talmudische Sprüche.

כשברא ברוך הוא העולם היה מתמוטט, עד שהביא החסד ועשה אותו יסוד להעולם.

Kschebara baruch hu haolam haja mitmotet, ad schehebi hachesed weasa oto jesod lehaolam.

Als Er, der gelobt ist, die Welt erschuf, schwankte sie lange hin und her (konnte nicht den Schwerpunkt finden); bis Er die Liebe nahm und sie ihr zur Grundlage gab.

(Jalkut zu Psalm 89.)

אין לך בריה שאין הקב"ה מנסהו, העשיר מנסהו אם ידו פתוחה לעניים העני אם יכול לקבל היסורין. — הן עלמא דמי לגלגלא דאנטלא, דמלי מתרוקן דריקן מתמלא, הה"ד כי בגלל הדבר

En lach birja scheen hakkadosch baruch hu: ´menassehu, heaschir menassehu im jado petucha laanijim, heani im jachol lekabel hajissurin. — Hen, alma dami legalgalla deantla, demali mitroken derekan mitmalee, hada hu diketib ki biglal hadabar.

Jedermann wird von dem Heiligen, gelobt sei er, geprüft: den Reichen prüft er, ob seine Hand dem Armen geöffnet ist, den Armen, ob er sein hartes Loos geduldig ertrage. — Die Welt aber ist gleich dem Rade, an welchem zwei Eimer auf- und niedersteigen: der volle Eimer wird entleert, der leere gefüllt: theilst du aus, so legst du auf eine schlimme Zeit, wie dich die Schrift belehrt, für dich zurück.

(Schemot rabba c. 31. Wajikra rabba c. 34.)

Aus Alexei Kolzow's „Russischen Liedern".

Dorfunglück.

Lebte mal im Dorf ein junger Fant,
Der nichts wußte und der nichts verstand,
Lebte Schulzens Sohn in Saus und Braus
Und gab seinen Freunden Zech' und Schmaus.

Sonntags tief bis in die Nacht hinein
Sang er Lieder in den bunten Reih'n
Und erdachte mit der schönsten Maid
Manchen neuen Tanz zu Lust und Freud'.

Ueber Alles liebt' ich diese Maid,
Nicht nur weil sie sanft war und gescheidt:
Schöner war ihr Gang als Pfauengang,
Ihre Rede — Nachtigallensang.

Oftmals gingen um die Sommerszeit
Beide Hand in Hand die Straße wir
Bis zu ihrem schmucken Meierhof,
Bis zu ihres hohen Hauses Thür.

Kam ich dann genüber Abendroth
In die Augen ihr, auf ihre Brau'n,
In das Antlitz, auf die weiße Brust
Mit dem flittergold'nen Latz zu schaun: —

Floß mir nicht der Schweiß vom Angesicht?
Schlug nicht wild das Herz im Busen mir?
In den Wolken schwand des Mondes Licht,
Es versteckten sich die Sternlein schier....

Also saßen wir nach Mitternacht,
Sprachen was uns auf der Seele war,

Und verlobten uns mit Kuß um Kuß
Und gelobten uns zu sein ein Paar.

Wehe mir! der Schulze hatte schon
Sie vorausgefreit für seinen Sohn,
Und sein schweres unzähliges Gold
Wandte nun das Blatt, wie er gewollt.

Krampfhaft zuckte mir das Herz im Leib',
Als die Kirche er verließ mit ihr,
Vor dem Volke ihre Hand ergriff,
Und sich prahlerisch verbeugte mir!

Krampfhaft zuckte mir das Herz im Leib,
Als mit ihr den weiten Weg hinaus
Pfeilschnell, was er konnte, fuhr der Kerl
Bis zu seinem stolzen Meierhaus!

Ich stand da, sah zu und dachte nach;
Zog die Mütze, warf sie in den Sand,
Und ging langsam durch den Hinterhof
Unter seiner bunten Fenster Rand...

Lichter brennen da; die Mädchen da
Singen Lieder; der Kam'raden Schaar
Trinket, spielet und belustigt sich,
Alles küßt sich mit dem jungen Paar.

Kam heran die todte Mitternacht!
Heimwärts zog der vollen Gäste Troß,
Lärmend seines Weges rechts und links...
Und des Hauses Pforte schlug in's Schloß.

Jetzo braut' ich für den werthen Freund
Einen neuen trunk'nen Trank zurecht,
Spielt ihm eine neue Hochzeit auf,
Wie noch nimmer er sie mitgezecht:

War's nicht Rauch, was dort gen Himmel stieg;
Schlug nicht lodernd dort die Flamme auf?
Ueber Nachbarshäuser quer hindurch
Auch zu meiner Hütte ging ihr Lauf.

Wo sein prachtvoll Haus sich einst erhob,
Wo die kleine arme Hütte stand —
Mit der Erde war's am Morgen gleich,
Schaute schwarz und still der Kohlenbrand.

Nun im Kampf mit Kummer und mit Noth,
Zieh' ich heimathlos von Ort zu Ort,
Thue Arbeit um mein täglich Brot,
Wasche mich mit blut'gem Schweiß hinfort...

Berlin. August von Viedert.

Columbus.

Oft denke ich der flüchtigen Zeit,
Möcht' schier wehmüthig werden,
Verblüht seh' ich manch' schöne Maid,
Verlor manch' lieben Gefährten.

Verschwunden ist so mancher Traum,
Der sonst mich froh bewegte,
Und mancher Freude glaub' ich's kaum,
Wie sie mich sonst erregte.

Und drüber gegen alles Thun
Und mühevolle Treiben
Will's klüger scheinen mir, zu ruh'n
Und fern der Welt zu bleiben.

Doch fällt mir dann oft tröstend ein
Columbus jener Schiffer,
Dem nicht gebangt, ob groß, ob klein
Die abgelauf'ne Ziffer.

Mit sechzig Jahren zog er aus
Auf wilde ferne Meere,
Vom stillen lieben Vaterhaus
Trieb fort ihn Muth und Ehre.

Die Wellenwüste schreckt ihn nicht,
Der Tod nicht und sein Grauen,
Die Welt, die seines Traums Gedicht,
Die will er finden und schauen.

Er zieht ohne Freund, die Sterne allein,
Die kennt er als freundlich gewogen,
Sie werden seine Engel sein,
So ist er fortgezogen.

So zog er mit sechzig Jahren aus? —
Und folg' ich ihm in Gedanken,
Dann kehrt die Lust am Blumenstraus
Und an der Rebe Ranken.

Dann fühl' das Blut ich wieder jung
Und Muth im Herzen schlagen,
Dann kehrt in mir die Besserung,
Wenn trübe Grillen mich plagen.

München. von Kobell.

Animula blandula vagula.

Echo.

Wie das Vöglein fliegt die bange Seele,
Wie das Vöglein, nächtlich aufgescheuchet,

Wie das Täublein in der Felsenhöhle,
Von dem bösen Nattermund umkäuchelt;
„Ach! wie lange! — ruft sie — ach! wie lange
Diese irren Freuden, irren Leiden,
Wo ich zwischen Tod und Leben hange,
Wo sich Nacht und Licht nicht wollen scheiden."

„Armes Seelchen! arme bange Kleine,
Im Gefunkel irr und im Geflatter,
Weggegaukelt von dem Schein zum Scheine,
Weggelocket durch des Trugs Geschnatter!
Echo ruft dir: Lerne, Kind, dich schmiegen
Tief und still in deine eigne Falten,
Lern' als Diamant im Dunkeln liegen,
Bis dein Finder kommt dich zu gestalten."

Anima.

„Bis dein Finder kommt? O graulich grausend!
Bis dein Finder kommt, zurück in's Dunkel?
Schlafen dein Jahrhundert, dein Jahrtausend,
Fern vom Sonnenschein und Sterngefunkel?
So in eignen Flammen dunkel brennen,
Kannst du, kaltes Echoherz, das messen?
Wagst du Ruhe diesen Traum zu nennen?
Leben dies Verdämmern, dies Vergessen?"

„Nein! viel' lieber aus dem Schein zum Scheine,
Nein! viel lieber aus dem Trug zum Truge!
Find' ich jenen nimmer, den ich meine,
Doch ist halbes Finden, daß ich luge,
Daß ich in der süßen Sehnsucht luge,
In der wonnevollen, schmerzensvollen,
Mich zerflatternd in dem Schein und Truge,
Wo die holden Himmelslichter rollen."

Bonn. **Moritz Arndt.**

Das Wiedersehen.

Ode an Friederike.

O Wiedersehen, Wonne der Seligen,
Der Welt Erfüllung, ohne daß Nacht sie bleibt,
Die Todten todt, Getrennte sterben —
Geb' es im All' uns ein Wiedersehn!

Zuerst Dich sehen, Aufthun des Himmels war's,
Schau'n: welche Wunder er in den Hallen hegt!
Dich finden war mein Glück! . . . Dich sucht' ich
— Fand ich dich nimmer — verwais't in Thränen.

Doch Dich verlieren, grausam verschwinden sehn,
Dir nach nicht können über das Meer der Zeit —
O Scheiden, Scheiden nur ist Sterben,
Sterben, und Trennung ist Höll' auf Erden.

Dich wiedersehen, wieder Dich sehen nur
Im Thale wandeln, oder auf Bergen stehn,
Nachts auf dem Vollmond . . . . von der Sonne
Nieder nur lächeln — da kniet' ich beten!

Dich wiederfinden, leuchtend im Sternensaal,
Dich an die Brust mir drücken — da stürb' ich gleich!
Und was im Himmel nie geschaut ward:
Engel bewundern da einen Todten.

Muskau. Leopold Schefer.

Erinnerungen an das Meer.

Aus einem größeren Cyklus.

Sonnenuntergang auf dem mittelländischen Meere.

Wie goldig schwebet auf den Wogen
Der licht umstrahlte Sonnenball;
Der Purpur, der ihm nachgezogen,
Malt Feuerstreifen auf das All,

Malt Feuerstreifen auf die Wellen,
Malt Purpurblitze auf die Fluth;
Und plötzlich sich die Wogen schwellen,
Wie angefacht von Lebensgluth.

Noch leuchten ferne Capris Höhen,
Doch Wolken hüllen Ischia ein;
Im Westen wir Verklärung sehen,
Den letzten Gruß im Abendschein.

Nun sterben alle Farbentöne,
Die düstern Schatten ziehn hinab,
Der Sonnenball in seiner Schöne
Sinkt tief in der Atlantis Grab.

Im Gewitter auf der Nordsee.

Welch' unerhört Geheul und Sturmesbrausen,
Welch' Wolkenrollen und Orkanessausen!
Der Himmel rüstet sich zum wilden Streit —
Der Sturm ruft seine Krieger rasch zusammen
Und die Geschütze hell am Himmel flammen,

Der Donner schlägt den kühnen Takt dazu;
O friedlich Meer! wohin ist deine Ruh?

Die Windsbraut hat den schweren Kampf verkündet,
Den Regen und den Hagel sich verbündet,
Des Sturm's Fanfaren fordern auf zum Kampf.
Auf solche Mahnung kann das Meer nicht schweigen
Und Zorneswogen aus dem Gischte steigen
Und weit umher vernimmt man das Gebrüll,
Dann wieder plötzlich wird es — todesstill.

So wie im Kampfe wilder Schlachtenheere —
So auch im Kampf des Sturmes mit dem Meere
Seh'n sich die Kämpfer lautlos zaudernd an:
Doch eine Ruhe ist's nur für Secunden,
Jetzt grade ward der schwerste Kampf entbunden:
Der Sturm wirft seine Beute in die Luft,
Das Meer versenkt sie in die Wellengruft.

Der Himmel schwarz, nur blutig rothe Streifen,
Kometen gleich, am Himmelsbogen schweifen
Und Mondesglanz und Sternenlicht verlöscht.
Das Meer, geschmückt mit weißen Schaumeskronen,
Die auf dem schwarzen Bahrtuch leuchtend thronen,
Hebt donnernd seinen Wellenarm empor
Und öffnet seines Abgrunds Riesenthor.

O graunvoll Bild von jenem großen Tage,
Wo Wehruf überall und bange Klage
Durch alle Erdenschichten tönt;
Wo alle Elemente frei gegeben,
Die Weltenpfeiler schauerlich erbeben,
Die Todten selber aus dem Schlaf erwacht
Und laut des Weltgerichts Posaune kracht.

Am Strand der Ostsee.

Lebewohl an Heringsdorf.

Du liebe See
Ich geh —
Nimm all' mein Weh,
— Ade! —*)

So soll ich wirklich von dir scheiden,
Du Meer im reinen Azurblau!
Mit deines Schaumes Lilienzweigen,
Im Festschmuck gleich der Blumenau.

Laß mich nach deinem Ton noch horchen,
Der mir die Seele süß bestrickt;
Wenn sanft die Wogen sich ergießen
Und mich ihr Zauberklang entzückt.

Bald sind es heil'ge Orgeltöne,
Bald ist's melod'scher Wellenschlag,
Bald küsset dich in deiner Schöne
Der goldgelockte junge Tag.

Und wenn im West die Sonne sinket
Mit ihrer tiefen Purpurglut,
Der Horizont voll Rosenkronen
Auf deinem keuschen Busen ruht;

Dann schwillt das Herz von Hochgefühlen
Und grüßet wonnig dich als Braut,

*) Es ist eine alte Sitte, daß die Kurgäste, nach Gebrauch des letzten Bades, mit obigem Spruche einen Immortellen-Kranz in die See werfen.

Doch weiß es nicht, ob du der Erde,
Ob du dem Himmel angetraut. —

Und dennoch muß ich von dir scheiden,
Du zaubervoller Spiegelsee!
Zum Abschied nimm die Immortellen,
Doch nimm zugleich auch all' mein Weh.

Berlin. **Elfriede von Mühlenfels.**

Lobgesang.

Nun dankt dem Herrn im Jubelton!
Denn Sorg' und Kummer sind entfloh'n,
Die trüben Nebel weichen.
Auf dunkler Wolken feuchtem Grund
Thut sich der Regenbogen kund,
Ein hehres Friedenszeichen.

Die Noahtaube fehlte nicht,
Sie brachte uns des Oelblatts Licht
Von weit entleg'nen Auen.
Schon schauen wir den sichern Strand,
Das Schifflein lenkt des Vaters Hand,
Das Segel heißt: Vertrauen.

Du lieber Vater! einst will ich
Mit Engeln loben ewiglich,
Zählst du mich zu den Deinen.
Hier ist nur schwach mein Lobgesang,
Nur stammeln kann ich meinen Dank,
Und selig vor dir weinen. —

Todesverlangen.

Ich bin so müde, ich bin so matt,
Ich bin des farblosen Lebens so satt.
O, senkte man mich doch erst tief hinein,
Wie muß der Schlummer erquicklich sein.

Ich bin so traurig, ich bin so krank,
Das Herz ist gestorben, das Leben lang. —
O, läg' ich geborgen in tiefer Gruft,
Bis einst die Posaune des Weltrichters ruft.

Die Welt ist verworren, was soll ich hier?
O Vater, rufe dein Kind zu dir!
Hier wird nicht Befried'gung dem tiefen Gemüth,
Das ewige Sehnsucht nach höherem zieht.

O könnt ich trinken vom Lebensquell,
Was dunkel in mir, das würde hell. —
Mich schrecket nimmer des Grabes Grau'n,
Der Leib will ruhen, der Geist will schau'n.

Pankow bei Berlin. Wilhelmine Hensel.

An Feuerlein.*)

Wir, deren Blick nicht in die Ferne reichet,
Versteh'n es nie, was unsre Bitte wagt;
Mit einer Huld, die Seiner Weisheit gleichet,
Verzeiht sie Gott, auch wenn Er sie versagt.

Göttingen, 1773. Abraham Gotthelf Kästner.

*) Als Manuscript gedruckt.

Polnisch.

Muzyka, jest to jedyny znak zmysłowy, którym prawdziwa miłość wynurzyć się może; kto muzyki nie czuje, tego serce dla miłości będzie zawsze zamknięte. Jest to szczególny język, ale i mistrz w sztuce go nie zrozumie, jeżeli w chwili kiedy go usłyszy, nie będzie miotany gwałtowną namiętnością; a kiedy dwoje kochanków dusze swoje skojarzą w śpiewie, ten śpiew stanie się istotną rozmową dwoiga serc; one siebie pojmą, siebie przenikną, a jednak słowami nic tego nie wyrażą. Jest to kunszt czarodziejski, tajemniczy, nie dziw że on jest jedyny z pomiędzy wszystkich co go chrześciaństwo w swoich niebiesiech umieściło.

Warszawa. **Rzewuski.**

Die Musik ist das einzige sinnlich wahrnehmbare Zeichen, wodurch sich wahre Liebe mittheilen kann. Wer keinen Sinn für Musik hat, dessen Herz bleibt für die Liebe verschlossen. Es ist dies eine besondere Sprache, welche selbst der Meister derselben nicht versteht, wenn er in dem Augenblick, da er sie vernimmt, von der Macht der Leidenschaft nicht ergriffen wird. Wenn aber zwei Liebende ihre Seelen im Gesange vereinigen, so wird dieser Gesang das wahre Gespräch beider Herzen; sie verstehen, durchdringen einander, ohne dies in Worten ausdrücken zu können. Es ist dies eine zauberhaft-geheimißvolle Kunst und, was leicht erklärlich, die einzige unter allen Künsten, welche das Christenthum in sein Himmelreich aufgenommen.

Berlin. **Jerzewski.**

Der Kriegsschooner „Frauengabe“.

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Preußen „Frauenlob“ genannt.*)

Ich bin vor einigen Wochen Zeuge eines Marine-Schauspiels gewesen, das noch jetzt mein ganzes Herz erfüllt. Ehe ich es indessen unternehme, dasselbe vor den Blicken meiner Leser zu entrollen, gestatte ich mir, Sie durch eine kleine Vorgeschichte auf den richtigen Standpunkt zu stellen, von welchem aus Sie das Ereigniß, welches an unserer vaterländischen Küste stattfand, um so richtiger würdigen werden.

Der Frauen-Verein zur Erwerbung eines preußischen Kriegsfahrzeuges ward am 7. Juni, dem Todestage des hochseligen Königs, von Fräulein Elfriede v. Mühlenfels, Frau Majorin v. Müller und Frau Geh. Cabinetsräthin Illaire in Potsdam gebildet, nachdem durch die Bestrebungen derselben der erste sichere Grund zu dem ganzen Unternehmen gelegt war. Der Verein in Berlin wurde am 3. August, dem Geburtstage Höchstgedachter Königl. Majestät, von Fräulein Elfriede v. Mühlenfels gegründet. Es war eine sinnige That, zwei so bedeutungsvolle, denkwürdige Tage für die Stiftung dieses Vereins zu wählen, und es spricht sich darin der patriotische Eifer der Frauen, ihre treue, vaterländische Gesinnung mit rührender Offenheit aus.

Von Potsdam aus ward unter Mitwirkung aller Magistrate und Landräthe im ganzen Lande die erste große Sammlung unternommen. In Folge derselben waren bereits circa achttausend Thaler bei der benannten Königlichen Regierung deponirt, die theils in baarem Gelde, theils in eingesandten Schmucksachen und andern Kostbarkeiten, die in

---

*) Die Herausgeberin hat sich nicht ohne Bedenken entschlossen, diesen Aufsatz aufzunehmen, da die darin enthaltenen Belobungen einem Vereine dargebracht sind, den sie die sieben Jahre seines Bestehens mitzuleiten die Ehre hatte, aber da durch denselben vielfache unrichtige Darstellungen, die über den Gegenstand desselben verbreitet sind, berichtigt werden, hat sie geglaubt, ihre Bedenken niederschlagen und der Wahrheit die Ehre geben zu müssen.

Geld verwandelt wurden, bestanden, als sich im November 1848 beide Vereine zu einem verschmolzen. An der Spitze desselben standen als Vorstand für Berlin und Potsdam Fräulein Elfriede v. Mühlenfels und Frau Geheime Cabinetsräthin Illaire, Frau Ober-Regierungsräthin von Löwenklau und später Frau Doctor Branko wurden für Potsdam (Frau Majorin von Müller hatte wegen der Versetzung ihres Mannes ausscheiden müssen), noch später Frau Bauräthin Bürde und Frau Commerzienräthin Borchardt für Berlin*) in den Vorstand gewählt. Wenn natürlich den genannten Frauen des Vorstandes in dem schwierigen Werke, das sie sich zur Aufgabe gemacht, die größere Mühwaltung zufiel, so haben doch auch andere Mitglieder des Vereins für die Aufgabe Bedeutendes geleistet. Ganz besonders verdienen in dieser Hinsicht genannt zu werden: Fräul. Charlotte Wellmer, Fräul. Marie Friccius und Frau Prof. Krause. Mittelst eines kleinen Restes übrig gebliebenen Silbergeräthes und einiger Schmucksachen von der erwähnten Sammlung ward die erste große Landes-Lotterie gegründet, deren glücklicher Erfolg wohl hauptsächlich durch die reichen Gaben bedingt ward, welche der Verein sowohl dem Königl. Hause, als verschiedenen deutschen Fürsten und Fürstinnen verdankte. Diese warme Theilnahme der deutschen Herrscher für den Bau eines preußischen Kriegsfahrzeuges, also auch für die Entstehung und Zukunft einer preußischen Marine, machte einen erhebenden Eindruck. Die thätige Mitwirkung der ersten Künstler zu Berlin, Düsseldorf, so wie der preußischen Künstler in Dresden, halfen das Unternehmen fördern. Große Beweise von begeisterndem Patriotismus wurden besonders zur Zeit der ersten Sammlungen in Potsdam gegeben, und manche

*) In Berlin wendete im Frühjahr 1849 der patriotische Verein, der in den Jahren 1848 u. 1849 die Seele für eine Menge über das ganze Land ausgebreiteter Vereine conservativer Tendenz war, durch Vermittelung seines Schriftführers, Dr. Andreas Sommer, die von ihm für die deutsche Marine gesammelten Fonds, circa 300 Thlr. betragend, dem Vereine zu und legte damit in höchst ermunternder Weise seine Sympathie für denselben an den Tag, welche bald in immer weitern Kreisen sichtbar wurde und für mancherlei Anfechtungen reichen Trost gewährte. Einige Jahre später wurde dem Vereine auch von einem Potsdamer Vereine eine bedeutende Summe abgetreten.

Wittwe legte ihre bescheidene — vielleicht ihre Kräfte übersteigende Gabe, als ein heiliges Opfer auf den Altar des Vaterlandes nieder.

Im Herbste 1853, nachdem das Fahrzeug, welches in Wolgast auf den Stapel gestellt worden, mehrere Jahre ausgetrocknet hatte, fehlten zur Vollendung desselben noch tausend Thaler. Man schlug vor, sich dieselben von der Admiralität zu erbitten, welches indessen von den Frauen entschieden verworfen ward. Sie wollten ohne den Beistand der Behörden ihr schweres Werk vollenden. Das hochherzige, von dem Professor Rauch, auf Fürbitte der Frau Bauräthin Bürde, die sich überall bei beiden großen Lotterien die größten Verdienste erworben, dem Vereine überwiesene Geschenk: „Die Marmorbüste des hochseligen Kaisers von Rußland", circa 500 Thaler an Werth, gewährte die Möglichkeit der zweiten großen Lotterie. Die Frauen wünschten, außer der Beschaffung der letzten fehlenden tausend Thaler, noch einen Kapitalfonds für die Unterstützung der Wittwen und der invaliden Mannschaft ihres Fahrzeuges zu erwerben, um das etwas heroische Unternehmen mit einem Werke der Barmherzigkeit zu beschließen.

Beide Lotterien standen unter der einsichtsvollen Leitung des Commerzienrath L. Sachse zu Berlin, der sieben Jahre lang mit und anerkennungswürdiger, unermüdeter Standhaftigkeit dem Frauen-Vereine hülfreich zur Seite gestanden.

Die letzte — sogenannte große — Schlußlotterie ward im Herbst 1854 gezogen, und brachte den erstaunenswerthen Reinertrag von 27,000 Thalern. Dadurch waren die Frauen in den Stand gesetzt, dem Staate, außer der Vollendung des Fahrzeuges, noch 25,000 Thaler als ersten Fonds zu einer wohlthätigen Stiftung für die ganze Marine (nicht allein für die „Frauengabe") zu bieten, und dem Gefühl ihrer Dankbarkeit gegen die Stadt Stralsund, welche von allen andern Seestädten die wärmste und thätigste Mitwirkung dem Unternehmen gewidmet,*) Genüge zu thun. Sie er-

*) Die Frauen daselbst hatten persönlich durch Sammlungen 300 Thaler zusammengebracht, und der Magistrat dem Vereine bedeutende Anerbietungen gemacht, um den Bau des Fahrzeuges zu erhalten. Die Admiralität zog jedoch vor, denselben in Wolgast vornehmen zu lassen, welche Stadt sich gleichfalls in

füllten sich diesen Wunsch, indem sie einer höchst schwach dotirten Anstalt für hülfsbedürftige Seeleute daselbst ein Geschenk von tausend Thalern überwiesen.

Das ist im Kurzen die Geschichte jenes patriotischen Unternehmens von Frauenhand. Leider war die Aufnahme, welche die Idee zuerst bei dem Publikum fand, nicht geeignet, den Frauen jenen Muth zu erhalten, den sie für ihr schwieriges Unternehmen so sehr bedurften. Es wurde bespöttelt. Man lachte und zuckte die Achseln, und als milde bezeichnete man diejenigen, die es bei dem bloßen Witz bewenden ließen. Es wurden auch härtere, schärfere Worte gesprochen. Aber dieser Widerstand hemmte den Willen der muthigen Frauen nicht, es stählte denselben vielmehr. In Wolgast entstand ein „Comite zur Erbauung vaterländischer Kriegsschiffe," mit welchem das hiesige in Verbindung trat. Wenn auch Anfangs das Werk nur langsam vor sich ging, schritt es doch ununterbrochen weiter und endlich wurden Freunde und Gegner mit der im Obigen bereits mitgetheilten Kunde überrascht, daß der Kriegsschooner auf dem Werftplatz von Wolgast völlig fertig auf dem Stapel liege.

Vor einem solchen Resultate mußte jeder Scherz verstummen und es wurden alle Anstalten getroffen, das neu erbaute Schiff dem öffentlichen Dienste zu übergeben. Auch hier bewährte sich der zarte Sinn der Frauen. Sie hatten ihr Werk vollendet, und das war ihnen genug. Abhold jedem äußeren Gepränge, nicht laute Ehrenbezeugungen und glänzende Huldigungen begehrend, lehnten sie selbst die dringenden, an sie ergangenen Einladungen zur Theilnahme an den Feierlichkeiten in Wolgast ab, die sie den Männern überließen, während sie sich den Vorbereitungen zu dem Entwurf der Statuten der von ihnen beabsichtigten Marine-Unterstützungs-Stiftung in der Stille widmeten.

. Seine Königliche Hoheit, der Prinz Adalbert von Preußen, der von Seiner Majestät dem Könige mit dem Oberbefehl aller

---

hohem Grade für die Sache interessirte und ein Kapital von einigen Tausenden Thlrn. zur Hülfe gab; die Geh. Commerzienräthin Homeyer hatte allein 500 Thlr. zu diesem Kapital geschenkt.

preußischen Seewehr bekleidet ist und den Rang eines Vice-Admirals einnimmt, sprach den Wunsch aus, die Taufe des Schiffes selbst zu vollziehen. Der Prinz-Admiral bestimmte hierzu den fünfund zwanzigsten August und man traf sofort alle Anstalten, um das Werk für den genannten Tag mit allem Glanze zu Ende zu bringen.

Bereits am Donnerstag Abend verließen die Abgeordneten des Berliner Vereins die Hauptstadt und trafen am folgenden Nachmittage in Wolgast ein.

Die Stadt fing bereits an, sich festlich zu schmücken. Laubgewinde, Blumenkränze, Flaggen, Banner und Wimpel wurden sichtbar und am folgenden Morgen lachte ein tiefblauer Himmel auf ein Meer von Flaggen und Blüthen herab, die im Sonnenglanze hell aufleuchteten. Fremde kamen von allen Seiten herbei. Wobei der Vice-Admiral Schröder aus Danzig und der Fürst Carolath-Beuthen mit Gemahlin aus dem Seebade zu Heringsdorf besonders zu bemerken sind.

Von den Berliner Mitgliedern des männlichen Vorstandes waren in Wolgast anwesend: der Geh. Ober-Regierungsrath Krausnick, der Domänenrath di Dio, der Commerzienrath Sachse und der Doktor Andreas Sommer; von den Vorstands-Mitgliedern aus Neu-Vor-Pommern: der Ober-Bürgermeister Fabricius, der Consul H. Langemack, Herr von Hennings-Stremlow, der Marine-Depot-Direktor Major Haering und der Senator Grädener.

Land- und See-Uniformen schimmerten im bunten Wechsel. Nach dem Werftplatz fand eine förmliche Völkerwanderung statt. Tages vorher hatte der Geheime Commerzienrath Homeyer, der an der Spitze des Wolgaster Comite's steht, sein eigenes Dampfboot, „die Peene,“ nach Stettin gesandt. Am Bord derselben befand sich eine städtische Deputation. Eine telegraphische Depesche, welche verkündete, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz-Admiral um vier Uhr Morgens in Stettin eingetroffen sei und sich sofort eingeschifft habe, erregte lauten Jubel. Der Werft war mit Flaggen und Laubgewinden besäet. Bisher war es üblich, daß die Taufe eines Schiffes auf dem Verdecke desselben vollzogen wird. Die heutige Zeit verlangte es anders. Das Schiff stand auf dem Stapel, mit dem Spiegel gegen den Strom, der Bug binnenwärts. Vor dem Buge erhob sich eine

geräumige Estrade, bestimmt für Seine Königliche Hoheit, Höchstdessen Gefolge und die Mitglieder der beiden Comite's. Zu beiden Seiten der Estrade befanden sich die Tribünen für die Damen, die Gäste und Honorationen der Stadt und der Umgegend. Eine große Menschenmenge hatte sich auf Strom und Land malerisch gruppirt und brachte das reichbelebte Bild zu einem schönen Abschluß.

Der Donner der Kanonen, so wie rauschende Fanfaren verkündeten, daß der Prinz rechtzeitig von Stettin eingetroffen sei und sich dem Bauplatze nähere. Als Höchstderselbe unter der Melodie des Preußenliedes auf der Tribüne erschien, trat der Vorsitzende des Wolgaster Comite's vor, dankte Seiner Königlichen Hoheit für die Bereitwilligkeit, den Akt der Taufe vollziehen zu wollen, und gab dem wackeren Erbauer des Schooners, Schiffsbaumeister Lübcke, ein Zeichen, worauf dieser vortrat und um den Befehl bat, das Schiff vom Stapel zu lassen.

Der Prinz-Admiral sprach hierauf die folgenden Worte:

„Der vor uns stehende Schooner verdankt seine Entstehung dem patriotischen Sinn und der ächt weiblichen Beharrlichkeit edler Frauen. Diese denkwürdige, erhebende Theilnahme und thätige Mitwirkung der Frauen bei der Gründung unserer Marine ist eine gute Vorbedeutung für dieselbe. Möge das dankbare Andenken daran in den Reihen unserer Seeleute nie verlöschen. Seine Majestät haben mir zu befehlen geruht, Seinen und des Vaterlandes Dank den patriotischen Frauen auszusprechen. Seine Majestät wünschen, im Hinblick auf die patriotischen Bestrebungen der Frauen und in dauernder Anerkennung derselben einen Namen für das Schiff, in welchem Seine und des Vaterlandes Anerkennung sich von selbst ausspräche, und haben deshalb den Namen „Frauenlob" beliebt. So taufe ich den Schooner „Frauenlob" und wünsche, daß derselbe das Lob der Frauen und die Ehre und den Ruhm der preußischen Flagge bis in die entferntesten Meere tragen möge. Der Schooner „Frauenlob" lebe hoch!"

Mit diesen Worten warf der Prinz-Admiral eine Flasche Wein gegen den Vordersteven; die Stützen wurden weggeschlagen und der Schooner flog hinab in die hochaufschäumenden Fluthen der Peene.

Hiermit war die herzerhebende Feier beendet, die in den Herzen

aller Derer, welche ihr beiwohnten, noch lange nachklingen wird und die bei dem glänzenden Festmahle wiederholt den lebhaftesten Ausdruck fand, als Seine Königliche Hoheit das Wohl der Frauen ausbrachte und hinzusetzte: „Ich nenne keine Namen! Ich meine sie Alle! Alle!"

Das ist eine kurze, aber wahrhafte Beschreibung der inhaltreichen Feier, wie ich sie aus eigner Anschauung habe. Das Fest selbst hat verdientermaßen nicht nur in allen vaterländischen und den meisten deutschen Zeitungen die gebührende Anerkennung gefunden; auch fremdländische Blätter haben dasselbe erwähnt und selbst ein Journal im fernen Lissabon sprach sich darüber in folgender Weise aus:

A 25 de agosto teve logar na cidade de Wolgast o baptismo de um navio de guerra prussiano, que uma sociedade de damas da alta aristocracia fez construir á sua custa. As damas desejavam que o navio tivesse o nome de — Dom de mulheres — mas s. a. r. o principe Adalberto de Prussia, almirante, que tinha ido fazer o baptismo deu ao navio o nome de — Louvor de mulheres — por ordem expressa de s. m. E' uma distincção bem rara digna da bella acção que grangeará áquellas senhoras uma memoria eterna no coração de todos os bons patriotas.

Am 25. August fand in der Stadt Wolgast die Taufe eines preußischen Kriegsschiffes statt, welches eine Gesellschaft Damen, die der hohen Aristokratie angehören, auf ihre Kosten bauen ließen. Diese Damen hatten gewünscht, daß das Schiff den Namen „Frauengabe" erhielte — allein Seine Königliche Hoheit, der Prinz Adalbert von Preußen, welcher der Taufe beiwohnte, gab, nach dem ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät, dem Schiffe den Namen „Frauenlob." Es ist dies eine, einer so schönen That würdige, aber seltene Auszeichnung, die jenen Damen in den Herzen aller guten Patrioten ein ewiges Andenken bewahren wird.

Der Schooner „Frauenlob" ist übrigens nach dem Modell des holländischen Kriegsschooners „Der Scorpion" gebaut, hat zwei Masten, steht im Schnellsegeln den Dampfschiffen gleich und wird mit fünf größeren Geschützen bewaffnet werden.

So möge denn „Frauenlob" die preußische Flagge überall zu Ehren und Ansehen bringen. Mir aber sei bei'm Aussprechen dieses Wunsches vergönnt, einige für diesen Gegenstand hochwichtige Bemerkungen an denselben zu knüpfen und der allseitigsten Betrachtung zu empfehlen.

Die preußische Marine ist schon lange eine Thatsache gewesen. Sie ist es jetzt mehr als je. Nur Wenige sind, die sie mit aufrichtiger Freude begrüßen, weil sie die Wichtigkeit derselben in ihrem vollen Umfange nicht begreifen. Die Meisten läßt das Ereigniß ganz gleichgültig, oder sie sind demselben geradezu entgegen.

Die Gleichgültigen nehmen die Sache, wie sie liegt. Sie geben sich nicht die Mühe, darüber nachzudenken, ob mit dem Bau bewaffneter Schiffe dem Vaterlande ein Dienst geschieht. Da sie keine Idee von der Wichtigkeit dieser Wehrkraft zur See haben, ist sie ihnen gerade unwichtig genug, sich nicht mit ihr zu beschäftigen. Höchstens zucken sie die Achseln und meinen: Wenn es nöthig gewesen wäre, würden die früheren Regenten des Landes schon dafür gesorgt haben. Es fällt ihnen nicht ein, daß schon der große Kurfürst nicht nur an eine maritime Wehrkraft dachte, sondern auch diesen Gedanken zur That werden ließ, und daß nur die Ungunst der Geschicke die Fortführung eines Werkes hinderte, das, wäre es, wie das ebenfalls von Friedrich Wilhelm dem Großen geschaffene stehende Landheer, im Verhältniß fortgebildet und erweitert worden, unsere Küsten nicht von einem oder zweien feindlichen Schiffen hätte bedrohen lassen. Wie Preußen mit seinem Landheer in den Tagen der Bedrängniß seinen deutschen Brüdern werkthätige Hülfe brachte, so hätte es ihnen auch auf der See zu Hülfe kommen können, und diese Hülfe wäre sicher nicht ohne Erfolg geblieben. Mich dünkt, ein unbefangener Blick auf die Geschichte jener Tage sollte allein ausreichen, den Ungläubigsten von der Nothwendigkeit einer Flotte zu überzeugen.

Am meisten hinderlich sind — wie in allen Dingen — die Unzufriedenen. Ihre Beweggründe sind wesentlich von einander verschieden. Viele können sich mit dem Gedanken an eine Flottenschöpfung nicht vertraut machen, weil ihnen der eigentliche Ursprung zuwider ist. Er entstand in dem tollen Jahre 1848. Die Demokratie jener Tage, die nach Allem griff, was ihren Zwecken irgend dienen konnte, beutete auch die Idee einer Seewehr für sich aus und sagte, es sei eine demokratische Schöpfung. Sie sagte es, ohne daß es ihr einfiel, welchen gräulichen Unsinn sie mit diesen Worten aussprach.

Die Flotte eines Landes, gleichviel ob Orlog oder Kauffahrtei, ist vielmehr, jede in ihrer Weise, ein Sinnbild der höchsten Legitimität. Der Befehlshaber eines Dreideckers, wie der Befehlshaber einer Galeas ist am Bord seines Schiffes vollständig souverain. Sein Wort ist eisern. Seine Befehle müssen ohne Widerrede vollzogen werden. Im Gefechte mit feindlichen Schiffen, im Kampf mit den Elementen bei'm wachsenden Sturm können nicht erst Comite's gebildet werden, um zu berathen, ob dem Commando, die Segel zu reffen, oder auf dem Deck Alles zum Gefecht klar zu machen, Folge zu geben sei, oder nicht. Würde diese Sitte eingeführt, so könnte leicht eine feindliche Kugel das Comite gründlicher sprengen, als eine Rotte Bummler eine Versammlung ihresgleichen; oder der Sturm würfe ihnen inmitten einer der weisesten Berathungen das obere Tackelwerk auf die erleuchteten Köpfe.

Es giebt allerdings auch eine Demokratie zur See; aber die hat mit einem ehrlichen Seemannswerk nichts zu schaffen. Die Schmuggler, die Piraten, die Kaper und die Sklavenhändler, das sind die Demokraten der Marine. Sie selbst aber ist unwandelbar souverain; ihre Söhne leisten ihrem erhabenen Flaggenherrn blinden Gehorsam.

Aber die Flotte ist nicht bloß eine treue und starke Stütze der Legitimität; sie wird auch für die Wohlfahrt des Landes von unberechenbarem Nutzen sein, indem sie eine rückwirkende Gewalt auf die Handelsschifffahrt ausübt.

Die Erfahrung hat mich belehrt, wie selbst Offiziere und Matrosen der Kauffahrer in eine seltsame Begriffsverwirrung über Alles geriethen, was zum Orlog gehörte. Es war dies zu entschuldigen, da es nur fremde Kriegsschiffe waren, womit sie in Berührung kamen. Das wird jetzt aufhören. Und wie Orlog und Kauffahrtei sich gegenseitig ergänzen und stärken, werden sie auch das rechte Vertrauen zu einander fassen. Ich behalte mir vor diesen Theil des Seelebens anderswo näher zu erörtern. Für jetzt kommt es mir nur darauf an, zu zeigen, wie die Seewehr des Landes vorzugsweise berufen ist, dem Vaterlande zur Zeit der Noth eine starke Vertheidigung zu sein. Zur Zeit des Friedens aber ist sie ein bedeutendes Moment für die geistige Fortbildung und die materielle Wohlfahrt desselben.

Hier der Beweis:

Der Strom der Auswanderer, welcher sich von dem fernsten Binnenlande her dem Meere zuwälzt, schwillt von Jahr zu Jahr höher an. Er ist nicht mehr aufzuhalten. Es bleibt nur übrig, ihn in die rechten Bahnen zu lenken, damit er so wenig verheere als nur irgend möglich. Es ist allgemein bekannt, wie viele Menschenleben früher, wenn auch nicht immer boshafter, doch stets leichtsinniger Weise zu Grunde gegangen sind, und es ist mit Dank anzuerkennen, daß die betreffenden Regierungen sich bewogen gefunden haben, das Auswanderungswesen zu überwachen und alle Unredlichkeit nach Kräften zu verhüten und energisch zu bestrafen. Aber bis jetzt ist man noch nicht auf den Gedanken gekommen, die Auswanderer auf der See selbst, wo sie so oft — Amerikanische Schiffe liefern dazu entsetzensvolle Commentare — der rohesten Willkühr preisgegeben sind, unter den Schutz der Königlichen Flagge zu stellen. Ich meine keineswegs, daß die vaterländischen Kriegsschiffe als Beförderungsmittel für Auswanderer benutzt werden sollen. Aber sie könnten sie beaufsichtigen. Wie man in Kriegszeiten den Kauffahrern einen bestimmten Sammelplatz bezeichnet und sie von diesem aus von einigen Kriegsschiffen begleiten läßt, damit sie möglichst ungefährdet an den Ort ihrer Bestimmung gelangen, so möchte die Auswanderungsflotte, welche von Deutschland aus, so lange offenes Wasser ist, eine fliegende Brücke über den Ocean bildet, unter der Controle der Königlichen Kreuzer stehen, die im Nothfall Hülfe gewähren könnten, und durch gewissenhafte Untersuchung sich überzeugten, daß Alles den gesetzlichen Gang gehe. Es würden sich viele Hände sehnend und segnend nach der schützenden Flagge ausstrecken.

Die Flotte braucht in Friedenszeiten kein müßig daliegendes fressendes Kapital zu sein. Wenn man selbst will, bringt sie, nur freilich indirekter Weise, reichliche Zinsen.

Wenden wir uns, um dies zu beweisen, einen Augenblick von dem Schauplatze des Krieges rückwärts auf die beglückenden Jahre des Friedens. Die Dampfkraft, welche sich kräftig entwickelte, wurde ein mächtiger Hebel der Schifffahrt. Zwischen den verschiedenen Küstenstrichen Europa's und Amerika's bildeten sich regelmäßige Postverbindungen. Mit diesem erleichternden Beförderungsmittel wuchs

auch die Zahl der Reisenden in dem Maaße, daß die Passagiere, welche man sonst als eine Nebensache zu behandeln gewohnt war, bald zur Hauptsache wurden. Selbstverständlich gebührte ihnen eine besondere Berücksichtigung. Zur Führung der regulairen Passagedampfer wurden dem Seedienste vollkommen gewachsene und zugleich intelligente Capitaine erfordert. Die Handelsflotte konnte diese nicht in so großer Anzahl stellen. So wandte man sich an die Kriegsmarine des Landes. Diese gab ihren Offizieren Urlaub, die nun das Commando jener Schiffe übernahmen. Man las in den Zeitungen: „Morgen wird expedirt nach Kopenhagen, Dampfboot „Dronning Maria," Capitain Lous KM." oder: „nach Hull, Dampfboot „Tiger," Capitain Knocker RN." Diese einzelnen Buchstaben bedeuten: Kongens Marine, und Royal Navy, das heißt Offiziere der betreffenden Landesflotten. Das wird künftig auch bei uns der Fall sein können. Wir haben schon jetzt mit der größten Freude am Bord unserer Postdampfer „Nagler" und „Königin Elisabeth" die große Wohlthat empfunden, welche die Anwesenheit gebildeter Offiziere gewährt; es wird dies im erhöhten Maaße der Fall sein, wenn die Königlichen Corvetten und Aviso's auf diese Weise für den öffentlichen Dienst verwendet werden.

Aber ihren edelsten Beruf wird die Königliche Flotte erfüllen, wenn sie sich dem Dienste der Wissenschaft stellt, was allerdings erst geschehen kann, wenn ein dauernder Friede den jetzt erregten Völkern Zeit giebt, sich zu sammeln. Es wird ein schöner Tag sein, wenn auf Befehl des höchsten Flaggenherrn Gelehrte und Künstler aller Fächer, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, sich an Bord unserer Fregatten begeben, um auf einer Reise um die Welt den Segen der preußischen Intelligenz, die unser Stolz und unsere Zierde ist, bis an die fremden Küsten hinüber zu tragen, sich selbst veredelnd und fördernd, indem sie Andere zu leiten und zu fördern sucht.

Das walte Gott!

Berlin. Heinrich Smidt.

Vorlesungen von Ludwig Tieck.

Giebst am Lesepult du Fremdes wieder,
Tönt's, als sei das Geistige dein eigen: —
Prosa wird zur Harmonie der Lieder,
Und bewundernd hören wir und schweigen: —

Schweigen, um begeistert Dank zu sagen,
Wenn die Räthsel lösend sich entfalten: —
Lesend kann nur Ludwig Tieck es wagen,
Geist, Idee und Formen zu gestalten! —

Deine Räume werden Tempelhallen: —
Lichtbegabte athmen Geistesleben: —
Wenn sie gläubig zum Altare wallen,
Wird der Priester sie zu sich erheben! —

Dresden. Freiherr George Kleist.
Auf Leegen in Curland.

An Schwanthaler.

(Von der Stadt Norrköping, mit einem aus Silber gegossenen Abbilde seiner Statue des Königs Karl XIV. Johann.)

Dem Heldenkünstler Heil und Gruß!
In Schweden prangt sein Meisterguß:
Ihm dankt, dem treuen Biedermann,
Die treue Stadt von Karl Johann.

Upsala. P. D. A. Atterbom.

Das Armenische Kloster

auf der Insel San Lazzaro bei Venedig.*)

Frieden, wie ihn nicht die Welt ertheilet,
Wie allein nur Christus ihn verleiht,
Hier in diesen Klostermauern weilet.
Fühlen läßt's uns, daß der Ort geweiht.

Und auch er, dem längst er schon verschwunden,
Welchen stürmisch in die Welt es trieb,
Byron selber hat ihn hier empfunden;
Doch in seinem Herzen er nicht blieb.

Neigend sich die Rosen hoch erheben,
Und der Oleander prächtig blüht,
Von dem Meer, dem südlichen, umgeben;
Alles flößet Ruhe in's Gemüth.

Aus Lagunen, herrlich, sich erheben
Sieht die weite Inselstadt der Blick,
Wie es keine gab und nie wird geben.
Sie doch unterlag auch dem Geschick.

Abgesondert von dem Weltgetöse,
Zeigt sich in Venedig, wie es heut,
Die Vergänglichkeit der ird'schen — Größe,
In dem Meere die Unendlichkeit.

In dem Anschaun müßig nicht versunken,
Einend Frömmigkeit mit Wissenschaft,
Sind entzündet von dem heil'gen Funken
Diese Mönche, wirken segenreicher Kraft.

---

*) Dieses von Sr. Majestät dem König Ludwig von Baiern verfaßte Gedicht ward von den armenischen Brüdern ins Armenische, Lateinische und Italienische übertragen.

Andrer Völker Wissen zu verbreiten,
So wie das beseligende Wort,
Fern nach Asien, widmen hier mit Freuden
Sie ihr Leben, nützen rastlos fort.

Aus der stillen Insel immer sendet
Sich des Lichtes lebensvoller Strahl,
Ewig sich erneuend, der nie endet,
Welcher sieget, ewig, überall.

Venedig. Ludwig (König von Baiern).

ՄԵՆԱՍՏԱՆ
ՍՐԲՈՅՆ ՂԱԶԱՐՈՒ Ի ՎԵՆԵՏԻԿ
ՏԱՂ.

Խաղաղութիւն զոր ոչ կարէ տալ աշխարհ,
Եւ զոր Փրկիչն եւեթ շնորհէ բարերար,
Մ՛ենարանիս այսմիկ բնակէ 'ի պատուար,
Եւ սրբազան լինի այս 'ի սիրտ ազգի վայր:

Ինքնին իսկ Պա՛յրըն զուրկ անտի եւ Թափուր,
Որ բուռն 'ի Թափ մըղեալ զերկրաւըս բերիւր,
Զճաշակ նորին 'ի շըրջապատս յայս առնույր,
Բայց ոչ այնմիկ ապըրնջական էր սիրտ իւր:

Ըստ եւ բարձունքն իսկ աճեցեալ վարդենիք,
Եւ Ոլէա՛նդր որ աստ ծաղկէ գեղեցիկ,
Եւ շուրջ պատեն հարաւային զայն ալիք.
Ըզգեն անդորր 'ի սիրտ բընաւքս այսոքիկ:

Աչք 'ի ծանծաղն անդ Նըշմարեն 'ի ծովակ,
Վ՝երամբարձեալ ըզհոյակապ զայն քաղաք.
Որոյ չեկաց և ոչ կացցէ օրինակ,
Բայց եւ առ նա հաս օրհասին յաղթանակ:

Յաշխարհական 'ի դըղորդմանց մեկուսի,
Նոցա սերկեանս յայս 'ի Վ՝եհեժ Նըկարի
Փախըստական շուք մեծութեանց աշխարհի,
Եւ յՈվկիան անկէտ դարուցն հաւաստի:

Ոչ միանձունքս այսոքիկ կեան ինքնանուէր
Ի տեսական եւեթ 'ի կեանս 'ի յանբեր,
Այլ ըղսոփերս յեռուն կրօնից առընթեր,
Վ՝առեալք 'ի հուր սուրբ՝ ժիր մըշակք պըտղաբեր:

Քարոզք բանին Նուիրեն ըզկեանս մըտադիւր,
Եւ գիտութեանց օտար ազգաց համասփիւռ
Ի ծաւալումն ընդ Ասիա ընդ հանուր.
Կենցաղօգուտք առանց տալոյ անձանց դիւր:

Յանդորրաւէտ կըղզւոյս ծագէ անընդհատ
Մըշտանորոգ լուսոյ կենաց ճառագայթ,
Որ անաղօտ փայլեալ 'ի շող երկնառատ,
Եւ ընդ ոլորտս երկրի յաւէժ մըշտայաղթ:

An meine verewigte Schwiegermutter,

die Prinzessin Wilhelm von Preußen.

Hört ihr dort die Glocken schallen,
Es erbebt das heil'ge Erz.
Seht des Volkes banges Wallen
Tief bewegt vom herben Schmerz.
Was bedeutet das Gepränge,
Der Trompeten dumpfer Ton,
Was der trübe Blick der Menge,
Der der Athem scheint entflohn?

In des Volks erstarrtem Strome
Fährt ein Trauerwagen hin
Nach dem schwarz verzierten Dome,
Edle Rosse ziehen ihn.
Sieh! da fällt, vom West getragen,
Blüthenregen auf die Spur.
Eint sich mit der Menschen Klagen
Auch das Jammern der Natur?

Wer ist's, dem die Thränen fließen?
Ihr, die meine Freundin war,
Die wir alle Mutter hießen,
Die mein holdes Weib gebar.
Deutscher Frauen Zierd' und Krone,
Gehe nun zum Frieden ein!
Denn Du wolltest — nach dem Throne
Stets des Herren Magd nur sein.

In der Prüfung schweren Tagen,
Wo der Corse Deutschland schlug,
Fürsten ihm zu Füßen lagen
Und Europa Fesseln trug,

Hat sie treulich mitgelitten
Für des Vaterlandes Ruhm,
Geistig hat sie mitgestritten
Für der Freiheit Heiligthum.

Stand am Bette wunder Krieger
Wie ein Engel, tröstend mild;
Es begeisterte die Krieger
Ihrer Tugend hohes Bild.
Im erkämpften süßen Frieden
War Beglücken ihre Lust,
Und die Kraft war ihr beschieden,
Oft zu segnen unbewußt.

In der Krankheit langer Dauer
Wahrtest Du den alten Muth
Und, umweht von Todesschauer,
Fassung, die im Glauben ruht.
Ja, Du trugst mit frommem Schweigen
Bittrer Leiden schwerste Last,
Es den Deinen nicht zu zeigen,
Was Du oft geduldet hast.

Doch die Stunde war gekommen,
Die Dich rief von Erden fort;
Bangen sieht man selbst die Frommen
Vor dem fernen fremden Port.
Wie ein Kind der Mutter Rufen
Ohne Zaudern folget gern,
Nahtest Du des Thrones Stufen
Deines lieben, treuen Herrn.

Scheidend wünschtest Du den Deinen
Dankend eine „gute Nacht“,
Dich mit Gott nun zu vereinen,
Da Dein Tagewerk vollbracht,

Als der Geist von seinen Banden
Sich zu lösen mächtig rang,
Als die ird'schen Sinne schwanden,
Deiner Stimme Laut verklang.

Hörtest Du nicht Segensworte,
Nicht das heiße Dankgebet
Tönen aus des Himmels Pforte,
Wo Dein Engel lächelnd steht?
Alle, denen Du im Leben
Nach des Herren Wort gethan,
Sah'st Du zu Dir niederschweben,
Dich in Eden zu empfah'n.

Auf der Fluth gestillter Zähren,
Unter süßen Harmonie'n,
Zog'st Du hin nach jenen Sphären,
Wie die Schwäne heimwärts ziehn.
Sich're Bürgschaft künft'gen Lebens
Giebt ein solches Scheiden nur,
Weisheit suchst Du stets vergebens
Auf der Freude flücht'ger Spur.

Deine Töchter legten Kränze,
Myrthenzweige Dir in's Grab,
Daß noch an des Lebens Gränze
Heit'rer Frühling Dich umgab.
Laß mich dieses Lied Dir weihen,
Weiß nicht, ob es zu Dir dringt
Bis zu der Verklärten Reihen,
Wo des Seraphs Harfe klingt.

Was ich in der letzten Stunde,
Mutter, Dir im Geist versprach,
Davon folgt die sich're Kunde
Dir auch über Sternen nach.

Was so theuer Dir gewesen,
Deines Herzens Edelstein,
Den ich liebend mir erlesen,
Nichts soll trüben seinen Schein.

Nun an Euch, ihr deutschen Frauen,
Die Ihr wißt, was jene war,
Ja, auf Euch darf Deutschland bauen
In den Stunden der Gefahr.
Nähret der Begeist'rung Flamme
Für der Väter heil'gen Grund,
Wir gehören Einem Stamme,
Knüpfet fest den Bruderbund.

Seid getröstet, die Ihr weinet!
Auch Du Sohn am Indus=Strand,
Eine schön're Sonne scheinet
Droben in der Geister Land.
Sucht sie nicht in finst'ren Grüften,
Dort im blauen Himmelszelt,
Sanft umweht von Frühlingslüften,
In den Wundern jener Welt.

Sie blickt nun von lichten Höhen
Auf die dunkle Lebensbahn,
Selig wird sie dort verstehen
Gottes weisen Weltenplan.
Immer strebtest Du nach Wahrheit,
Die sich Deinem Blick enthüllt
Herrlich nun in voller Klarheit
Und Dein Hoffen treu erfüllt.

Da der Liebe reines Walten
Deine höchste Seligkeit,
Welchen Flug wirst Du entfalten
In dem Reich der Ewigkeit!

Mit dem Herren wirst Du fühlen,
Stillen wird er Deine Gluth,
Deine Sehnsucht wird er kühlen
In der neuen Lebensfluth.

Seht auf ihrem Haupt sich wiegen
Einen wunderbaren Glanz —
Dankes-Zähren, die sich fügen
Liebevoll zum Perlenkranz;
Heller leuchtet er wie Sterne,
Länger währt sein strahlend Licht,
Denn auch in der fernsten Ferne
Bleibt die Liebe, schwindet nicht!

München. Maximilian, Kronprinz von Baiern.

Zwei Briefe von Pietro Perugino.

Von den tausend Fremden, deren Reisewagen auf dem Wege von Florenz nach Rom alljährlich ein schwerfälliger Ochsenvorspann entweder auf den kahlen Berg von Radicofani oder auf die waldige Somma von Spoleto schleppt, erinnern sich wol nur wenige, daß im Alterthum die Via Cassia Arno- und Tiberthal auf einer ebenen, eine halbe Tagereise kürzeren Straße verband. Der Arno, damals ein Doppelfluß, durchströmte nur mit der Hälfte seiner Gewässer den unteren Theil seines jetzigen Thalbettes, während ein zweiter Arm die südliche Richtung des oberen Arnothals bis zur Einmündung in die Tiber bei Orvieto fortsetzte. Die Vertiefung des westlichen Stromarms führte den gesammten Wasservorrath nur ihm zu, und das Becken des südlichen Armes (das jetzige Chianathal) versumpfte aus Mangel an geregelter Strömung. So wurde das Mittelalter hindurch jene einst blühende Niederung gleich den pontinischen Sümpfen zu einem berüchtigten Heerde bösartiger Fieber

und anderer Krankheiten. Erst unter dem verstorbenen Großherzog, Ferdinand III., haben großartige, die Richtung des Flußlaufes umkehrende, Wasserbauten den toscanischen Theil des Chianathals der Cultur wiedergegeben und zugleich von den Miasmen befreit, die seit Jahrhunderten über den stagnirenden Gewässern brüteten, so daß die Strecke von Chiusi bis Arezzo jetzt die Kornkammer von Toscana und eine der bevölkertsten seiner Landschaften ausmacht. Von der Gränze des Kirchenstaates aber bis Orvieto lastet noch der alte Pesthauch über der Chiana, die trägen Laufes ihre schlammigen Gewässer hier noch gen Süden wälzt.

Das einzige nennenswerthe Städtchen auf dieser Strecke ist Città della Pieve, das, dem schöngeformten Waldgebirge von Cetona gegenüber, auf stattlichem Hügel, das ungesunde Thal überragend, mit seinen zwei Thurmspitzen weithin sichtbar ist. Selten wol verirrt sich ein Tourist in das verarmte, nicht eben wirthliche Oertchen, und doch wurde eben hier von armen Eltern einer der gefeiertsten italienischen Maler, der Lehrer des unvergleichlichen Raphael, Pietro Vannucci, oder wie wir ihn nach seinem langjährigen Wohnort zu nennen gewohnt sind, Pietro Perugino um das Jahr 1446 geboren. Kann Città della Pieve sich in dieser Hinsicht auch nicht mit dem überreichen Perugia vergleichen, so fehlt es doch der Heimath des großen Künstlers nicht an Werken seiner Hand und von dem bedeutendsten derselben möge hier eine kurze Nachricht Platz finden.

Die Brüderschaft der Disciplinati di Santa Maria de' Bianchi besitzt auf der Hauptstraße des Ortes (Strada del Casalino) ein Bethaus, la Cheserella genannt, dessen eine Wand ein auf trockenen Kalk gemaltes figurenreiches Bild einnimmt. Inmitten des Bildes sitzt die heilige Jungfrau, das göttliche Kind auf ihrem Schooße, und nach dem Urtheil Orsini's wäre es dem Künstler in keinem seiner Werke gelungen, der Gottesmutter Züge von so reiner erhabener Schönheit zu leihn. Zu beiden Seiten dieser Hauptgruppe vertheilen sich anbetend und gabenspendend die drei Könige mit ihrem zahlreichen Gefolge. Hirten und Heerden, Wanderer und Pferde beleben im Hintergrunde die Landschaft, deren Horizont in alterthümlicher Weise bis über die Mitte des Bildes hinaufragt. Im Mittelgrunde ruhen Ochs und Esel, denen gegenüber ein mit dem

Königszuge gekommenes schneeweißes Windspiel die schlanken Vorderbeine aufstemmt und sein Befremden über so niedrige Gesellschaft durch lebhaftes Bellen an den Tag legt. Der Himmel ist trüber gehalten, aber auch wo er wolkenfrei ist, zeigt er statt des Azurblau's den nackten Kalk der Mauer.

Fünfzehnhundertvier ist als Entstehungsjahr des Bildes in großen Buchstaben angegeben; dasselbe Jahr, in dem Rafael, der Schule seines Lehrers nun völlig entwachsen, in dem benachbarten Città di Castello das herrliche Sposalizio der Mailänder Brera malte. Perugino's beste Zeit war ziemlich seit einem Jahrzehnd vorüber. Vierundzwanzig Jahre waren schon verstrichen, seit Pius IV. unter den gepriesensten Malern der Zeit auch ihn zur Ausschmückung der Sixtinischen Kapelle nach Rom berufen hatte, und was uns sonst noch, namentlich an Staffeleibildern, Pietro's Namen lieb und theuer macht, stammt mit wenig Ausnahmen aus den achtziger und neunziger Jahren. Das sonst so warme, leuchtende Colorit des Meisters erblaßte, wurde trocken und erdig, und Gestalten, Bewegungen und Gewänder fingen an, in unerfreuliche Dürftigkeit und Steife zu verfallen. Nicht ohne Grund ist behauptet worden, die Anmuth und Innigkeit der früheren Werke Perugino's sei in seinen späteren Jahren handwerksmäßiger, manierirter Vielmalerei gewichen.

Kein Zweifel, daß im Vergleich mit solchen Rückschritten Meister Pietro in diesem Bilde nach besten Kräften gestrebt hat, der Vaterstadt ein seiner besten Tage würdiges Bild zu hinterlassen. Wie weit ihm dies gelungen sei, ergiebt am Besten der nach Bottari's Bericht verbreitete Glauben, dem auch Mariotti und Baron Rumohr beizutreten nicht abgeneigt sind, daß der 21jährige Rafael seinem Meister bei der Arbeit geholfen habe. Mit Recht indeß verwirft Passavant diese Meinung, und namentlich die Mangelhaftigkeit der Färbung müssen auch diejenigen zugestehn, die übrigens diesem Bilde das größte Lob geben wollen.

Noch eine zweite Ueberlieferung aber, welche sich in Città della Pieve über das Gemälde der Chieserella erhalten hatte, ist durch eine neuerliche Entdeckung widerlegt worden. Pietro, so erzählte man, sei selber ein Mitglied jener Geißelbrüderschaft gewesen, und als man die umfassende Arbeit von ihm begehrt, habe der sonst gar

haushälterische Mann statt allen Lohnes nur einen schmackhaften Eierkuchen gefordert. Als der Prior Rolletti nun im Jahr 1835 den Fußboden der anstoßenden Sakristei bis auf das gleiche Niveau mit der Kirche erniedrigen ließ, fanden sich, obgleich in einer Kapsel verwahrt, doch von der Feuchtigkeit ziemlich zerfressen, zwei nur um 10 Tage auseinander liegende Briefe Perugino's, aus denen sich ergiebt, daß, trotz seiner Versicherung, er verdiene mindestens 200 Goldgulden, die Brüderschaft auch die hundert, mit denen er sich begnügen wollte, noch zu viel fand, so daß er seine Forderung um weitere 25 Gulden ermäßigen und auch dafür noch Zahlungstermine bewilligen mußte. Mit allen ihren Orthographiefehlern und Lücken sind die Briefe wiederholt, unter Andren in Passavant's bekanntem Werke abgedruckt. Wir geben sie daher ergänzt und in der Schreibweise berichtigt und erläutern sie durch eine Uebersetzung.

I.

„Caro mio Signore!

Per la pittura che vagliono far fare nell' oratorio dei Disciplinati ci vorrebbero almeno duecento fiorini. Jo mi contenterò di cento come paesano, e venticinque subito, gli alti in tre anni, venticinque l'anno. E se detto contratto sta bene, mi mandi la palizza e li quattrini, e sarà atto, e lo saluto.

Jo Pietro, pittore, mano propria.

Peroscia, venti di Febbrajo 1504.

Allo Sindaco dei Disciplinati di Castello della Pieve!"

„Mein lieber Herr! Die Malerei, die Sie im Bethause der Geißelbrüder machen lassen wollen, würde eigentlich mindestens zweihundert Goldgulden kosten. Ich als Eingeborner der Stadt will mich aber mit hundert Gulden begnügen, wovon fünf und zwanzig sogleich, die übrigen binnen dreier Jahre, jährlich fünf und zwanzig zu zahlen sind. Ist Ihnen dieser Contrakt recht, so schicken Sie mir den Schein und das erste Geld; dann will ich es übernehmen.

Ich grüße Sie.

Ich Pietro, der Maler, eigenhändig.

Perugia, den 20. Februar 1504.

An den Syndicus der Geißelbrüder in Castel della Pieve."

II.

„Caro mio Signore!

Subito mi mandi ła mula, e col pedone; che verronne a pittura, e faccia la polizza per settanta cinque fiorini, e così calerò venti cinque, e niente più. Mi saluti la commare, e lo saluto.

Jo **Pietro**, pittore, mano propria.

Peroscia, 1. di Manzo 1504."

„Mein lieber Herr! Schicken Sie mir gleich das Maulthier, aber mit einem Fußboten; dann will ich kommen und die Malerei anfangen. Stellen Sie den Schein auf fünf und siebenzig Gulden. Somit will ich fünf und zwanzig Gulden ablassen; mehr aber nicht. Grüßen Sie die Gevatterin, wie ich Sie grüße.

Ich **Pietro**, der Maler, eigenhändig.

Perugia, den 1. März 1504."

Vasari macht unserm Perugino den Vorwurf argen Geizes, und selbst an der Wandmalerei der Cheserella hat man den Mangel jeglicher Himmelsbläue dadurch erklären wollen, daß der kärglich bezahlte Künstler nicht nur den theuren Ultramarin, sondern auch die wohlfeilere Smalte habe sparen wollen. Mag nun jener Vorwurf Grund gehabt haben, so muß das Dreikönigsbild seiner Vaterstadt für den armen Meister noch die Quelle manchen Verdrusses geworden sein. Zunächst führte Pietro, nach dem Bericht jenes Künstlerbiographen, mißtrauisch, wie Geizige zu sein pflegen, auf den Hin- und Herreisen zwischen Perugia und Città della Pieve sein aufgesammeltes Gold stets mit sich. Räuber erkundeten die Gelegenheit und entrissen ihm nicht nur all seine Schätze, sondern bedrohten ihn auch am Leben. Gelang es ihm gleich, das letztere frei zu bitten, so nahm er sich den Geldverlust doch so zu Herzen, daß der fast sechzigjährige Mann auf den Tod erkrankte. Indessen genas er, und es gelang auch, den größeren Theil des Goldes wieder herbeizuschaffen.

Nicht einmal der königliche Lohn, der ihm verheißen war, sollte ihm aber gewährt werden. Der Abrede nach hätte er die letzten 25 Gulden im Jahr 1506 erhalten sollen. Wir besitzen jedoch eine

Urkunde von 1507, in der Joseph Mazzette als Vertreter der Geißelbrüderschaft erklärt, dieselbe sei außer Stande, die noch rückständigen 25 Gulden zu bezahlen. Um aber den mitanwesenden Meister Pietro zu befriedigen, übereignet ihm die Brüderschaft an Zahlungs Statt ein ihr gehörendes im Terziero del Borgo auf der Hauptstraße belegenes Haus, das ihr früher von einem gewissen Mariano geschenkt war. Der örtlichen Ueberlieferung nach wäre nun dies Haus das dem Oratorium gegenüber liegende ärmliche Gebäude, das im Munde des Volkes das Haus des Perugino heißt und seit jenem Zeitalter im Wesentlichen unangetastet erhalten ist.*)

Halle. Karl Witte.

Sonst und jetzt.

Als ich noch der Welle lauschte,
Die ein Lied der Zukunft sang,
Als der Wald mir sinnvoll rauschte,
Wenn der Sturm ihn wild bezwang —
O ihr gold'nen Jugendtage
Holder Märchen, dunkler Sage!

Jetzt im Takte rollt der Tage
Rad den Berg hinauf, hinab,
Und in gleichgemessnem Schlage
Schwankt der Pendel auf und ab —
Besser wär's in Ungewittern
Vor dem Schlag des Schicksals zittern!

Berlin. H. Kletke.

*) Auf angelegene Bitte der Herausgeberin hat der Professor Dr. K. Witte in Halle die Güte gehabt, vorstehenden Kommentar zu den beiden von ihr aus Rom mitgebrachten Briefen des Pietro Perugino zu schreiben. D. H.

Das Haus des Geistes.*)

Was treibt dich an, dir zu erbauen
In schöner Jahreszeit dein Haus?
Du möchtest dich gesichert schauen,
Kommt einmal bösen Wetters Graus.

Thust wohl daran, denn nirgend währet
Das schöne Wetter fort und fort,
Da ewig über dir verkläret
Der Himmel lacht an keinem Ort.

Im Lenz schon sind nicht alle Tage
So schön, wie sie begehrt dein Sinn;
Im Sommer jagt mit Blitz und Schlage,
Manch' Wettersturm ob dir dahin;

Im Herbst zieh'n unvorhergesehen
Zusammen kalte Regen sich,
Und in der Winterzeit ergehen
Noch größ're Leiden über dich.

Dem Allen, Mensch, kannst du entgegen
Im eignen Hause sorglos seh'n:
Bist sicher vor den Hagelschlägen,
Wie vor des Nordes rauhem Weh'n.

Und doch hast du damit verschlossen
Dir nicht des schönen Wetters Glück:
Ist erst die böse Zeit verflossen,
So kehrt die schöne schnell zurück.

---

*) Aus einem noch ungedruckten Laienbrevier vom christlichen Standpunkte, das der Verfasser seit längerer Zeit zum Druck vorbereitet.

Dann trittst du still hinaus in's Freie,
Verklärten Blicks, und die Natur, —
Sie lacht dich an in neuer Weihe
In Berg und Thal, in Wald und Flur.

Der Erdengeist giebt Hochgenüsse
Den Sinnen, doch es ist sein Brauch,
Des Unglücks und des Schmerzes Flüsse
Darüber auszugießen auch.

Da gilt es dann ein Haus zu haben,
Das Schutz Dir giebt auch in dir drin,
Durch tausend lichte Himmelsgaben
Verklärend jeden Erdensinn.

Ein solches Haus mußt du dir bauen,
Wenn du es noch besitzest nicht,
Auf deines Geistes hei'gen Auen
Aus Steinen, die der Glaube bricht.

In solchem Haus bist du geborgen
Vor jedem Uebermaß im Schmerz;
Es bleibt in Unglück und in Sorgen
Schwungvoll und gottesstark dein Herz.

Und geht das Unglück dann zu Ende,
Da athmest doppelt froh du auf
Und hebst zu Gott empor die Hände,
Voll Dank für deines Schicksal's Lauf.

Berlin. Andreas Sommer.

Persisch.

در جهان دانی که گردد معتبر
آنکه اورا باك نبود از خطر
کم کند با کس وفا این روزگار
جور دارد نیست اش با مهر کار
آنکه با تو روز غم می بست کار
روز شادی هم بپرس اش زینهار
روز نعمت گر تو پردازی بکس
روز محنت باشدت فریاد رس٭

(Foideddin Attar † 1230 n. Chr.)

Weißt du, wem Ehr' in dieser Welt gebührt?
Dem, welchen nicht des Schicksals Wechsel rührt.
Das Glück wird schwer dir treu zur Seite sein:
Hart ist's und hat mit Freundschaft nichts gemein.
Wer dir in Kummers Tagen sich verband,
Dem reiche gern in froher Zeit die Hand.
Wenn du in süßer Zeit ihm giebst dein Herz,
Trägt er in böser mit auch deinen Schmerz.

Berlin. R. Gosche.

Bei der Blüthe der Vanille.

(Vanilla planifolia.)

Gelb ist die Blüthe und matt, gar wenig versprechend die Farbe,
Aber der lieblichste Duft dringt aus den Früchten hervor.

Berlin, 1844. Geheime-Rath Link.

Vor den Heldenstatuen Blüchers, Yorks und Gneisenaus.

am 22. Juni 1855.

Nah des Königsschlosses Hallen,
Wo Borussias Herrscher thronen,
Vor des Freiheitskampfes Helden
Stehn der Kämpfer Epigonen,
Blicken auf zum Marschall Vorwärts,
Auf zu seinen Siegsgenossen,
Endlich wieder ihm zur Seite,
Leuchtend hoch in Erz gegossen.
Mitten in des Volkes Schaar
Steht ein Greis im Silberhaar.

Ja sie sind es! Also hat er
Lebenskräftig sie gesehen,
Und er schaut, als müßten Alle
Seinen stummen Gruß verstehen,
York, sein Führer, stolz und eisern,
Unbeugsam in Pflicht und Ehre,
Gneisenau, der Schlachtendenker,
Blücher dann, um den die Heere
Preußens sich zum Sieg geschaart —
Wohl ein Kleeblatt seltner Art.

Da durchströmt es seine Seele
Stark und feurig, wie vor Zeiten,
Leis' dem schlachtgewöhnten Auge
Fühlt er eine Thrän' entgleiten;
Und er denkt der reichen Jugend,
Denkt an ein und sechszig Schlachten,

An die todten Kameraden,
Wie sie stritten, wie sie wachten,
Wie sie Leben, Gut und Blut
Eingesetzt mit Todesmuth.

Wieder fliegt er löwenherzig
Bei Laon zum Waffentanze,
Bricht bei Wartenburg den Lorbeer
Mit zu seines Feldherrn Kranze;
Hört vor Belle Alliance noch einmal
Blücher seinen Gneisenau fragen:
„Lassen wir mal los den Löwen,
Die Franzosen heim zu jagen?"
Wieder spricht er: „Eh' sie nah'n,
Brech' ich selber dort mir Bahn!"

Planchenoit! Du sah'st den Kühnen
Mit des Corsen Schaaren ringen;
Nicht der Hagel der Kartätschen,
Der Granaten tödtlich Springen,
Nicht der jungen Garde Kämpfen
Hielt ihn auf im Siegeslaufe,
Allen ward auf heil'ger Stätte
Eine blut'ge Feuertaufe.
Wem ein Preußenherz noch schlug,
Folgt' des Helden Adlerflug.

Wieder schaut' er, was am Morgen
Dann sein edles Herz erfreute:
Jenen Kranz von frischem Lorbeer
Auf des Kaiser's Silberbeute. —
Manches Bild noch zieht vorüber
Glorreich aus dem Buch des Lebens,
Preisend fühlt der Greis, er lebte,
Stritt und wirkte nicht vergebens. —
Wie er lang' so sinnend steht,
Wird sein Schauen zum Gebet:

„Herr des Himmels! jüngst schon nahe
War ich an des Grabes Pforte,
Aufgethan schien mir der Himmel
Schon durch deines Dieners Worte;
Zögernd kehrt ich in das Leben
Wieder her vom Sarkophage,
Herr, dir dank' ich, daß du gnädig
Aufgespart mich diesem Tage!
Heut, was tief im Herzen war,
Vor mir steht es mächtig, klar."

Soll ich euch den greisen Krieger
Mit den Silberlocken nennen?
Fragt ein Volk und fragt die Fürsten,
Alle werden sie ihn kennen,
Der voll Geist, voll Muth und Stärke
Kühn jedweden Feind bezwungen,
Der als Christ, als Held und Sieger
Palm und Lorbeer sich errungen.
Der brave Hiller ist bekannt
Durch das ganze Preußenland.

Berlin. Auguste Kurs geb. Rosenberg.

Morgenlied.

Der Morgen zieht die Welt entlang
Auf rosenrothen Schwingen,
Und Jubelton und Jubelsang
Durch Berg und Thal erklingen.

Wie hat des großen Gärtners Hand
So sehr sein Werk vollendet,
Wie reich an all' das schöne Land
Der Blumen Pracht verschwendet!

Ich eile wie ein frohes Kind
Durch die bethauten Felder,
Gen Himmel rauscht' im Morgenwind
Das Orgellied der Wälder.

Mir ist als wollt' der Lieder Strom
Die Seele mir ersticken,
Als müßt' ich in dem grünen Dom
Den Meister selbst erblicken.

Mir ist als müßt' ich irgendwo
In seinem Reich ihn sehen,
Und wie der Duft der Blumen froh
An seiner Brust vergehen.

Als müßt' in wundersamem Tod
Mein Herzblut ich vergießen
Und selig mit dem Morgenroth
In Eins zusammenfließen.

Dem Gatten.

Die Dich lachen hören, meinen,
Daß Du froh und glücklich seist;
Doch ich kenn' dies Fröhlichscheinen,
Das Dein eigen Herz umeis't.

Ich allein weiß, wie er lodert,
Deiner Glutgedanken Heerd,
Wie als Preis Dein Glück er fodert
Und von Deinem Leben zehrt.

Nicht der Sterne sanftes Nicken,
Nicht der milde Reiz der Nacht —

Was in deinen dunkeln Blicken
Glühet, ist Gewitterpracht.

Es sind nicht des Abendwindes
Wundersame Melodie'n —
Wilde Meeresstürme sind es,
Die durch Deine Harfe zieh'n.

Rothem Nordlichtschein vergleichbar
Sind die Lieder, die Du singst,
Und Milionen unerreichbar
Ist das Ziel, nach dem Du ringst.

Weiß ich auch, wofür Du loderst,
Ist nicht stiller Liebe Glück
Und was Du vom Schicksal foderst,
Sei ein rühmlicher Geschick:

Will ich drum nicht Sturmesrauschen
Scheu'n und nicht den rothen Blitz,
Nicht um alle Himmel tauschen
Dich, mein seligster Besitz!

In des Eises rauher Hülle
Glüht Dein Herz wie ein Vulkan;
Doch Dein Geist voll Liebesfülle
Steigt in Flammen himmelan!

Pauline Schanz.

Nachtleben.

Viel Blumen seh'n in's Tageslicht
So traumesstill hinein,

Als rührte sie der Frühling nicht
Mit allem Sonnenschein.

Doch in der Nacht erwachen sie,
Die Seele strömt hinaus,
Haucht ihre eigne Poesie
In holden Düften aus

Und kündet in dem linden Hauch,
Daß sie den Lenz verstand,
Daß sie das lichte Leben auch
Still liebte und empfand:

So wandelt schöne Tage lang
Der Dichter wie im Traum,
Als hörte er des Lebens Klang,
Die tausend Stimmen kaum,

Als blieb von Lenz und Glück und Licht
Allein er unbewegt,
Als würde seine Seele nicht
Zu Lieb' und Lust erregt;

Und doch — sein tiefes Herz erfaßt
Des Lebens ganze Pracht,
Und seine wonnevolle Last
Löſ't sich in stiller Nacht.

Da bebet durch die dunkle Ruh
Sein Lied wie Blumenhauch
Und ruft den Menschen selig zu:
„Ich leb' und liebe auch!"

M. Förster.

An Rückert.

I.

Sei gegrüßt mir, einsamer Dichter,
Eiche aus heiligem Haine Du!
Sprossender Oelbaum aus Abrahams Zelten,
Wehe ursprüngliche Lüfte uns zu!

Wo der Wissenschaft Bau sich erhebet,
Wo die Kunst zur der Kunst sich gesellt,
Mitten im Kreis des geselligen Schönen
Stehst, ein Prophete, Du, einsam gestellt.

Silberner Sprachquell, der, Welle auf Welle,
Fließt über Goldsand und Blumen dahin,
Mache, o Quell, in der Seel' es uns helle,
Reich' uns erweckender Schaale Gewinn!

II.

Du willst in Deine stillen Gründe
Fern von der Menschen Treiben flieh'n,
Abschälend Deine Winterrinde,
Durch neue Wurzeln Säfte zieh'n.

Ist wohl das Leben so lebendig,
Wie Deine Eingezogenheit?
Lebt nicht das Leben nur inwendig,
Und macht sich draußen doch so breit:

Du trankest bei dem Hochzeitmahle,
Dem tausendjährigen der Welt,
Nicht aus der abgestand'nen Schaale,
Der großen Menge zugesellt.

In jenem Blick, gesenkt zur Erde,
Entflammet sich im eignen Licht,
Verkannt' ich von dem Götterheerde
Die unerschaffne Flamme nicht.

Ja zieh' in Deine stillen Gründe,
Fern von der Menschen Treiben hin,
Laß Frühlingssaft und Frühlingswinde
Dir treibend in die Seele zieh'n!

Jena. Sophie Fortlage.

Schwedisch.

Selbstverfaßte Grabschrift
des Erzbischofs Wallin.

Jordens oro wiker,
För den frid, som warar
Grafven allt förliker
Himlen allt förklarar.

Upsala. Joh. Ol. Wallin.

Der Erde Unruh weichet
Dem Frieden, welcher währet,
Das Grab ist's das vergleichet,
Der Himmel, der verkläret.

Greifswald. Uebertragen von Prof. Florello.

Gesang an die Sonne.

Dich begrüßt mein Gesang,
Dich, hochstrahlende Sonne!

Um deinen Königsstuhl,
Tief in der blauen Nacht,
Hast du Welten gestellt
Gleich Vasallen! Du siehst
Auf die Betenden nieder,
Doch im Licht ist dein Gang.
Sieh! die Natur ist todt,
Die Nacht, die Freundin der Schatten,
Hat ihr Grabtuch gelegt
Auf deine schwindende Pracht,
Und aus dem Sorghaus herab
Einsam die Lampe blickt.

Aber du steigest auf's Neu'
Aus dem Osten in Gluth empor,
Wie die Ros' aus der Knospe
Wächst die Schöpfung hervor.
Sie bekommt Leben und Farbe,
Wenn du wonnevoll blickst
Hier auf das funkelnde Blatt,
Dort auf den flammenden Berg.
Des Lebens rinnende Fluth,
Welche erfroren stille stand,
Rauschet wieder so sanft
Mit deinem zitternden Bilde,
Bis du kühl niederblickst
Auf den westlichen Saal,
Für die Seel'gen erbaut,
Dessen Pforten sich öffnen
Für die ermüdete Tugend,
Wie für die ahnende Hoffnung.
Sag' mir, du Himmelsball,
Woher kommst du denn wohl?
Warst du einst mit dabei,
Wo der Ewige saß
Und in leuchtender Nacht

Sandte flammende Sonnen?
Oder stand'st du vielleicht
Vor dem verhülleten Thron,
Der über Welten steht,
Wie ein betender Engel?
Als dein Stolz nicht ertrug,
Was dir von Thronen befohlen ward,
Und Gott zornig dich nahm
An dem strahlenden Schweif
Und dich verächtlich wie einen
Ball in das Blau warf,
Um zu verkündigen noch
Seine verleugnete Macht.
Deshalb eilest du wohl,
Bald bewegt und bald rasch,
Und kein tröstender Freund
Hält den Wandrer zurück;
Deshalb ziehst du beschämt
Deinen neblichten Schleier
Ueber der brennenden Wange Gluth,
Denn du betrauerst den Tag,
Wo dich der Rächer
Aus seiner heil'gen
Gemeinschaft stieß
Und du von seinem Schooße fiel'st
Hinab zu verödeter Wüste.
Sag' mir, wirst du nicht müde
Auf deinem einsamen Gang,
Wird der Weg dir nicht schwer,
Den du so vielfach gemacht?
In viel tausend von Jahren
Kommst du wieder zurück;
Doch ergraute nicht Eins
Deiner goldigen Haare!
Wie ein freudiger Held
Gehst du deinen glänzenden Pfad,

Und deiner Heere Schaaren
Drehen sich sicher um dich.
Aber es kommt die Stund',
Wo dein goldiger Ring
Springet entzwei, der Knall
Mahnet Welten zum Sturz. —
Wie ein zertrümmertes Haus
Sinket der Schöpfung Grenze
Hinter dir in Schutt;
Und die fliegende Zeit,
Gleich dem verwundeten Aar,
Sinkt dann todt bei dir hin.
Dann fliegt ein Engel empor,
Wo du früher dich schwangst,
Wie ein goldener Schwan,
Durch den blauen Azur.
Siehe da blicket er stumm
In den verwüsteten Raum,
Aber dich findet er nicht,
Denn deine Prüfung, sie schloß,
Und ganz versöhnt nahm der Ewige dich
Wie ein Kind auf den Arm.
Und nun ruhest du aus
Selig an deines Vaters Brust.
Wohl! so rolle dein Ball
Ferner im Licht, und gehe froh
Deiner Verklärung entgegen. —
Nach langwieriger Nacht
Werd' ich dich einmal sehen
In einem schöneren Blau,
Und werde dann dich begrüßen
Mit einem höh'ren Gesang!

Wexiö in Schweden. E. Tegner.

Uebertragen von Elfriede von Mühlenfels in Berlin.

Versammlung der Akademie zu Stockholm, nach Tegnérs Tode.

Der Direktor der Akademie, Professor Geijer, eröffnete die Versammlung mit folgender Rede:

Es ist das Gefühl eines großen und unermeßlicheu Verlustes, welches uns in diesem Augenblick hier versammelt. Dies Gefühl durchdringt so mächtig alle Herzen, daß seine Veranlassung keiner Erwähnung bedarf. Lasset uns jetzt mit einander unseren gemeinsamen Kummer besprechen. Unsere Betrachtung möge desjenigen, dem sie geweiht ist, würdig sein. —

Es gehört ja zur Natur des Schmerzes, daß er sich von seinem Gegenstand nicht trennen will, und sich selbst nicht bewußt ist, daß dieser Gegenstand sich unter seinen Händen verwandelt. Dies geschieht nur allmälig und ist das Werk der Zeit, weshalb man dieselbe auch wie den besten Tröster betrachtet. Dies ist so wahr, wie sie in einem anderen Sinne den Leichtsinnigen tröstet. Der wirklich tiefe Kummer, der in seinem Gegenstand fortlebt, weiset jeden Trost von sich, den er aus der Vergessenheit schöpfen könnte. —

Aber diese Erinnerung, die sein Gram ist, wird zugleich sein Trost. Dies wissen die Kenner des menschlichen Herzens sehr wohl; sie wissen es, wie jede Zerstreuung dem tieftrauernden Herzen entgegen ist.

Sie versenken sich daher in Betrachtungen des geliebten Gegenstandes. Dies ist das wahre Gefühl und unter seinem milden Einflusse geht aus der Nacht der eigenen Sorge die verklärende, die beseligende Erinnerung hervor, die selbst der Engel des Trostes ist.

Unser großer gemeinsamer Verlust braucht diese Theilnahme nicht hervorzurufen. Sie ist durch sich selbst da. Eben so ist es bei solchen Begebenheiten, wo der wahre Schmerz seine ganze veredelnde Kraft zeigt.

Wäre dieser Gegenstand wirklich ein vergänglicher, wer fände dann anderswo den Trost, als im Strome der Zerstreuung und der

Vergessenheit? Aber so ist es nicht. Die wahren Leiden sind die Geburtsschmerzen vom Aufgang des Ewigen in der Seele.

Wohl sind die geliebten Freunde mit tausend Fibern an dem trauernden Herzen befestigt, und alle diese Fibern bluten, wenn das süße Glück des Zusammenlebens plötzlich einstürzt und den geliebten Gegenstand uns entzieht. Doch geschieht dies eigentlich nur um dadurch geistig vor uns zu treten, und uns in der Eigenschaft eines mildführenden Schutzengels in jene himmlischen Lüfte emporzuheben, zu denen er selbst erhöht ist, und wo nun seine wahre unvergängliche Natur zuerst durchleuchtet.

Nun zeigt es sich, daß er jetzt erst sein wahres und rechtes Leben lebt. Hoch über des Erdenlebens Schwüle und Nebel geläutert und verjüngt, tritt nun Alles, was er einst auf Erden gewirkt hat, in sein rechtes Licht, leuchtet nun in seiner wahrhaftigen Gestalt.

Das ist das Leben, welches die Unsterblichen leben, und — wir wollen uns damit trösten — dieses Leben ist ihr Eigenthum; es ist keineswegs etwas Erliehenes, es ist keine Gabe von uns; es ist ihre eigne Lebenskraft, welche das vergängliche Geschlecht überlebt, aus deren reinem himmlischem Lichte segensvolle Ruhe, Frieden und Seligkeit sich in die Brust der Sterblichen ergießt.

Ich bin bemüht gewesen, die Seelenstimmungen hervorzurufen, in welchen große gemeinsame Verluste sich in große und schöne Erinnerungen verwandeln. In solcher Gemüthsstimmung allein dürfen wir uns Tegnér's Grabe nahen.

In der Trauer, welche Schwedens Söhne und Töchter mit uns empfinden, trauert im stummen Schmerz die nordische Natur, deren Aeolsharfe er war; trauert die neue Welt mit der alten, denn sein Ruhm, ein blauäugiger Jüngling mit wallenden Locken, flog weit umher und suchte in entfernten Umkreisen, ob irgend einer der Söhne des Nordens seine glänzenden Flügel führen könnte. Seine Leier war voll von jenen himmlischen Tönen, von welchen Pindar, sein Seelenverwandter in Griechenlands Gesängen, vor ihm gesungen; und welche, einmal berührt, unsterbliche Klänge über Land und Meer ertönen ließ.

Weshalb denn um ihn klagen? — Weil die wiedererwachte

Jugenderinnerung ihr Recht fordert und die Stimme ihres Schmerzes nicht will zurückhalten lassen.

Auf Tegnérs Tod.*)

Ich denke dein in frühen Morgenstunden,
Wo unser Weg zu Berges Höhen ging;
Nicht ängstlich gegen die Gefahr verbunden,
Nein! an den Klippen kühn das Auge hing.
Der Nebel aus den Thälern war entschwunden,
Die Hoffnung glich dem weiten Himmelsring,
Ein Meer von Licht war vor dem Blick ergossen,
In Andacht Aug' und Seele ganz erschlossen.

In heitrer Morgenstunde denk' ich deiner,
Als ich entzückt mit dir am Wener stand;
Treuherzig lag des Freundes Hand in meiner,
Im Sonnenschimmer glänzte Meer und Land.
O niemals war die Sehnsucht mächt'ger, reiner,
Auf blauer Fluth zu ziehn zum fernen Strand.
Nun ohne dich steh' ich im öden Leben,
Seh' einsam dich zu weiter Fern entschweben.

Ich denke dein im kühlen Abendrauschen
Der hohen Birken an den stillen Seen;
Wir standen dort, dem Abendroth zu lauschen,
Und sah'n es über wald'ge Inseln geh'n.
Entzücken, Wonne wir im Herzen tauschen,
Die Sonne kommt — und scheint Triumph zu weh'n.
Nun sinket sie! — es dunkeln meine Sinne,
Nur der Erinn'rung Mondschein herrscht darinne.

Ich denke dein in ernster Geisterstunde,
Wo Nacht auf Riesenhügeln uns umzog;
Des Winters Schneetuch lag in weiter Runde,
Der wilde Schaum der Meeresbrandung flog

---

*) Tegnér starb am 2. November 1846.

Fast wolkenhoch empor aus Klippengrunde,
Und über Wäldern strahlte Luna hoch
Als Königin und sah im Mondscheinkranze
Walkyren gehn zum kriegerischen Tanze.

Da ward der ernste Bruderbund beschworen,
Der uns vereinte auf getrenntem Pfad.
Du gingst voran! — Von der Natur erkoren,
Erzählt von dir der Blumenlenz, die Saat,
Das Abendroth! Dir jauchzet neugeboren
Des Zephirs Hauch! Dein Lob die Thräne hat.
Es wird in spät'ster Zeit ihr Ruhm erklingen,
Um Schwedens größten Dichter zu besingen.

Stockholm. Assar Lindeblad.

Der Verlust, welcher in diesem Gedichte ausgedrückt ist, hat bereits Erinnerungsblumen in allen Theilen des Vaterlandes hervorgerufen. Zur heutigen Feier sind ebenfalls ähnliche Dichtungen dargeboten, und hat die Akademie unter diesen Eines gefunden, welches eine solche Wärme für den Gegenstand, wie eine solche Harmonie der Bilder und Sprache offenbart, daß es würdig geachtet ist, in den Kranz der Erinnerungen eingeflochten zu werden, den die Akademie heute auf den Staub des Unvergeßlichen niederlegt.

Stockholm. E. G. Geijer.

Uebertragen von Elfriede v. Mühlenfels in Berlin.

Althebräisch.

אִם־לֹא בָכִיתָה לִקְשֵׁה־יוֹם
עָגְמָה נַפְשִׁי לָאֶבְיוֹן׃ איוב ל

Mußt' ich nicht weinen ob des Hart-betagten*),
Trauern meine Seele ob des Dürftigen? Hiob 30.

Dresden. Dr. Friedrich Böttger.

---

*) Kurzer hebr. Ausdruck für „den, der harte Tage hat.“

Ueber den Ursprung des Chor's in der altchristlichen Basilica,

eine archäologische Vermuthung.

In der Kirche S. Clemente in Rom hat sich jenes höchst eigenthümliche System von Steinschranken erhalten, welches mit der Basilica sichtlich eng verwachsen ist. Bekanntlich hatte der Chor hinter diesen fast mannshohen Mauern seinen Stand. Der Zweck einer solchen Anlage ist an sich klar. Nur scheint es auffallend, daß die ältesten Christen, während sie die Form des Gebäudes selbst von dem Heidenthum entlehnt hatten, eine so charakteristische Einrichtung selbständig erfunden haben sollten.

Betrachten wir das Verhältniß dieses Vertrags zu dem in der Absis aufgestellten Bischofsstuhl, der der Sella curulis des Prätor entspricht, so gewahren wir, daß beide mit einander in einem lebendigen Wechselbezug stehen. Es bedarf nur einiger Erfahrung in derartigen Dingen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß der Chor als bauliche Einrichtung eines sehr bestimmten Gepräges von den ältesten Christen nicht dazu erfunden worden sei. Da, wo man mit dem Urväterhausrath so gewissenhaft und geschickt umzugehen verstanden, ist man sicherlich an so entscheidender Stelle nicht auf Neuerungen gerathen.

Es würde indeß schwer gewesen sein, die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung dieser Umfriedigung, hätte man sie aufwerfen wollen, genügend zu beantworten. Die Erscheinung steht so vereinzelt da, daß sich kaum ein haltbietender Anknüpfungspunkt auffinden läßt.

Giebt man sich freilich mit gewissen wohlfeilen Erklärungsversuchen zufrieden, so erscheint nicht bloß ein solches Bedenken müßig, sondern jede weitere Nachforschung in Betreff der inneren Gründe einer derartigen baulichen Organisation überflüssig.

Man möge es uns unterdessen gestatten, uns nach einer analogen Erscheinung auf dem Gebiete der Denkmälerkunde umzusehen.

Doch auch dies scheint ein nutzloses Bemühen, da unter den altrömischen Basiliken keine einzige Spuren ihrer inneren Einrichtung aufzuweisen hat. Die Stelle, wo der Stuhl des Prätor gestanden hat, läßt sich zwar überall nachweisen, wohingegen noch Niemand den Versuch gemacht hat, für das Tribunal der Richter selbst den geeigneten Platz ausfindig zu machen.

Die Basilica Julia, deren endliche Entdeckung uns mit manchen wichtigen Einzelnheiten des Basilikenbau's bekannt gemacht hat, unterscheidet sich von jeder anderen Basilica dadurch, daß an keiner ihrer vier Seiten eine Spur des halbkreisförmigen Anbau's nachweisbar ist, in welchem der Stuhl des Prätors stand. Eine solche Behauptung würde, da die dem Fluß zugelegene Längenseite dieses Gebäudes noch unter'm Schutt begraben liegt, für voreilig gelten können, hätte uns der capitolinische Stadtplan nicht den Grundriß desselben vollständig aufbewahrt.

Durch die Zeugnisse der Schriftsteller erfahren wir, daß in dieser Gerichtshalle vier Tribunale aufgeschlagen standen, an denen gleichzeitig Prozesse verhandelt wurden. Wo können sich diese befunden haben, und wie mögen sie eingerichtet gewesen sein? — Dies sind Fragen einer keineswegs bloß müßigen Neugier, sondern von einem ebensowohl praktitischen als wissenschaftlchen Interesse.

Bei alten Schriftstellern dürfte man sich umsonst in einer derartigen Angelegenheit Raths erholen. Es ist schon einem glücklichen Zufall beizumessen, daß sie überhaupt der vier Tribunale der Centumviralgerichte, die in der Basilica Julia ihren Sitz hatten, ausdrücklich gedenken. Gewöhnlich bleiben solche Einzelnheiten als Dinge, die der Alltagswelt angehören und sich daher von selbst verstehen, unerwähnt. Erhalten wir ja doch über den erwähnten Gerichthof, bei dem der jüngere Plinius als Richter angestellt war, kaum eine befriedigende Auskunft.

Um so interessanter und lehrreicher wird daher ein Basrelief, welches sich am Triumphbogen des Constantin angebracht befindet, und das, nach Canina's wahrscheinlicher Vermuthung, die fraglichen vier Tribunale der Basilica Julia mit dem Richterpersonal und der sie umgebenden Volksmenge darstellt. Dieses Werk von roher Hand bildet das Gegenstück zu einer anderen höchst wichtigen Schilderung,

die die Rostra neben dem Bogen des Septimius Severus zum Gegenstand hat. Die Unbehülflichkeit des künstlerischen Vortrag's scheint die historische Treue des Wiedergegebenen zu verbürgen. Derjenige, welcher sich in die naive Darstellungsweise solcher improvisirter Steinmetzarbeiten zu finden weiß, und jeden einzelnen Zug zu bewerthen versteht, kann dadurch zu einer ziemlich deutlichen und abgerundeten Vorstellung von dem forensischen Treiben gelangen.

Hier, wo es uns nicht darauf ankommt, ein solches Bild zu entwerfen, begnügen wir uns zunächst, die bauliche Vorrichtung in's Auge zu fassen, welche den Richtern ihre hervorragende Stelle sichert, sie gegen den Andrang der wild wogenden Menge schützt und überhaupt die Ordnung aufrecht erhalten hilft.

Mir scheinen diese Tribunen, über deren Brüstungen die Magistrate erscheinen, mit dem Chor in S. Clemente eine auffällige Aehnlichkeit zu haben, und durch das Eingehen auf diesen Vergleich bin ich nach längerer Erwägung zu der Ueberzeuguug gelangt, daß dieses ganze System bei der Adoption der Basiliken für bischöfliche Kirchen aus den Gerichshallen mit herüber genommen worden ist. Es muß eine solche voraussetzliche Annahme um so begreiflicher erscheinen, wenn wir bedenken, daß die ganze bischöfliche Jurisdiction, die sich in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat, auf der Grundlage des römischen Rechtsverfahrens beruht. Höchst wahrscheinlich hat man auch bloß deshalb der Basilikenform unter allen Bauschemen des classischen Alterthum's bei der Organisation christlicher Kirchen den Vorzug gegeben, weil die neuen Gotteshäuser auf der unverrückbaren Felsenfeste des römischen Rechtsbegriffs errichtet werden sollten.

Die Gewalt, welche in der katholischen Kirche dem Bischof belassen ist, darf, bei Einhaltung ihrer vorschriftsmäßigen gesetzlichen Bahnen, als vollkommen autonom betrachtet werden. Selbst von dem Oberhaupt der Gesammtkirche wird sie respectirt. Die Spuren dieser festen Organisation liegen in der Einrichtung der ältesten Basiliken scharf ausgeprägt vor uns, und es ist dies ein lehrreiches Beispiel von dem folgewichtigen Einfluß, welchen eine principgemäß entwickelte Architektur, die sich alles decorativen Flittertands vorerst streng bescheidet, auf die socialen Zustände, die ihrem Schutz anver-

traut sind, auszuüben vermag. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, bietet die Geschichte der Kirchenbaukunst Anschauungen dar, welche sich auf keinem anderen Gebiete der historischen Forschung so deutlich und übersichtlich erlangen lassen. Ueberall hat sich das kirchliche Leben vermöge seines inneren, auf die Gestaltung einer neuen Weltordnung gerichteten Dranges Organe und characteristisch ausgebildete Hüllen geschaffen, die dem der künstlerischen Zeichensprache Kundigen dieselbe phrenologische Auffassung sichern wie dem Naturforscher die ausdrucksvollen Gebilde der Schöpfung.

Rom. Emil Braun.

Frühling.

1790.

Schallmeien und Flöten,
Tönt frohe Gesänge!
Der Frühling ist da!
Tanzt, Knaben und Mädchen,
Ihm jauchzend entgegen,
Der Frühling ist da!
Herbei, Herbei!
Der blumige Mai
Erweckt uns zu Tänzen und Liedern.

Aus gold'nen Gewölken,
Mit Rosen bekränzt, stieg
Der Frühling herab:
Da blühten die Wiesen,
Da sangen die Vögel.
Der Frühling ist da!
Herbei, Herbei!
Dem blumigen Mai
Ertönen der Vögel Gesänge.

Es streute die Blumen,
Die Blümchen der Frühling
Auf thauige Flur;
Es schmückte die Wälder
Mit hellem Gewande,
Mit blinkendem Laub.
Herbei, Herbei!
Der blumige Mai
Erwecket die Schöpfung vom Schlummer.

Es rauschen die Wälder,
Es flüstern die Winde:
Der Frühling ist da!
Es tönen die Berge,
Es murmeln die Quellen:
Der Frühling ist da!
Herbei, Herbei!
Dem blumigen Mai
Singt freudig die Schöpfung entgegen.

Die Freude.

1790.

Freude! tönt's auf jedem Berge,
Freude rauschen alle Wälder,
Freude murmeln alle Quellen,
Freude! schallt's in jedem Thale.

Freude, Freude überall!
Munter schlägt die Nachtigall,
Und es schwebt durch Busch und Thal
Der frohe Schall,
Der frohe Schall!

Fernher tönt der Wiederhall
Im Gebüsch des Walds, im Thal,
Fröhlich rauscht der Wasserfall:
Freud' überall,
All überall!

Der Thau.

Paramythie. 1790.

Auch Diana, die sprödeste unter den Göttinnen, traf der Pfeil Amors; sie liebte den Endymion, den sie einst schlafend fand. Sie liebte ihn, er sie; sie war glücklich. Doch Endymion starb, sein Geist wandelte in das Reich der Schatten hinab. Diana war untröstlich. Mit Widerwillen spannte sie ihre Rosse vor den goldenen Wagen, unwillig durchfuhr sie ihre Bahn; ihre Thränen fielen auf die Erde herab. Damals sahen die Menschen zum ersten Male am Morgen den Thau. — Noch immer weint Diana um ihren todten Endymion, und Apollo küßt täglich die glänzenden Thränen seiner Schwester.*)

Berlin. L. Tieck.

Mitgetheilt vom Prof. R. Köpke.

Lateinisch.

Quum plerique arbitrentur res bellicas maiores esse quam urbanas, minuenda est haec opinio. Multi enim bella saepe quaesiverunt propter gloriae cupiditatem: atque id in magnis animis ingeniisque plerumque contingit eoque magis, si sunt

*) Als Manuskript gedruckt.

ad rem militarem apti et cupidi bellorum gerendorum. Vere autem si volumus iudicare, multae res exstiterunt urbanae maiores clarioresque quam bellicae. Quamvis enim Themistocles iure laudetur et sit eius nomen quam Solonis illustrius citeturque Salamis clarissimae testis victoriae, quae anteponatur consilio Solonis ei, quo primum constituit Areopagitas: non minus praeclarum hoc quam illud iudicandum est. Illud enim semel profuit, hoc semper proderit civitati: hoc consilio leges Atheniensium, hoc maiorum instituta servantur. Et Themistocles quidem nihil dixerit, in quo ipse Areopagum adiuverit: at ille vere ab se adiutum Themistoclem. Est enim bellum gestum consilio senatus eius, qui a Solone erat constitutus. Licet eadem de Pausania Lysandroque dicere: quorum rebus gestis quanquam imperium Lacedaemonis putatur dilatatum; tamen ne minima quidem ex parte Lycurgi legibus et disciplinae conferendi sunt. Quin etiam ob has ipsas causas et parentiores habuerunt exercitus et fortiores.

Cicero de Officiis, lib. I. cap. 22. § 74 sq.

Wenn die meisten Menschen die Thaten des Kriegs für größer achten, als die Thaten des Friedens und der Verwaltung, so bedarf diese Meinung einer Berichtigung. Denn Viele haben oft nur um ihrer Ruhmsucht zu fröhnen, Kriege herbeizuführen gesucht; ja bei Männern von großem Geist und Herzen ist dies meistens der Fall und zwar um so mehr, wenn sie Geschick für das Kriegswesen und Begierde nach Kriegführung in sich tragen. Dürfen wir aber ein offenes Urtheil aussprechen, so hat es viele Thaten der Staatsverwaltung gegeben, welche größer und herrlicher waren, als die des Kriegs. Denn wenngleich z. B. Themistocles mit Recht gepriesen wird, auch sein Name glorreicher dasteht, als der des Solon, und man die Insel Salamis immer als Zeugin eines der herrlichsten Siege nennt, den man über die Solonische Maßregel, durch die er die Areopagiten in das Staatsleben eingeführt hat, setzen zu dürfen glaubt: so ist dennoch dies für nicht minder vortrefflich als jenes zu erachten; denn jenes hat nur einmal dem Staate genützt, dies wird ihm immer nützen; durch diese Maßregel werden die Gesetze der Athener, durch diesen die Einrichtungen der Altvordern erhalten.

Und Themistocles dürfte nichts anzuführen im Stande sein, wodurch er dem Areopag genützt hätte, wohl aber kann dieser behaupten, daß Themistocles durch ihn unterstützt worden sei. Ist doch zufolge des Einflusses eben dieses Senates, den Solon eingerichtet hatte, der Krieg geführt worden. Das Nämliche darf man von Pausanias und Lysander sagen: denn zwar wird es als deren Verdienst angesehen, daß durch ihre Thaten die Herrschaft Lacedämons erweitert worden sei: deßungeachtet aber halten jene Männer nicht im mindesten mit den Gesetzen und der Staatsverfassung Lycurgs den Vergleich aus; ja diese allein waren ja der Grund, weswegen jene gehorsamere und kriegstüchtigere Heere commandirten.

Berlin. Uebertragen v. Dir. Dr. F. Ranke.

Choral

zur Feier des Geburtstages

Sr. Majestät

Friedrich Wilhelm IV.

am 15. October 1851.

Allmächt'ger, großer Gott!
Du, dem das Herz vertrauet!
Du, der im ew'gen Licht
Der Erde Nacht durchschauet!
Des Tages schwarz Gewölk
Mit einem Hauch zerstreut,
Daß freud'ges Leben sich
Ringsum im All erneut.

Blick Du voll Gnad und Huld
Auf Preußens weite Gauen!

Laß in bedrängter Zeit
Uns Deine Weisheit schauen!
Schürz' fest und fester Du
Das alte heil'ge Band,
Das Volk und Herrscher stets
Zum Heil des Reichs verband.

Gieb Du dem heut'gen Tag
Die volle reiche Weihe!
Zieh fromm das Herz empor,
Daß es in Dir sich freue
Der Gabe Deiner Huld;
Es sah das Licht der Welt,
Den Deine Weisheit uns
Zum Herrscher auserwählt.

Laß seinen frommen Geist
Noch tiefer heute fühlen,
Wie Du in Sturm und Nacht
Auf bangen, schweren, schwülen
Gewitterwolken schwebst,
Wie ihn Dein Arm geschirmt,
Als wilde Brandung sich
Zu Berges Höh'n gethürmt.

Verleih, Allgütiger,
In bangen schweren Zeiten
Ihm ferner Deinen Schutz!
Mag Deine Gnad' ihn leiten,
Daß er im Kampf für Recht
Des Siegers Wonne fühlt!
Der Palmen heil'ger Zweig
Die heiße Stirn ihm kühlt.

Greifswald. Julie Erichson.

Dem Andenken

Friedrich August's II., Königs von Sachsen,

des Versöhnenden.

Noch immer will sie nicht vernarben,
Um seinen Tod die Wunde tief,
Seit ihn der Herr zu seinen Garben
Versammelt' und zur Glorie rief.
Es strahlt, untrennbar fest verwachsen,
Sein Bild — wie er gewirkt so treu —
In dem Gedächtniß aller Sachsen
Und Lieb' verjüngt es täglich neu.

Wohl selten wird ein Fürst gefunden
Ein Königssproß aus edlem Haus,
Dem so Verehrung, eng verbunden,
Folgt über Tod und Grab hinaus.
Sie haftet fromm an seinem Schilde,
Der ohne Flecken, wie sein Pfad;
Licht war sein Geist, sein Wort war Milde
Und reinste Liebe seine That!

Er suchte nicht den Ruhm der Schlachten,
Und doch war Sieger er und Held,
Den Geistern, die nach Höchstem trachten,
Dem Kreis der Edlen treu gesellt.
Mocht' ihn der Wahn mit Dornen krönen,
Ward ihm für Lieb' des Undanks Lohn:
Verzeihend mild, groß im Versöhnen,
Erfüllt' er seine Mission.

O Sendung, heilig ohne Gleichen!
Versöhnung predigt selbst sein Tod,
Daß sich die Hände Solche reichen,
Die sonst in Haß und Zorn geloht.
Vollendend seine Laufbahn tragisch,
Erschüttert er die Seelen ganz
Und zieht Verirrte wieder magisch
Zum Haus Wettin, zum Rautenkranz.

So wirkt er noch im Tod beständig
Und lebt unsterblich zwiefach fort:
Hier, wo sein Name stets lebendig
Dem Hochsinn tönt als Losungswort,
Wo er, wie Kaiser Barbarosse
Im Berg, in unserm Herzen thront —
Dort, wo, des ew'gen Heils Genosse,
Bei Sel'gen er ein Sel'ger wohnt.

O schau', Verklärter, schau' hernieder
Auf Sachsen, auf dein ruhmvoll Haus!
Es schmückt den Thron ein Edler wieder:
Johann, der Fels im Wellenbraus.
Wie Du kam, Er dem Volk entgegen,
Das Ihm vertrauet, mit Vertrau'n —
O Gott, laß Deinen vollsten Segen
Auf des Gesalbten Krone thau'n! —

Dresden, 1855. **Eduard Kauffer.**

Albumblatt.

Nur der ist glücklich in dieser Welt,
Der gewiß ist in jener glückselig zu werden!

Berlin, 1844. **Dr. Fr. Strauß.**

Syrisch.

ܠܐ ܬܥܘܪ ܥܝܢܐ.
ܕܡܚܫܒܬܟ ܒܒܨܝܐ.
ܕܢܚܫܟ ܒܗ ܬܪܥܝܬܟ.
ܕܠܐ ܡܨܝܐ ܕܬܚܙܐ ܒܗܘ.
ܒܗ ܒܥܝܢܐ ܡܫܦܝܐ.
ܒܗ ܠܐܒܐ ܘܠܒܪܐ.
ܘܐܦ ܪܘܚܐ ܩܘܕܫܐ܀
ܠܐ ܢܫܡܘܛ ܠܗ ܐܢܫ.
ܠܠܫܢܗ ܐܝܟ ܣܝܦܐ.
ܠܐ ܬܗܘܐ ܐܦ ܬܪܥܝܬܟ.
ܩܫܬܐ ܠܫܡܝܐ.
ܠܐ ܬܗܘܐ ܬܘܒ ܒܨܝܐ.
ܐܝܟ ܚܘܝܐ ܒܝܫܐ.
ܡܪܬܐ ܡܥܠܐ ܠܫܡܘܥܝܗ܀

Verblende nicht das Auge
Des Denkens dir durch Grübeln,
Daß sich der Geist verfinstert
Und nicht vermag zu schauen
Mit ungetrübtem Auge
Den Vater sammt dem Sohne
Und sammt dem heil'gen Geist.
Nicht zucke irgend einer
Die Zunge gleich dem Schwerte,
Nicht spann er die Gedanken
Als Bogen gen den Himmel,
Nicht sei die kecke Forschung
Gleich einer bösen Schlange,
Die Gift den Hörern bringt!

Berlin. R. Gosche.

Aus dem Tagebuche eines Lutheraners.

1.

„Es muß allezeit Eine heilige christliche Kirche sein und bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangelii geweiht werden.“ Mit diesem Bekenntniß nahmen unsere Väter im J. 1530 den Namen der Kirche im ganzen und vollen Sinne für sich in Anspruch. Aber nicht im ausschließlichen Sinne. Der Wahn, daß sie, die verhältnißmäßig kleine Bekennerschaar in deutschen Landen, die Versammlung aller Gläubigen seien, lag ihnen ferne. Im Gegentheil war dies ihr Trost und Schutz und Trutz, daß die Kirche Gottes keines äußerlichen Mittelpunkts bedürfe und nicht in äußerliche örtliche Grenzen eingepfercht sei. Ueberall, wo Gläubige, wo auch nur zwei oder drei in Christi Namen versammelt sind, ob sie gleich (wie Luther 1539 in Leipzig predigte) in der Tiefe des Meeres oder tausend Klafter im Innern der Erde, da ist fürwahr die Eine heilige apostolische Kirche. Ihr unsichtbares Wesen ist das aus Gott geborene und im Glauben athmende Leben. Reines Wort und Sacrament aber ist ihre sichtbare Erscheinung. Nicht als ob da, wo Wort und Sacrament getrübt, verdunkelt und nur stückweise rein sich finden, gar nicht die Kirche wäre; sie ist auch da und überall ohne Ausnahme, wo dem Herrn durch Wort und Sacrament Kinder geboren werden, sie ist da in nur mangelhafter sichtbarer Erscheinung und entspricht nicht wahrhaft ihrem heiligen Berufe.

2.

Es ist der Eine Glaube der Einen heiligen christlichen Kirche, welche sich nach der Ueberzeugung der lutherischen Kirche im Wort ihres Bekenntnisses zusammengefaßt hat. In ihrem Bekenntniß ist sie katholisch, aber die Kirche ausschließlich ist sie nicht. Sie ist eine Kirche unter anderen. Alle haben gliedlichen Antheil am Leibe Christi, alle sind Zweige Eines Stammes, obwohl nicht in allen Zweigen Saft und Kraft des Weinstocks in gleicher Fülle quellen und nicht

alle, ohne mißbildenden Einflüssen Raum zu geben, reine Gestaltungen des Geistes sind. Betrachten wir das lutherische Bekenntniß, so ist es die köstlichste, von Mißbildung freie Glaubensfrucht an dem Einen Stamme, die aus Klarheit in Klarheit fortgeschrittene Heilserkenntniß der Kirche Christi ist sein Inhalt. Betrachten wir aber die Kirche dieses Bekenntnisses, so ist sie nur in so weit ein frischer fruchtbringender Zweig, als sie dasjenige in ihren Gliedern lebendig glaubt und bethätigt, was sie bekennt. Die übrigen Kirchen sind in so weit frische fruchtbringende Zweige, als so viel von Heilswahrheit ihr Bekenntniß ausspricht, von ihnen lebendig geglaubt und bethätigt wird.

3.

Das Symbol ist Bekenntniß der Kirche, diese als eine Gesammtheit von Ständen, Gaben und Kräften betrachtet. Das Symbol hat nicht für jeden Einzelnen dieselbe Bedeutung, wie für die Kirche im Großen. Der Kern des Symbols ist die Catechismuswahrheit, welche für alle Glieder der Kirche gleichermaßen erkennbar ist. Nicht alle sind gleicherweise an den Kämpfen der Kirche betheiligt, nicht alle sind Auge am Leibe. Es wäre unrecht, wenn man das Symbol deshalb als ein Machwerk der Schule ansähe, (diese als Gegensatz der Kirche gefaßt) weil es die Schriftlehre in ihren Consequenzen so weit verfolgt, als es weder im Beruf noch in der Fassungskraft jedes Einzelnen liegt.

4.

Sehe ich auf den Streit der Kirchen, so getröste ich mich dessen, daß bei all dieser Zerrissenheit dennoch Einheit des Grundes und Einheit des Zieles der Gesammtkirche bestehen, Einheit des Grundes laut 1. Cor. 11, 13 und Einheit des Zieles laut Eph. 4, 13. Unzerreißbar allen menschlichen Mächten ist die Christenheit durch die göttlichen Thaten verbunden, welche mittelst des Wortes und der heiligen Sacramente an ihr geschehen, und alle menschlichen und dämonischen Hindernisse überwindend, wächst sie heran zum Altersmaße der Fülle Christi. In der gegenwärtigen mittleren Kirchenzeit ist die wahre Einheit noch keine gegenwärtige, sondern eine zukünftige.

5.

Der Kern unseres Bekenntnisses, dem schweizerischen gegenüber, ist klar und faßlich. Die lutherische Kirche bekennt, daß der Menschensohn aufgefahren ist über alle Himmel, auf daß er Alles erfüllete, und daß die Kirche hienieden nicht blos von der Kraft des abwesenden, sondern von dem Walten des in ungetrennter gottmenschlicher Persönlichkeit gegenwärtigen erfüllt ist; sie bekennt, daß der alle Menschen umfassende göttliche Gnadenwille, der im neuen Bunde thatsächlich offenbar geworden, so wahrhaftig heiliger Ernst ist, als Gott sein beschworenes Wort nicht brechen kann; daß endlich die Sacramente nicht in alttestamentlicher Weise bloße Zeichen, sondern in irdischer Hülle uns entgegengebrachte himmlische Gaben sind. Ließe unsere Kirche sich von ihrem Bekenntnisse zur Herrlichkeit des erhöheten Menschensohnes etwas abdingen, so hätte sie keine Liebe zu ihrem Haupte; ließe sie wider den göttlichen Eidschwur die Gnadenabsicht Gottes beschränken, so hätte sie keine Liebe zur erlösten Menschheit; gäbe sie aber den objectiven, von menschlichen Zuständen unabhängigen Inhalt der Sacramente auf, so versündigte sie sich an den Brunnquellen ihres Heils, an den Gottesgeheimnissen, in welchen die gegenwärtige Einheit der Gesammtkirche und deren zukünftige Herrlichkeit wurzelt.

6.

Man klagt über die selbst auf dem Gebiete der Heidenmission sich geltend machende confessionelle Zerissenheit, man verlangt Einigung wenigstens der protestantischen Confessionen in der Missionsarbeit, man findet die Grundbedingung größerer Erfolge in Centralisirung der Kräfte. Aber auch hier ist die Einigung nicht Sache menschlicher Klugheit und Willkür. Wir müssen uns in die Zerissenheit fügen, bis der Geist Gottes über die zerissenen Glieder kommt, und diese sich in verjüngter pfingstlicher aus der Wahrheit gebornen Liebe zusammenfinden. Dabei fehlt es uns auch nicht an mancherlei Troste. Es wird doch von allen Confessionen Jesus Christus, wahrer Mensch und Gott, gepredigt, und so viel Holz, Heu und Stoppeln auch auf diesen Einen Grund des Heils gethürmt wird, wir können diesen Ueberbau mit derselben Ruhe wie der Apostel, (1 Cor.

3, 11 ff.), dem Feuer der göttlichen Entscheidung überlassen; wir können und müssen mit demselben Apostel, der von seinem Gefängnisse aus Judenchristen in einer ihm feindlichen, sowohl der Gesinnung als dem Inhalte unlauteren Weise wirken sehen mußte, getrosten Muthes ausrufen (Phil. 5, 18): „Daß nur Christus verkündiget werde allerlei Weise, es geschehe zufallens oder rechter Weise, so freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen." Schon damals, als die Kirche noch unter der einheitlichen Leitung des Apostolats stand, war ihre äußere Einheit daheim und auf dem Missionsgebiet vielfach durchbrochen. Gott aber, der Allbarmherzige, hat diese von Anfang an vielspältige evangelische Predigt sich gefallen lassen. Ganze Völker haben, durch arianische Verkündiger gewonnen, Christo ihre Kniee gebeugt; ganze Völker sind durch die gräzisirende Predigt altbritischen Bekenntnisses bekehrt worden, und wie viel verdanken wir alle dem Wirken des Bonifacius, der bei aller geistlichen Größe von einer gesetzlichen unfreien Richtung und einem starken Beisatz von Aberglauben nicht freigesprochen werden kann! Gottes Rosse, sagt sein Prophet (Hab. 3, 15), gehen im Meer, im Schlamm großer Wasser. Der Siegeswagen Jesu Christi zieht über Menschengedanken erhabene, für Menschenaugen labyrintische Wege. Und liegt nicht auch darin ein gewaltiger Trost, daß alle Kirchen und Sekten den Heiden die Gnadenmittel bringen, durch welche sich die göttlichen Thaten der Heilszueignung vollziehen? Sehen wir von den Sacramenten ab, so wird doch von allen Confessionen, wenigstens den protestantischen, den Heiden das geschriebene Wort Gottes dargereicht, dieses alles umschließend. Grundlegliche Gnadenmittel, gereicht mit dem übereinstimmigen Bekenntniß, daß Jesus Christus wahrer Mensch und Gott, der einige Heiland der Menschen, Kern und Stern dieses Wortes ist. In den Besitz dieses Wortes gesetzt, können und sollen die Gläubigen aus der Heidenschaft es so machen, wie die von Beröa (Apostelg. 17, 11.) Freilich haben alle diese Trostgründe ihre betrübende Kehrseite. Der rechte letzte Trost liegt in dem wahren Wesen der Kirche, wohin das Glaubensauge durch die diesem Wesen so wenig entsprechende Aeußerlichkeit der Erscheinung hindurchdringt. Mag die Einheit der sichtbaren Kirche noch so sehr zerrissen und zerklüftet sein, es giebt eine unsichtbare Einheit der Kirche oder, was

dasselbe, eine Einheit der unsichtbaren Kirche so innig, so vollkommen, so unzerreißbar, wie die Einheit Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Diese unsichtbare Gemeinschaft des Lebens aus Gott ist auch die unsichtbare Einheit der Mission. Sie ist ihre in die Tiefen der Gottheit hineinreichende Wurzel, ihr von der Liebe Christi getriebener und der Heidenschaft fühlbar werdender Herzschlag. Wo immer auf dem Missionsgebiete aufopfernde und nöthigenfalls sich selber opfernde Hingabe sich bethätigt, da ist sie ein Kennzeichen dieses um das Missionswerk geschlungenen unsichtbaren Einheitsbandes. Und wo immer Jesus Christus, der Sohn Gottes, der Gekreuzigte und Auferstandene, gepredigt wird, da ist jene unsichtbare, Christo bräutlich verbundene Gemeinde im Wachsthum begriffen, da werden Kinder Gottes geboren wie der Thau aus der Morgenröthe. Das ist unser Trost, womit wir uns gegen allen Indifferentismus auf dem Missionsgebiete wappnen. Es sind viele Fahnen der Christenheit, welche dort sich drängen und auch unsre lutherische Kirche entfaltet da die Fahne ihres guten schriftgemäßen Bekenntnisses. Sie weiß sich im Besitze des reinen Wortes und der stiftungsgemäßen Sacramente und behauptet deshalb ihre Selbständigkeit mit getrostem siegesfreudigen Muthe. Will ihr aber der Blick auf die Gesammtkirche daheim und in der Heidenwelt ihre Freudigkeit trüben und ihre Entschiedenheit schwächen, so erinnert sie sich bald, daß es eine unsichtbare Einheit der Kirche giebt, welche geglaubt sein will, und faltet in fröhlicher Hoffnung der einstigen Offenbarung dieser Einheit die Hände und betet: „Ich glaube an den heiligen Geist, Eine heilige christliche Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen.“

7.

Man sollte denken, daß nach der Reichsspaltung das Reich Juda sich um so treuer gegen Jehova bewiesen hätte, je schnöder es von dem Schwesterreiche zurückgestoßen wurde, und je warnender das Beispiel seiner selbsterwählten Gottesdienste und ihrer Folgen war, welches es vor Augen hatte. Aber abgesehen von der unläugbaren allgemeinen Thatsache, daß das Gesetz vom Sinai überhaupt nie volle Wahrheit und Wirklichkeit in dem Gemeinleben des alttestamentlichen Gottesvolkes geworden ist, und daß auch so der pauli-

nische Satz sich bestätigt, daß das Gesetz nur Zorn anrichtet, bewährte sich hier die traurige Erfahrungsthatsache, zu welcher auch die Geschichte der lutherischen Kirche einen traurigen Beleg liefert, daß die Lebendigkeit und Treue einer Gemeinde in umgekehrtem Verhältniß zu stehen pflegt, zu der Fülle der in ihr anerkannten Wahrheit und den in ihr fließenden göttlichen Segensquellen, während hinwieder an dem Reiche Israel sich beobachten läßt, daß da, wo der Cultus selbst dem sinnlichen und fantastischen Hange des Menschen entgegenkommt, die kirchlichen Einrichtungen weit tiefer mit dem Volksleben verwachsen, und dieses weit seltener sich in offenen Zwiespalt zu denselben setzt. In dem Reiche Israel ist eigentlicher Götzendienst nur unter der Dynastie Ahabs, und auch unter dieser nicht einmal während ihrer ganzen Dauer herrschend gewesen; der Jehovadienst selbst war dort durch thierbildliche Darstellung Jehova's, und die dadurch unwillkürlich und nothwendig herbeigeführte synkretistische Vermengung desselben mit den heidnischen Naturgottheiten zum Götzendienste geworden, und es war damit dem götzendienerischen Gelüste des Volkes ein Genüge gethan. Im Reiche Juda dagegen, wo die gesetzmäßige Gottesdienstordnung in dem Ernste, der Strenge und der spröden Keuschheit ihrer Formen, der Verfleischlichung widerstrebte, ist von den letzten Jahren Salomo's an eigentlicher Götzendienst abwechselnd nur mit pharisäischem Jehovadienst, oder begleitet von demselben, fast ununterbrochen im Gange gewesen. Und doch war das wahre religiöse Gemeinwesen und (so zu sagen) die sichtbare Kirche des alten Bundes, welcher jeder wahre Israelit sich anzuschließen hatte, nicht im Reiche Israel, sondern im Reiche Juda. Denn im Reiche Israel waren die der Gemeinde des alten Bundes von Jehova gegebenen Grundlagen von Staats wegen wesentlich alterirt worden; im Reiche Juda dagegen bestanden sie, selbst wenn sie von den Gräueln des Götzendienstes verschüttet waren, doch immer zu Recht, und es bedürfte im Fall der Buße nur der Wegräumung des heidnischen Schuttes von den nie schlechthin verläugneten, aber auch nie sich unbezeugt lassenden göttlichen Ordnungen, wogegen es im Reiche Israel im Fall gründlicher Buße einer ganz neuen Grundlegung bedurfte. Wie schwer aber eine solche neue Grundlegung ist, zeigte sich daran, daß das Reich der zehn Stämme, nachdem es

einmal die Integrität seiner göttlichen Grundlagen angetastet hatte, gewissen Schrittes, ohne je sie wieder zu gewinnen, zu Grunde gegangen und spurlos zerstoben ist, während Juda, durch den festgehaltenen Buchstaben der Thora vor gänzlicher Fäulniß geschützt, noch heutiges Tages mumienartig, aber einer Auferweckung entgegensehend, fortbesteht. So unberechenbar viel liegt an der Erhaltung rechtbeschaffener religiöser Formen; denn göttliche Formen erfüllen sich selber wieder mit göttlichem Leben, während ihre Wiederherstellung, wenn sie einmal zertrümmert sind, jenseit menschlicher Möglichkeit liegt.

Erlangen. F. Delitzsch.

Die evangelische Union

der protestantischen Haupt-Parteien in Deutschland.

Von dieser Vereinigung, einem vorgezogenen Gegenstande des Hasses und der Liebe unserer Zeitgenossen, versuche ich, ebensowohl auf Verlangen als aus Beruf, in der Kürze eine deutlichere Zeichnung zu geben als das theilnehmende deutsche Publikum aus den Streit-Verhandlungen durch nur zufällige Einblicke zu entnehmen vermag.

Sie ist allerdings in unserem Jahrhunderte seit dessen zweitem Jahrzehend in solchem Umfange und in solcher Art anbebahnt und vollzogen worden, wie vordem seit der Trennung noch nie. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß die Trennung selbst von jeher nicht in demselben Grade überall und immer statt gefunden hat, woraus sich von selbst ergiebt, daß auch die Union in irgend einer Kraft und Wahrheit gesucht, gewollt und angebahnt und ausgeübt zu werden seit 1534, da sie sich zum ersten Male vollzog, niemals aufgehört oder erst angefangen hat.

Die Geschichte eines großen Gemeinlebens von kräftigem Ursprunge verläuft nicht in bloßer Entwickelung mannichfaltiger Keime. Sie hat Widersprüche zu überwinden und Trennungen zu heilen, und erreicht das eine wie das andere kraft eines Nachtriebes aus

dem Grundleben. Wenn sich die dualistische oder pantheistische Philosopie des zweiten Jahrhunderts des Christenthums und der Kirche wie auf den Raub bemächtigt hatte, so mußte der Widerspruch zwischen der luftigen Gnosis uud dem grundthatsächlichen Evangelium erkannt, und die ganze Ausschließungskraft des gemeinchristlichen Bewußtseins ihr gegenüber bethätigt werden. Das Christenthum mußte, kraft seines wesentlichen Selbsterhaltungstriebes katholisch oder antignostisch werden. Hier so wenig als in den eigentlichen Fällen aufkommender Ketzerei war von Separation und Union die Rede. Dagegen hatte schon der Unterschied der Apostel, Petrus und Paulus, Paulus und Apollos, trotz der apostolischen Einheit und Gemeinschaft, wenn die Secten sich durcheinander zu bereichern und zu ergänzen, wenn sie im Fundamente sich anzuerkennen nachgelassen, spröde und hitzige Trennungen veranlaßt. Allein die Möglichkeit und sittliche Noth der Wiedervereinigung blieb übrig; die Apostel vereinigten ihre eignen Parteien, und Paulus zeichnete im Schreiben an die Korinthische Gemeine die Gesetze des Gemeinlebens vor, nach welchen Separationen zu beurtheilen und zu behandeln sind. Er gab ein Beispiel von evangelischer Union für immer, rüstete sie mit dogmatischen und ethischen Prinzipien aus und machte so erst möglich, daß die christliche Katholicität im zweiten und dritten Macht genug zu gewinnen im Stande war, um zur Heilung von Trennungen, zur Ueberwindung von grundstörenden Behauptungen oder Verneinungen, welche im Innern aufkommen konnten, sich für die Zukunft gerüstet zu zeigen.

Diejenige Union nun, von der wir reden, ist vorzugsweise eine deutsche Sache und ein deutsches Erforderniß. Zwar, wie dürfte überhaupt von der evangelischen Reformation im 16. Jahrhundert die Rede sein oder von einer evangelischen Kirche, der Römischen und den Secten gegenüber, wenn das Deutsche, das älteste davon, mit dem, was der Schweiz, was den Niederlanden, was Scandinavien, Frankreich, Schottland, England zugefallen ist und in den übrigen romanischen oder slavischen Ländern auf eine Zeit lang verfangen hatte, eine Wesens-Einheit nicht gehabt hätte! demungeachtet ist, wenn man die Unterschiede und Gegensätze innerhalb des europäischen Evangelismus finden und mehr erfassen will, auf die Nationalität

der Reformation nicht weniger als auf Anfänger und leitende Persönlichkeiten zu achten. Diese eben selbst sind sowohl Kinder ihres Volks wie Väter und Lehrhäupter der da oder dort zu Stande kommenden kindlichen Erneuung. Dazu kommt die verschiedene Landesverfassung und die Wechselwirkung zwischen den verschiedenen Landesobrigkeiten und den Bevölkerungen, zwischen den Fürsten und Theologen; nicht minder die vorreformatorische Geschichte jedes Landes. Keines dieser eigenthümlichen Verhältnisse wirkt blos dahin, daß etwa die eine Reformation nur vorzugweise ihre Kraft in der Verfassungs- oder in der Culturbildung oder aber in der Lehre äußerte, sondern sie wirken alle auch mit auf Theologie, Lehrart und Bekenntniß ein. Das Glaubensbekenntniß der Kirche von England ist eben ganz engländisch, die Westminster-Confession schottisch und bestrebt sich vergebens England zu gewinnen. Alle diese Bekenntnisse, dazu das französische und das schweizerische, sind und heißen reformirte, aber in wie verschiedenen Graden werden sie von der Lehre Calvins afficirt! Wir haben in der evangelischen Kirchengeschichte zwei große nach allen Welttheilen hin wirkende Gemeinen in der Gemeine, die deutsche Brüder-Unität, und die Methodisten in England. Aber wie anglikanisch erweist sich die eine, wie deutsch die andere schon darin, daß jene von Anfang her schon allen confessionellen inneren Zwiespalt durch Zulassung und Vereinigung von drei Lehr-Tropen vorbringt, während die andere nicht ohne dogmatische Spaltungen hat bleiben können.

Die evangelische Union ist in einer zwiefachen Hinsicht conservativ. Einmal nämlich dadurch, daß sie das gemeinevangelische Bekenntniß, welches den Kern aller reformatorischen Confessionen ausmacht, also die Lehre vom sündlichen Verderben des Menschengeschlechts und die Ausschließlichkeit des Heiles in der Gemeinschaft des gottmenschlichen Heilandes, oder das Bekenntniß zur Gerechtigkeit aus dem Glauben an den Versöhnungstod Christi und die Voraussetzungen davon, welche in dem altkatholischen Kirchenglauben enthalten sind, gegen rationalistische Verflüchigung aller dieser Stücke oder gegen einen die Wahrheit noch suchenden, zunächst bloß verneinenden Protestantismus wieder in Kraft setzt, und im Zeitpunkte ihrer jüngsten Vollziehung oder Anbahnung wirklich, offenbar

und handgreiflich mit einer neuen von Wissenschaft und Erfahrungsglauben geförderten Strömung positiver Theologie zusammengegangen ist, und dann dadurch, daß sie keiner confessionellen Eigenthümlichkeit Gewalt thut, sondern sie soweit es recht und noth ist, hegen und pflegen läßt. Die Union ist, wie man zu sagen pflegt keine Mischung zweier Bekenntnisse noch eine Aufzehrung des einen in das andere. Wenn nun aber zum conservativen Charakter der Union ausdrücklich mitgerechnet zu werden pflegt, daß in keinem Sinne ein drittes Bekenntniß infolge derselben entstehen dürfe, so hat das sein Bedenken, und es scheint nöthig zur Erläuterung dieser Angelegenheit auf Wesen und Zweck der Union und auf den Unterschied der wendenden und vollendeten, auf den Unterschied von Stufen und Ziel dieser Bewegung näher einzugehen.

Zwei große deutsch-evangelische Vereine, der Verein der Gustav-Adolph-Stiftung und der Kirchentag, tragen bereits an der Stirn ihres Statutes ein anderwärts nicht zugelassenes Drittes: Unirte Kirche; und dieses Verhältniß wird von der einen Seite her Conföderation genannt. Man trägt damit dem thatsächlichen Bestande der Landeskirchen Rechnung, und hat dabei möglicher Weise noch im Sinne, daß es ein geringeres Uebel sei, das, was an und für sich nicht sein sollte, de facto anzuerkennen, als die Mitwirkung eines so großen Theils der Evangelischen zu entbehren. Wo nun wirklich von Union die Rede ist, giebt es nicht bloß auf dem Gebiete der Vereine, sondere innerhalb der gebundenen und geordneten Kirchlichkeit eine von der einen Seite, sie stelle sich in Individuen und Familien oder in Parochieen und Complexen derselben dar, der andern geleistete Kirchengemeinschaft. Die letztere ist möglicher Weise eine nur verhältnißmäßige, so daß z. B. nach der dringenden Forderung, mit welcher Spener und auch Caspar Calvör, General-Superintendent des Fürstenthums Grubenhagen, die evangelichen Gewissen anging wenn die Gemeinschaft des heiligen Abendmahls noch nicht zu erreichen sei, da die Gemeinschaft des Gottesdienstes einzugehen, wirklich verfahren wird, während sich etwa die confessionelle Minderheit einer Ortsgemeine der Communion wegen nach zu einer andern hält. Dieser Grad

von Kirchengemeinschaft kommt jedoch zu keiner vollen Bedeutung, so lange nicht Prediger und Liturgen von ursprünglich verschiedener Confession dennoch kraft der evangelischen Amts-Einheit entweder abwechselnd oder in der Amtsfolge dieselbe Kanzel und Gebetsstätte bedienen dürfen. Im entgegengesetzten Falle erscheinen immer die Anderen nur als geduldete Gäste, und es ist nur um ein Weniges anders, als wenn ein evangelischer Christ, da er gar nicht in der Lage ist, sich mit seines Bekenntnisses Genossen erbauen zu können, soweit er sich daran zu betheiligen vermag, an einem sektenmäßigen, oder gar am römischen christlichen Gottesdienste Antheil nimmt. Ist aber die gottesdienstliche Union und mit derselben die amtspersönliche erreicht, und bedarf es, um von der reformirten Gemeine zur lutherischen überzugehen keines Aus- und Eintritts, so darf in der That nicht allein die Noth der zeitlich örtlichen Lage einer protestantischen Bevölkerung, sondern auch die sittlich gefühlte Nothwendigkeit zur sakramentlichen Union treiben; und ist dabei die Voraussetzung nicht die, daß man auf oder unter der Evangelischen die Sonderkonfession, in der man steht, verläugne und unterdrücke — es liegt im Begriffe der Union, daß sie die Anhänglichkeit an die eine oder andere Auffassung frei läßt — sondern die, daß die absichtliche Controverse entweder der theologischen Schule und Literatur überlassen oder in den Schranken der Friedlichkeit geführt werde. Der Unterschied der Lehre kann nicht mehr wie ein das Heilsbewußtsein der Christen anrührender Widerspruch gelten. Anders als unter allen diesen Bedingungen ist denn auch heut zu Tage von keiner zu Recht bestehenden Union die Rede. Sie geht bekanntlich hin und wieder noch über diesen Grad der Vollziehung hinaus. Schon bis hieher vorgeschritten, hat sie nicht allein eine Union des Kirchenregiments, sondern auch eine Union der Theologie und der theologischen Lehranstalten zur Voraussetzung. Beide Voraussetzungen bestanden in Deutschland schon geraume Zeit in irgend einem Maaße, ehe sie vollzogen ward. Eine geschiedene Regierung und Verwaltung der beiden evangelischen Confessionen hörte mehr und mehr auf; die in dem Landesherrn vereinigte evangelische Kirchengewalt und die bis in die einzelnen Landeskirchen hereinreichende Gleichberechtigung der evangelischen Bekenntnisse erleichterte die Anwendung der Consistorial-

Verfassung auf die reformirten Gemeinden, und erschwerte, abgesehen davon, daß dieselben als ursprünglich deutsche, mit wenigen Ausnahmen von Alters her eines ausgeprägten Verfassungswesens entbehrten, das Bestehen ihrer ganzen Eigenthümlichkeit.

Wie aber durfte, fragt man stets von neuem, die Union der Lehre, des Bekenntnisses, der dogmatischen Formeln in Bezug auf katechetische und liturgische Ausübung umgangen, oder wie es auf einigen Unionsgebieten geschah, so leichthin vollzogen werden? Gerade von denen, die dabei mit dem vollsten Bewußtsein sich des Formulirens enthielten und die dogmatische Union mit größter Entschlossenheit auf Vertrauen, auf Geist und Leben stellten, es mochten Kirchenregierungen oder Theologen sein, handelten möglicher Weise am meisten in Gemäßheit der Lage der Dinge. Wie stand es denn zu der Zeit, als der evangelische Glaube wieder aufkam, um das confessionelle Bewußtsein in der trennenden Bedeutung? Was nannte man kirchliches Leben? Seit einem Jahrhunderte waren, unter Vorgang der Väter des Pietismus, unter Nachwirkung der geschichtlichen Methode Calixt's, die Bande derjenigen lutherischen Orthodoxie, welche ohne Scholastik nicht wohl sich halten konnte, durch eine verallgemeinende und vermittelnde Lehrweise mehr und mehr gelöst worden. Die natürliche Theologie, die populäre Philosophie, dann die Einwirkungen Semlers, Lessings, Jakobis, Kants, Schleiermachers kamen hinzu, und es handelte sich eine so lange Zeit auf dem weiten Gebiete der deutschen Bildung um viel tiefere und mächtigere Fragen, als jemals die Controverse von Lutheranern und Reformirten in sich gefaßt hatte, um die Lehre Jesu oder das Christenthum, um eine bloße Religion überhaupt oder thatsächliche Heils- und Offenbarungswahrheit. Wenn seit Jahrzehenden fast alle namhafte deutsche katholische Theologen und ein Sailer nicht weniger als die Oberthür, Onymus, Winter u. s. w. mit der leitenden protestantischen Bildung dahin zusammenstimmten, es sei auf Versittlichung durch die christliche Religion, auf wahres Menschen- und Volksthum abgesehen, so habe man sich nicht darüber zu wundern, daß bei Beginn unsres Zeitalters sich Theologen, wie Knapp, Daub, Schwarz, Schleiermacher oder wer sonst, an der Kritik des Rationalismus und an dem wissenschaftlichen Aufbau der Kirche

und Theologie betheiligten, ohne Rücksicht auf sonderbekenntnißmäßige Persönlichkeit sich einigten oder schieden. Sie setzten aus Einsicht, mit gutem Willen und Rechte eine innere Nützlichkeit und zeitige Nothwendigkeit, ja eine werdende Wirklichkeit einer sogenannten Lehr-Union voraus. Mit größter Freude und gleicher Liebe gaben sich Alle, die den Puls des verjüngten, religiösen Gemeinlebens fühlten, einer frischen Feier der Evangelischen Reformation und der Vertiefung in den Einigen Sinn ihrer Urkunden hin. Alles, was seitdem an evangelischer Sprache, frommer Anschauung und Redeweise am meisten in Gang gekommen ist, leitet sich aus einer evangelischen Union, aus der Brüdergemeine her, welche, wenn sie die Confessionen als Tropen bewahrte, doch nicht aus ihnen, sondern aus positivem evangelischen Gemein- und Grundgeiste schöpfte. Eben diese Brüdergemeine (in deren Schooße Schleiermacher und Albertini erzogen waren) gab fast allein noch für die damaligen Familien- und Laien-Kreise die wohl verwahrte Elemente des positiven Christusglaubens her und hat sie zu seiner Zeit reichlicher mitgetheilt als im zweiten Jahrzehend unser Jahrhundert. Wie lehrreich spricht es aus jenen Jahren*) heraus, daß der Theolog der Epoche (dessen Standpunkt so überwunden oder so überwindlich, Gott sei Dank, nicht ist, als es Unkundige nachsagen oder Uebelwollende vorgeben) aus derselben Brüdergemeine, aus welcher er, des wissenschaftlichen Strebens und Gewissens wegen, unter schwerem Kampfe geschieden war, dieselben Erfahrungen von der Selbstständigkeit der Religion und ihrer Gemeine in Christus mitbrachten, welche er in begrifflicher Form der Theologie der Deutschen zugebracht hat, und die ihn früh und spät nach seinen letzten Geständnissen aufrecht erhalten haben.

Kehren wir aber zum Erforderniß Katechetischer und Dogmatischer Lehr-Union zurück. Wir leugnen, daß sie deshalb schlechthin gefehlt habe, weil sie nicht von Anfang in Formel gebracht und als Formel autorisirt worden war. Diese Sache ist erst peinlich und schwierig geworden, nachdem der äußerste Rationalismus sein Haupt erhoben, mehr oder minder unter Titel einer das Bekenntniß

*) Prot. Bl. von Gelzer. 1855. Juli. Reliquien a. Schleiermachers Jugendleben.

vergleichgültigenden Union sich Berechtigung angemaaßt hatte, und eben dadurch der Anhänger des positiven Glaubens viele auf die Sonder-Confession zurückgeschreckt worden waren. An und für sich war die Union nicht gehindert, sich zum Augsburgischen Bekenntniß zu halten, sich des Lutherischen Katechimus zu bedienen; sie hatte volle Freiheit, Verschiedenheiten des Textes der Hauptstücke auf Grund der betreffenden Schrifttexte auszugleichen, und konnte sogar in den sacramentlichen Stücken, unter Beachtung der Deutschen Geschichte der Reformirten Lehre, ergänzend oder erklärend jede Verwirrung vermeiden. Wenn sich neu entstehende Evangelische Gemeinen auf die Augsburgische Confession und die übereinstimmende Lehre der beiden symbolischen Katechismen urkundlich gründeten, oder die Ordination unter solcher Formel ertheilt wurde, so konnte, wer nur wollte, recht gut wissen, was das sei und daß es etwas sei. Die reformatorischen Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts lassen sich unter dem doppelten Gesichtspunkte der Einheit und des Unterschiedes auffassen.

Es ist aber den Laien wie den Theologen leichter gewesen, die Einheit gründlich zu verstehen, als den Widerspruch, so weit er reicht, deutlich zu fassen; und noch leichter einzusehen, daß das Einige zur Pflege voller Kirchengemeinschaft zureiche. Man mag sich wahren, wie man will, diese Erfahrung und Ueberzeugung wird man aus der Zeit nicht wieder wegschaffen, daß gewisse hergebrachte Bestimmungen der kirchlichen Lehre die beseligenden, heiligenden und vereinigenden Kräfte des christlichen Gemeinglaubens weder schwächen noch heben, daß der Unterschied von Grundthatsachen und Grundwahrheiten vom theologischen Auf- und Ausbau schon den Aposteln lebendig beiwohnt, daß eine Zeit der Kirche mit einem anderen Ja und Nein inmitten ihrer Ausübung vorzugsweise zu schaffen hat als die andere, daß gerade die zuversichtlichsten Bestimmungen und die am meisten für abschließend geachteten späterhin am meisten für fraglich und vervollkommnungsbedürftig geachtet werden.

Wir läugnen nun dabei nicht, daß die durch mancherlei Ereignisse, welche die Union nach linker Seite hin zu ziehen schienen, abgeschreckten Confessionen sich wieder auf ihr Sonderlichstes zurückgezogen und Erklärungen extrahirt haben, welche wenigstens ganzen Parochieen das Recht ihrer Lehr-Union wieder zu entreißen scheinen.

Oder die kirchenrechtliche Auffassung geht dahin, zu behaupten, es giebt z. B. in Preußen nur eine geringe Minderzahl von neuen verschmolzenen Gemeinen, bei welchen die Sonder-Confession nicht zu Recht bestände; denn dieß finde nur da statt, wo die Lehr-Union auf urkundlichen Verhandlungen beruhe. Gleich als ob andre concludente Facta — auch ein schon in das Kirchenrecht aufgenommener Begriff — gar nicht vorhanden sein könnten. Ich will nur beiläufig erwähnen, daß es etwas bedeute, wenn Gemeinen durch einen besondern vom Kirchenregiment gutgeheißnen oder gar veranlaßten Beschluß und Act den Namen Lutherisch oder Reformirt ablegen und den Namen Evangelisch annehmen. Bleiben sie freilich eine jede nach ihrem Stande vor der Union auch in der Union an specifisch Lutherthum oder specifisch reformirte Lehre gebunden, so daß ihre Pfarrer nur darnach berufen und bestätigt werden dürfen, so thut der Name wenig. Allein die Einführung und Pflege der Union — wir reden von der Preußischen Kirche — hat da, wo sie angenommen wurde, noch ganz andere Folgen von kirchenrechtlicher Natur und Wirkung erzeugt. Die Union im Lehramt hat ein Menschenalter und darüber bestanden; der lutherische Prediger ist nicht reformirt geworden und hat doch die reformirte Gemeine mit Lehre bedient, ebenso von der andern Seite. Diese Union im Lehramt und Confirmandenunterricht hat entweder jeden Sinnes und jeden Rechtes entbehrt, oder eine Lehr-Union, also ein Evangelisch Bekenntniß begründet, bei welchem die Sonderlehren dem gemeinsamen Gute evangelischer Erkenntniß untergeordnet und mehr oder minder persönliche Lehrweisen geworden, auch wohl geradezu ausgleichenden biblischen Sätzen gewichen sind. Seit drei Jahrzehnden und länger sind Individuen und Familien, Leute jeden Standes und Gemeinden (nicht nur solche, welche einen symbolischen Unions-Act verrichten mußten, wenn sie bestehen wollten, oder doch verrichten durften) ohne confessionelles Sonder-Gesetz unterrichtet und kirchlich erzogen worden. Ich verstehe mich auf das Recht, das bestehen könnte, sie sogar über ihr Leben hinaus zu repristiniren, nicht. Ich kenne einen Mann, der es dulden muß und will, daß ihn zwei Schriftsteller bereits der Apostasie von der lutherischen Confession beschuldigt haben. Er will,

wie gesagt, sich die gedankenlose Phrase gefallen lassen, wiewohl im Grunde eine dergleichen Redeweise nur auf solche passet, welche die Getrenntheit der Confessionen als eiserne Nothwendigkeit ansehen, und doch, da sie reformirt waren, lutherisch geworden sind. Kurz, er will dergleichen hingehen lassen, aber für seine Söhne alle, welche nie und in keiner innern oder äußern Bedeutung einer noch specifischeren Confession als der Evangelischen zugehört haben, nimmt er in Anspruch, daß es kein Kirchenrecht gebe, welches ihnen ihre Vergangenheit oder Zukunft in der Landeskirche raube. Viele sind eben nur so billig, daß sie zu Gunsten solcher Berechtigten hoffen, das Kirchenrecht werde sich selbst wieder berichtigen oder es werde ihnen zum Bewußtsein kommen, daß die Union sie beraubt habe. Denn was sie auch sonst derselben so halb und halb zugestehen, nämlich daß allerdings die eine Seite von der andern im Gemeinschaftsverkehr gewinnen oder ihr gewähren könne, einen besseren Ausbau des Gottesdienstes oder der Verfassung und Zucht: so ist ja doch überall die Lehre das Maaßgebende; und man hebt da mit vielem Nachdruck den 7. Art. des Augsburger Bekenntnisses hervor: Es ist genug zu wahrer Einigkeit, daß da einträchtiglich nach reinem Verstande das Evangelium gepredigt werde ꝛc. Nun ist ja aber die lutherische Lehre die reinere, ja wohl gar die absolut reine; eine wahrhaft zulässige Union also keine andere als eine solche, da man nur unter der einen Bedingung von der unerbittlichen Nothwendigkeit der Sonderung lassen dürfte, wenn zuvor die Irrthümer, an denen das reformirte Bekenntniß leidet, erkannt und vom Lichte der Wahrheit aufgezehrt seien. Die Gegner der Union sind nicht alle so unbesonnen eifrig, daß sie dergleichen sogenannte Irrthümer zu Ketzereien, d. h. zu Verläugnungen oder Satzungen steigerten, welche den, der sie hegt, der Verläugnung Christi und des Christenthums schuldig und der christlichen Gemeinschaft unfähig machten. Wenn aber demungeachtet die Mehrsten dafür halten, diejenige Irrung der Reformirten, die sich in notorischen Zwisten verrathe, greife weiter, greife irgendwie ganz durch, und demzufolge sei destomehr auf lutherische Ausschließlichkeit zu halten, so strebt dagegen die Union in jedem Momente ihres Werdens nach einer vollständigen Ausübung der Gemeinschaft des kirchlichen Lebens, und es fragt sich also, wie

sie sich in Ansehung der Glaubenslehre denkt und verhält. Die Union sagt nicht, ich fange Theologie und Bekenntniß von vorn an, sondern sie sagt zu den beiden Seiten, ihr habt beide den Entwickelungsgang der allgemeinen christlichen Bekenntnisse von Anfang an auf- und sogar in seinem formularischen Ergebnisse angenommen, beide gegen die antitrinitarischen Erregungen der reformatorischen Zeit Verwahrung eingelegt, beide Euch mit dem Pabstthum, Mönchthum und Pelagianismus der nächsten Vorzeit, ebenso wie mit der halben und scheinbaren Reformation, die etwa im trienter Beschlusse enthalten sein mag,*) oder mit der Römischen Contrareformation in Widerspruch gesetzt, endlich beide der aus der Neubildung der Kirche in die Umwälzung übergreifenden Richtung der sogenannten Schwarmpriester, kurz dem reformatorischen Radicalismus euch feierlich versagt; und wenn, wie hieran schon beim Gespräche zu Marburg 1529 kein Zweifel mehr übrig bleiben konnte, diesen drei Hauptverneinungen wesentlich zusammenstimmende schriftmäßige Satzungen**) entsprechen, wie sie in allen nationalen Bekenntnissen der Reformation vorkommen, wenn namentlich die dahin zielenden Sätze und Gegensätze des deutschen evangelischen Hauptbekenntnisses in ihrer Zusammenfassung das Wesen desselben ausmachen, so fragt sich, ob kraft dieser Einheit es möglich sei, bei hinzukommenden dringenden zeitlichen und örtlichen Motiven, es zuzulassen, daß Lutheraner als Einzelpersonen und Familien an dem Gottesdienste, dem Lehramt und der Sacramentsfeier der Reformirten theilnehmen, oder weiter, daß sie, miteinander vorsehungsvoll in eine kirchenlose Lage unter katholische Bevölkerungen versetzt, mit Stiftung einer evangelischen Uebung freiwillig gemeine Sache machen, also auch nach Maaßgabe der Umstände, ihrer gemeinsamen Principien und Geschichte ihre Eigenthümlichkeiten in Cultus, Amt und Verfassung austauschen, umbilden, erneuern.

Die Union bejahet die Zulässigkeit eines solchen Verfahrens vollständig, nicht etwa trotz der Lehre, sondern aus Grund der

---

*) Martin Chemnitius: Die trienter Synode hat mit einigem größeren Anstande sich über Erbsünde ausgesprochen.

**) Vergl. Urkundenbuch der Ev. Union 1853 S. VI — IX.

Lehre. Die Union sagt nicht, es bestehen zwischen den fraglichen Confessionen keine Widersprüche, sie gesteht sogar weite und durchgreifende Unterschiede der Lehrarten und Auffassungen zu. Ja man verdankt, glaube ich, eine eindringendere Erkenntniß und Kritik der feineren Momente des Unterschiedes den Tagen der Union, und vornehmlich Männern, wie Schneckenburger, J. Müller, Dorner, Göbel, Schenkel, Gaß und Andern, die mehr oder minder ihr anhingen. Die Union behauptet nur, daß, was die verschiedenen Lehrarten anlangt oder die gegensätzlichen Richtungen, die Mannichfaltigkeit derselben innerhalb der Theologie einer jeden Seite gleich groß, wenn nicht noch größer geworden ist, und was die Widersprüche z. B. in der Lehre vom Sacrament, von dem Verhältniß der Gottheit und Menschheit in Christo, von der Gnadenwahl und von der Beichte betrifft, die Deutschen Evangelischen sich seit Jahrhunderten oder von jeher theils in sehr geringem Maaße, theils in keiner Weise daran betheiligt haben; daß sie nur im Nicht-Deutschen Calvinismus und demjenigen Lutheranismus schroffer auftreten, welcher in der Concordienformel begriffen ist, sogar aber bei dieser harten Form der Controverse, sobald nur die Reformirten das lutherische nicht in das römische Dogma hereinschauen, die Lutherischen das Reformirte nicht in dürre Zeichenlehre und verständige Flachheit zersetzen wollen, ein für gemeinsame Erbauung fester mystischer und schriftmäßiger Bestand übrigbleibt. Die Union bekennet, diese Widersprüche gehören sämmtlich in überwiegendem Grade einer noch sehr unvollendeten theologischen Speculation, dem Glauben aber nur insofern an, als derselbe darnach ringt, sich auf Veranlassung verständiger Verneinung seiner Anschauungen und Gefühle, oder abergläubiger Vermengung fleischlicher und geistlicher Elemente seinen Inhalt gedankenmäßig auszuführen, zu begründen und zu vertheidigen. Ehe wir darauf näher eingehen, muß noch einmal in Bezug auf obige Behauptungen der Union eine Reihe von Thatsachen in Erinnerung gebracht werden.

Was den sich im h. Abendmahle selbstmittheilenden Christus betrifft, findet sich in der Kirche der ersten fünf Jahrhunderte ebensowohl der wörtliche Ausdruck der Verwandlungs- wie der Zeichen-Lehre, ebensowohl die Unterpfands- wie die Identitätslehre vor.

Nicht aber so, daß die Anhänger der Einen die Anhänger der andern von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hätten. Vom neunten bis zum zwölften Jahrhunderte überbietet je länger je mehr die gespannteste Uebernatürlichkeit der Auffassung sowohl den Ansatz zur reformirten wie den Ansatz zur lutherischen Lehre (Ratromnus bez. Joh. Scotus und Berengar von Tours), so daß schon damals ein frommer Lehrer, Eusebius Bruno, in ähnlicher Weise, wie Melanchthon, vor anmaaßlichen Entscheidungen warnt und auf die h. Schrift zurückweiset. Die Lehre Zwingli's*) ist nun keineswegs der mystischen Elemente etwa in dem Grade baar, wie die nachmalige der Polnischen Brüder, aber auch in keinem einzigen reformirten Bekenntnisse so nackt ausgedrückt, als sie dennoch vergleichungsweise erscheint. Bei dem Gespräche zu Marburg wird Luther in allen Stücken mit Zwingli einig, in diesem aber nur dahin, daß beide der Messe und der Verwandlung entsagen, während sie bekennen, daß im Abendmahle Leib und Blut Christi genossen werde. Auch der 10. Art. des Augsburger Bekenntnisses will sowenig eine Gemeinschaft mit Zwingli ausdrücken, daß er sogar mit den Worten „unter der Gestalt" einen Ausdruck hegt, der in der Sprache des Pabstthums anklingt und insofern in's Römische gedeutet werden konnte. Dennoch kam im Jahre 1536 eine Vereinigung zwischen den Evangelischen von Augsburg, Ulm und Straßburg einerseits und Luthern andrerseits zu Stande, welche eine Vereintheit des Leibes Christi mit dem Brote des Abendmahls annahm, obgleich, was die Nießung der Ungläubigen bedeute, unklar blieb. Von da an und zumal im Jahre 1538 bot man sich gegenseitig Kirchengemeinschaft, nur daß die Angelegenheit zwischen den Süd-Deutschen, welche die Mittler abgegeben haben, und den Schweitzern, in deren Namen es mit geschehen war, wieder zweifelhaft wurde. Luther brach mit diesen alles wieder ab. Thatsache bleibt, daß er geschrieben hat: „Der Gott und Vater aller Einigkeit wolle selbst solch gut angefangen Werk gnädiglich vollführen." „Nun ist wohl wahr und kann auch nicht anders sein, dass solche grosse Zwietracht nicht kann so leicht ohne Ritz und Narben geheilet werden. — Aber so wir

*) v. m. Protestantische Beantwortung der Symbolik Möslers.

zu beiden Theilen, die wir's mit Ernst meinen, werden fleissig anhalten, wird der liebe Vater und Gott wohl seine Gnade geben, dass es bei den Andern zu Tod blute." „Die Zwietracht weder mir noch jemands geholfen, sondern vielen Schaden gethan hat." „Vom Sacrament des Leibes und Blutes Christi haben wir auch noch nie gelehrt, lehren auch noch nicht, dass Christus vom Himmel oder der rechten Hand Gottes hernieder- und auffahre, noch sichtbarlich noch unsichtbarlich — und lassens göttlicher Allmächtigkeit befohlen sein, wie sein Leib und Blut im Abendmahl uns gegeben werde, wo man auf seinen Befehl zusammenkomme und seine Einsatzung gehalten wird."

Nun aber hatte Johann Calvin, mit welchem Luther in gar keine feindliche Berührung gekommen, von 1536 an eine reale gegenständliche Nießung Christi geltend gemacht. Melanchthon dagegen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es gar nicht Abfall von der alten Kirche sei, wenn man nicht mit Luther in dieser Sache halte, zog sich mehr und mehr von den scholastischen Hülfssätzen, welche Luther sich angeeignet hatte, auf die einfache Paulinische Auslegung der Einsetzungsworte zurück: Das gebrochne Brodt = Gemeinschaft des Leibes Christi ꝛc., Cor. 10, 16. Diese beiden Punkte näherten Calvin und Melanchthon einander, ohne daß sie ganz überein kamen. Eine Vermittelung sprach sich in der größeren Helvetischen Confession dahin aus: Es ist kein Widerspruch, daß Christi des Aufgefahrnen verklärter Leib im Himmel sei und doch wesentlich und wahrhaftig den Communicanten gegenwärtig, denn mit der Sonne am Himmel und ihren uns berührenden Strahlen ist es dasselbe. Ueberall aber ist wahr, daß innerhalb der reformirten wie der lutherischen Kirche selbst die Vorstellungen und Bekenntnisse in Unterschied fallen, oder doch daß die Deutsche Evangelische Kirche weder mit ihren Lehrarten oder dogmengeschichtlich, noch kirchenrechtlich in den Kreis der eigenthümlichen Lehre der Concordienformel sich einengen läßt. Die Pfalz, Baden, Hessen, Anhalt haben sich nie allen Bestimmungen des calvinischen Abendmahlsbegriffs und nie der ganzen Lehre Luthers zugesagt, und haben doch nie aufgehört, sich zur

Augsburgischen Confession zu bekennen. Die Formel: mit Brodt und Wein wird Leib und Blut dargereicht, hat man auf diesem Gebiete vorgezogen, aber sich dem 10. Art. nach der Fassung von 1530 deshalb nicht allgemein entziehen wollen, dafern sie richtig verstanden würde. Schleswig und das Piastische Land haben sich die Einbringung der Concordienformel verbeten und sie verboten. Dagegen erregte sich innerhalb der Annahme der ebengenannten exclusiven Abschlußformel eine sehr heftige gegenseitige Exclusive zwischen der Meinung von der absoluten und relativen Allgegenwart des leiblichen Christus, und es hat wenig gefehlt, daß sich die Seiten von Brenz und Chemnitz gegenseitig verketzerten. Die Lehr-Union geht durch die Geschichte der Trennung hindurch. Irgend ein Consens, mächtiger als der übrig bleibende Dissens, durfte der Natur der Sache nach auf Grund des Leipziger Gesprächs*) und bereits auf Grund der Märkischen Confession des Kurfürsten Johann Sigismund**) anerkannt werden. Es ist kein Wunder, daß in manchen deutschen Landeskirchen, wo die Eintrachtsformel keine Geltung erhielt, heute gefragt werden kann: „Sind wir lutherisch oder reformirt?" Denn man nimmt an, daß die Sächsische Confession von 1551 und alles, was sich an den Melanchthonischen Lehrbegriff anschließt, gar nicht zur Lutherischen Kirche gehöre. Die Anhaltiner sagen aber im Vorwort, in welchem sie sich vor dem Buche, das soeben als Deuteronomium der Augsburgischen Confession erscheinen will, verwahren wollen: unsre Lehrer sind Luther, Melanchthon und Fürst Georg.

Sehen wir aber von dem geschichtlichen Verlaufe ab, nach welchem sich das neuere Kirchenrecht der Union, zumal durch die heutigen Verhandlungen der Badischen Landeskirche verstärkt, an ein älteres anschließt; sehen wir vielmehr die innern Verhältnisse beiderseitiger Abendmahlslehre selbst näher an. Da ist nun die Union allerdings der Meinung, daß vorzugsweise in Ansehung des mündlichen Genusses überhaupt und insonderheit in Ansehung des leiblich-mündlichen Genusses der Unbußfertigen oder Ungläubigen Zwist der Lehre statt finde, dann aber auch in

*) Urkundenbuch S. 96.

**) S. 82.

Ansehung der gesegneten Elemente, ob in, unter und mit ihnen oder nur in und mit der ganzen Handlung Leib und Blut Christi kraft der Worte der Einsetzung gegenwärtig sei, und endlich, was die Erklärungen über die räumliche Existenz des Fleisches Christi und dessen allmächtige Selbstvergegenwärtigung anlangt. Wir erkennen es an, der fragliche Lehrzwist fällt auch dann noch nicht weg, wenn die Reformirten auf die sogenannte „Erhebung der Seele zum himmlischen Christus" (eine Vermengung der ethischen und physischen Vorstellung) verzichten, was sie auf weitem Gebiete thun, indem sie vielmehr auch ein Herabkommen lehren, und wenn dagegen die Lutheraner von der Allenthalbenheit absehen und schlechthin sich nur auf die Folge, das In, Unter, Mit aus den Einsetzungsworten werfen. Die Union behauptet nur, daß diese Differenz die Gemeinschaft evangelischer Christen am Tische des Herrn nicht störe, sondern möglicher Weise erhöhe; daß mit sehr wenigen Ausnahmen die althergebrachten Formulare der lutherischen Seite den Reformirten in Deutschland gar kein Hinderniß darbieten, und gerade die tiefste und schärfste Erkenntniß des Gegensatzes ausweisen müsse, selbst in diesem streitigsten Puncte überwiege das Gemeinsame der abgewiesenen Verwandlung und der festgehaltenen mystischen Communion des Leibes und Blutes Christi den Widerstreit der Meinungen. Der Subjectivismus, der ohne alles Recht dem Sacramentswesen der Reformirten schuldgegeben wird, würde im vollsten Maaße auf die lutherische Seite fallen, dafern angenommen würde, der Mangel am Vollbegriffe der Communicanten von der einen Seite könne die Wirkung der Einsetzungsworte und den Empfang gefährden. Neuerdings hat man sogar wieder einen besonderen Act des Bekenntnisses zur sacramentlichen Union von Brodt und Leib, der vor der Ausspendung statthaben solle, in Vorschlag gebracht; alles in Materie und Form wirklich unlutherische Dinge. Nun bleibt aber doch die unübersteigliche Differenz ob der leiblich-mündlichen und gläubig-geistlichen Nießung. Nur daß für's erste die geistliche Nießung auf lutherischer Seite zum würdigen und gesegneten Genusse mit erfordert wird. Niemals aber hat von jener Seite klar und faßlich oder wahr und deutlich gesagt werden können, was das sei, was der genieße, der zum Gericht genieße, oder wie das denkbar sei, daß der

Communicant gleichwol Christum genieße, er sei fromm oder gottlos. Nicht einmal hat die öffentliche Bekenntnißweise der Lutheraner strengster Art den eigentlichen Schlußpunct des sacramentlichen Hergangs: Verähnlichung mit dem Leibe Christi, Fleisch von seinem Fleisch, Nahrung des Auferstehungslebens — in dem Grade wie Melanchthon und die Schweizer es gethan, absichtlich hervorgehoben. Wenn man dagegen fragt, wie nur bei bloßem Nichts-Empfangen oder Nicht-Empfangen die Warnung vor einem Empfang zum Gericht kräftig genug bestehen solle, so lehrt die Erfahrung, daß die allzu große Sicherheit, zu empfangen und zu nehmen, überwiegend mehr auf der einen, die allzugroße Scheu auf der andern vorgekommen ist. Es ist kaum möglich, daß nicht, wenn die unbedingte Nießung Christi im Abendmahle als Dogma gilt, der überall in Bereitschaft stehende Aberglaube des Herzens, (der auch so Christum zum Sündendiener macht) mehr Raum gewinne als abgewehrt werde. Wird es gar noch ein Glaubensvorzug, gläubiger als die Reformirten in Ansehung der sacr. Union zu sein, so ist der Schade noch größer, und ist leichter zu nehmen. Angeboten, nahegebracht, lehret die reformirte Confession, wird Christus in der Handlung des Sacramentes Allen — wehe aber der Heuchelei und Entweihung, wer ohne hochzeitlich Kleid kommt. Dieß ist faßlicher als der Genuß des verklärten Heilandes, der nicht zu Heil, sondern zu Unheil sich assimiliren soll.

Daß Luther über den Werth desjenigen Abendmahlsgutes, welches beide andre als gläubige Nießung zuläßt, die ganze Frage um die leibliche zu vergessen und, dafern er sich im Elemente des Volksunterrichts bewegte, den Worten nach fast zu verläugnen im Stande war, haben wir durch Anführungen aus dem großen Katechismus an einem andern Orte dargethan.*) Luther hat in beiden Katechismen, wo vom Nutzen des Sacraments die Rede ist, vorzugsweise die gläubige Aneignung der Sündenvergebung im Sinne. „Darum *also* — läßt er Christum sagen — heiße ich euch essen und trinken, daß ihr euch es sollt annehmen und genießen. Wer ihm nun solches läßt gesagt sein und gläubt, daß es wahr sei, der hat es; wer

*) Würdigung der Angriffe des Dr. K. gegen die Union.

aber nicht gläubt, der hat Nichts, als der es ihm lässet umsonst vortragen und nicht will solch heilsamen Gutes genießen. Der Schatz ist wohl aufgethan, und Jedermann vor die Thür, ja auf den Tisch gelegt; es gehört aber dazu, daß Du dies annehmst." „Das darin gegeben wird, kann der Leib nicht fassen noch zu sich bringen, der Glaube aber des Herzens, so da solchen Schatz erkennet." Mit Bewußtsein bricht er hier ab und schreibt: Das sei genug, soviel zum gemeinen Unterricht noth ist.

Die Union vertrauet auf diese gemeinsame Erkenntniß der ethischen Seite des Sacramentsglaubens, und es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Beziehung die reformirte Lehre der evangelischen Feier und Lehre noch mehr zubringt, als sie vorfindet. Wie es sich im Ganzen und Großen inne werden läßt, daß die beiden Confessionen sich einander zu berichtigen, zu bereichern und zu fördern haben, so auch hier. Mich wenigstens hat es die Erfahrung gelehrt, daß die in Beichte und Abendmahl vollzogene evangelische Vereinigung die Gefahren der abgesonderten Standorte mehr und mehr überwindet. Der Reformirte wird vor Rückfall in jene früheren Lehren, gegen welche allein Luther in Harnisch gekommen, bewahrt und behauptet die Mystik des Abendmahles ungeachtet seiner Simultanitätslehre fester; der Lutheraner aber hütet sich mehr vor dem, was man abgemachtes Werk nennt, und vor allerlei Collision mit dem Romanismus.

Auch unsre ganze Sacramentslehre ist noch unfertig und gebrechlich; nur sofern sie Stirn macht gemeinschaftlich gegen den römischen Aberglauben und verstandesmäßigen Radicalismus, hat sie ein festes und gutes Recht.

Es ist mit dem beiderseitigen Begriffe von der Erwählung nicht anders. Nachdem, mit Bradenardine zu reden, die ganze Welt dem Pelagius, nämlich der Eigengerechtigkeit und dem Werk-Verdienste nachgelaufen war und nebenbei den sacramentlichen Wundern, traten alle Reformatoren in die Lehre von der Alleinwirksamkeit Gottes ein und ihre Privatschriften verhüteten den Anschein wenig, als ließen sie Gott das Böse wie das Gute bewirken. Die ganze evangelische Kirche und Reformation nimmt in diesem Punkte gewisse Aussprüche der Reformatoren stillschweigend zurück. Gott ist nicht Ursache der Sünde. Demungeachtet bildet sich Calvin aus

Schriftstellen ein System absoluter Gnadenwahl, welches sich nur eben gegen den Begriff des Zwanges und gegen die Herleitung des Bösen von Gott als Quelle verwahrt, sonst aber Verordnung zu Fall und Unbußfertigkeit wohl zuläßt. Dennoch vertheidigt er mit großem Eifer die Schuld des Falles und die menschliche Selbstbestimmung. Ausgenommen die beiden presbyterianischen Symbole Schottlands, enthält kein einziges reformirtes Bekenntniß die volle Lehre Calvins. Kurfürst Sigismund aber legt in demselben Augenblicke, da er sich zur reformirten Lehre öffentlich bekennt, ebenso entschieden Protest gegen das unbedingte Decret der Bestimmung zur Verdammniß wie gegen den Grund der Erwählung im vorhergesehenen Glauben Verwahrung ein. Beide Lehren wurden von Seiten der Wissenschaft nachmals einer ganz öffentlichen und unvermeidlichen Kritik innerhalb ihrer Confessionen unterworfen. Wie weit sind wir denn mit diesen Fragen, die zugleich in die speculative Philosophie einschlagen? Etwa schon am Ende? Indessen, sagt man, die Gnadenwahlslehre hat doch immer einen gewissen Ein- und Nachhalt auch unter den deutschen Reformirten, und ist doch um so sichrer für Irrlehre zu achten, da sie Folgerungen nach sich zieht, die den Antinomismus pflegen. Gleich als ob wir den Mißbrauch der lutherischen Gnadenlehre im Rechtfertigungsdogma, wenn es sich, wie Möhler sagt, vor der Heiligung gleichsam fürchtet, und zur Ehre Gottes gegen die Bestrebungen eines Arnd oder Spener verhärtet, nicht auch in der Geschichte vor Augen hätten, und jene „seligen" Laster im Gebiete des Bekenntnisses zur freien Gnade gar nicht vorgekommen wären!

Die Union geht nicht darauf aus, die Sonderlehre zu verstecken und zu verwischen, sie setzt sie nur für die Kirchengemeinschaft außer Kraft, sofern sie diese unmöglich machen soll. Sie warnt hiemit vor dem Wahne einer abgeschlossenen Reinheit der Lehre. Sie unterscheidet Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Evangeliums vom weiteren Aus- und Aufbau. Antwortet man, was ist denn nicht fundamental? Oder wie eine Stimme aus Pommern: die Kirche hat zur Grundlage das Bekenntniß, das Bekenntniß ist ein Organismus; von Epoche zu Epoche hat sich dieser Organismus bis zur Vollkommenheit der lutherischen Glaubenslehre entwickelt.

Ist dem also, dann, darf man mit dem volksthümlichen Sprüchwort sagen — „dann hört Alles auf." Nämlich jede mit gutem Glauben in Wissenschaft und Leben angenommene protestantische Voraussetzung. Vermöge eines sogenannten faulen Sophisma wird die Idee einer nothwendigen objectiven Entwickelung der Wahrheit des Christus-Dogma's mit einem zeitlich gegebenen, buchstäblich gezeichneten Lehrbegriffe vertauscht; gleich als ob es ganz vergessen werden müßte, wie sich für uns von Anfang an die Tradition zur Schrift gestellt habe; gleich als ob unsre Vorfahren, die sonst exclusivsten Dogmatiker, es verläugnet hätten, daß die symbolischen Bücher Zeugnisse einer Epoche und doch Zeugnisse auf Zeit seien; gleich als ob der Begriff eines Fundamentes möglich oder nöthig sein könnte, ohne daß das Werden des Aufbaues sammt den Zufällen dieses Werdens, welche der Apostel beschreibt, und gegen welche er die Gabe der Kritik auffordert und zuläßt, zugleich mit gedacht würde. Bisher fanden wir die Verwerfung des Fundamentalbegriffs nur von katholischen Dogmatikern, und aufs entschiedenste nur von Liebermann ausgesprochen.

Wie dem auch sei, die Union soll doch mindestens warten, sich zu vollziehen, bis sie ein wirkliches Bekenntniß habe. Sie werde aber dazu nicht kommen können, weil sie sich der Idealisten und Rationalisten, die unter ihrem Deckmantel gehen, nicht erwehren könne. Was das erste betrifft, so hat die Union seit zehn Jahren reichlich sich darüber ausgewiesen, und mehr, als es der Bekenntnißsucht oder der Bekenntnißflucht lieb war. Was das andre, so kann jeder wissen, daß der Rationalismus weder die Union erzeugt hat, noch ein Geschöpf derselben ist. Das Bekenntniß der Union ist in der formellen schriftlichen Verfassung und Abgeschlossenheit glücklicherweise noch nicht vorhanden, im Uebrigen ein so altes Gewächs, als die Reformation, seine Wurzeln liegen in heiliger Schrift, und nun schon viele Jahrzehnde beweisen, daß es dem evangelischen Gemeinleben zu Halt- und Fruchtbarkeit dient. Daß ein jetziger symbolischer Bestand die symbolisirende Thätigkeit der Kirche für immer ausschließe, oder daß ein jeder folgender Bekenntnißact nichts anderes sei, als Lossagung von allen vorhergehenden, sind offenbar geschichtswidrige Behauptungen.

Aber die Union ist ein Geschöpf der Fürsten? der landesobrigkeitlichen Kirchengewalt? Soweit sie dies ist und darin aufgeht, vertreten wir sie nicht. Sie ist es aber nur so, wie die Reformation vieler deutschen Länder und Städte; denn nach den Vorgängen der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, welche zwischen der Blüthenzeit der exclusiven Partei-Theologie und der Verjüngung des evangelischen Glaubens inne liegen, war es angezeigt, nicht auf das 17., sondern auf das 16. Jahrhundert des gemeinsamen Fortschrittes zurück zu gehen. Das geschah, indem man sich in großer Uebereinstimmung mit den kirchlichen Zeitgenossen auf die evangelische Einheit bezog.

Die Union stützt sich so wenig auf bloßen Nutzen oder äußere Bedürfnisse, daß sie vielmehr wünschen muß, keinen anderen Anwalt zu finden, als einen solchen, der sie nicht allein in ihrer sittlichen Möglichkeit, sondern auch in ihrer sittlichen Nothwendigkeit erkannt hat. Spener schon, der sie seiner Zeit nicht für ganz ausführbar achtet, bekannte sich aus tiefem christlichen Pflichtgefühle zu einem Anfang der Kirchengemeinschaft beider evangelischen Seiten, der ihm noch nicht angetreten und doch möglich schien. Auch darüber mußte er Synkretist heißen. Hat Plutarch das Wort richtig gedeutet, so hat Alting, der edle und geistvolle Theolog, auch Recht, einen sehr löblichen Synkretismus vom verwerflichen zu unterscheiden. Parteien in Kirche und Staat haben nur in dem Grade sittliche Berechtigung, als sie angesichts des Feindes, angesichts der vaterländischen Gemeinde-Gefahr willig sind, den Ausweg ihres Zwistes aufzuschieben und in Einheit zusammen zu wirken mit Allen, mit welchen sie irgend eine Einheit theilen, und nach dem Maaße, als sie sich dessen bewußt werden können.

Dr. Nitzsch, Propst zu Berlin.

Druck von Carl Schultze in Berlin, neue Friedrichsstraße 47.

Register zum ersten Theil.

(Die neuen Beiträge sind durch ein Sternchen [*] bezeichnet.)

A. Verfasser der Beiträge.

B. Sprachen, aus denen Proben gegeben sind.

Register zum zweiten Theil,

A Verfasser der Beiträge.

*) Das Kunstalbum enthält Mittheilungen von Bolzenthal, Dove, Ehrenberg, Enke, Fortlage, Franz, Friccius, Gerhard, J. Grimm, Gruppe, v. d. Hagen, Häring, Lydia Hecker, Hoefer, v. Humboldt, Julius, v. Klöden, Kugler, E. v. Mühlenfels, Oehlenschläger, v. Olfers, Panofka, Preuß, Ritter, Rückert, Schott, Emilie Seydel, v. Sternberg, Tieck, Trendelburg, Varnhagen v. Ense, Waagen, Weiß, Zeune.

B. Sprachen, aus denen Proben gegeben sind.

Berichtigungen.

Im 1. Theile.

Pag. 4, 17. Verszeile lese man: die Götter statt der Götter.
= 50, Anmerkung und pag. 51 in der Unterschrift steht Runeburg st. Runeberg.
= 60, 6. Verszeile, steht „den hier der" statt „der hier den".
= 78, vorletzte Zeile, steht der Punkt statt des Komma's.
= 88, 11. Z. v. o. steht osterica st. osteria u. p. 89 am Schluß d. Berichts Jave st. Fave
= 152, 8. Z. v. u. steht Commerzienräthin st. Commerzienräthe.
= 165, 12. Z. v. o. steht Jen statt Gen.
= 167, 15. Z. v. u. steht Chasse st. Chase.
= 211, 10. Verszeile, ist nach „kühl" ein Komma einzuschalten.

Im 2. Theile.

Pag. 7, 9. Z. steht stevriler statt steriler.
= 14, Z. 15, am Schluß ein Komma (,) hinzuzufügen.
= 14, Z. 29, = = = = (,) =
= 14, Z. 7, = = statt des Punktes (.) setze ein Komma (,)
= 17, 14. Z. steht numquam statt nunquam.
= 21, 16. Z. steht in statt im.
= 53, lies Vittoria Colonna statt Viktoria Colonna.
= 56, 1. Z. v. u. steht Tschirsch statt Tschirch.

Mühlenfels, Elfriede von, 1810-1884

Dresdner Album

Bd.: 2

Berlin [1856]